

# JOHN SAUL



# Im Zeichen Kains

# John Saul

# Im Zeichen Kains

Titel der amerikanischen Originalausgabe  
PUNISH THE SINNERS

Übersetzt von Thomas Niehaus

Scanned by Doc Gonzo

Diese digitale  
Version ist  
FREWARE  
und nicht für den  
Verkauf bestimmt

Copyright © 1978 by John Saul  
Copyright © der deutschen Ausgabe 1985 by  
Wilhelm Heyne Verlag GmbH & Co. KG, München  
Gesamtherstellung: Presse-Druck Augsburg

## Die Einweihung

Immer tiefer verfiel Peter Balsam in Trance. Seine Sinne schärften sich, und er spürte die sengende Flamme jeder einzelnen Kerze; er hörte sogar, wie der Teufel zu ihm rief. Er fühlte sich von Höllenglut umgeben; Unbehagen stellte sich ein, das ihn mehr und mehr ergriff und schließlich in Angst stürzte... Er wurde nach unten gezogen. Es waren Engelshände, deren Streicheln er jetzt spürte. Gleich wurde er ruhiger, gefaßter, und im stillen begann er, die Worte der *acts of faith and contrition* zu wiederholen, während er immer weiter in Ekstase geriet.

Peter Balsam war zuletzt im Orden des heiligen Peters, des Märtyrers, aufgenommen worden.

Und bereits kurze Zeit später machte er die grausige Entdeckung: Über seinen ganzen Rücken, von den Schultern bis hinunter zur Taille, zogen sich tiefrote Striemen. Es sah böse aus. Sie waren dick geschwollen und voll unheimlicher Schmerzen, die auf der ansonsten blaß-weißen Haut so deutlich zu sehen waren.

»Um Gottes willen, was ist das?« fragte Margo atemlos, während sie dabei den Umhang von seinen Schultern nahm.  
»Sag, was ist passiert?«

Jetzt wurde auch er vom ganzen Schrecken dieser Unheimlichkeit getroffen. Sein ganzer Körper begann zu zittern, letztlich gepackt vom Schauder. Schluchzend kam es heraus, »ich weiß nicht. Und das ist das Schlimmste, ich weiß einfach nicht, woher ich es habe.«

## Prolog

Vorsichtig streckte er sich nach dem Türgriff hoch. Halb hoffte er, die Tür würde verschlossen sein. Sie ließ sich öffnen. Mit erwartungsvoll offenen Augen ging er vor, langsam, ganz langsam. Wenn man vier Jahre alt ist, weiß man nicht immer genau, was man tun darf und was nicht. Dann macht man es entweder ganz schnell oder ganz langsam, so langsam, wie der Junge es gerade tat.

Er öffnete die Tür zum Schlafzimmer seiner Eltern nur so weit, daß er mit seinem kleinen Körper hineinschlüpfen konnte. Dann machte er die Tür hinter sich zu und sah sich um, obgleich er wußte, daß niemand im Zimmer war. Für einen Vierjährigen gibt es nur wenige Zimmer, die wirklich leer sind.

Auf Zehenspitzen vorangehend, schlich er sich durch das Zimmer, auf den Schrank seiner Mutter zu. Wieder hoffte er halb, daß die Tür verschlossen sein würde. Wieder einmal war es nicht so, und er nahm erneut seinen ganzen Mut zusammen, um die Tür zu öffnen und in den Schrank zu steigen. Da waren sie - die Schuhe seiner Mutter.

Er hatte das Bild einmal in einem Buch gesehen - ein kleiner Junge, der ganz in den Kleidern der Mutter steckte; seine kleinen Füße verloren sich in den viel zu großen und hochhackigen Schuhen, während der Körper in den Falten eines roten Kleides verschwand und das Gesicht unter der Krempe eines weiten Sonnenhutes. Seine Mutter liebte dieses Bild, und fast abgöttisch liebte sie den Jungen darauf.

Er stieg in ein Paar Schuhe seiner Mutter und versuchte erst einmal, die Balance auf den dünnen Absätzen zu gewinnen, was nicht leicht war, aber endlich doch gelang. Dann überlegte er, wie er an die Hutschachtel herankommen könnte, die ganz oben auf einem Regalbrett lag und für ihn fast schon außer Sichtweite war. Plötzlich hörte er etwas.

Es war das Klicken eines Türschlosses, und sogleich wußte

er, daß jemand ins Zimmer gekommen war. Rasch drehte er sich um, die Schranktür war fast geschlossen, aber nicht ganz. Wenn er sich absolut still verhielte, dann würde vielleicht niemand, wer immer es auch war, irgend etwas bemerken...

Er kauerte sich am Schrankboden nieder. Er hörte weitere Geräusche, dann Schritte, dann Stimmen, und dann das Schnappen des Türschlosses. Es waren seine Eltern, beide im Schlafzimmer.

»Ich mag jetzt nicht.« Es war seine Mutter. »Es kommt mir so - so unanständig vor.«

»Du meinst, du hast keine Lust, es bei Licht zu machen.« Das war sein Vater, obendrein verärgert. »Deine Zimmerlichkeit, Ruth, war schon immer das Problem an dir. Was du brauchst, ist ein bißchen Hauch einer Hure.«

Was war wohl eine ›Hure‹, fragte sich der Junge im Schrank, und was er dann hörte, klang wie eine Rauferei, unterbrochen von der ängstlichen Frage seiner Mutter: »Was ist mit den Kindern?«

»Was soll schon mit ihnen sein?« raunte sein Vater. »Elaine ist in der Schule, und der Kleine ist draußen und macht Gott weiß was.«

Der Kleine versuchte, sich im Schrank besser zu verstecken, denn nun war es noch wichtiger, nicht entdeckt zu werden. Er wußte zwar nicht genau, warum, aber er spürte die Wichtigkeit.

Die Rauferei schien kein Ende zu nehmen, wieder hörte er einige Worte, verstand aber nichts. Langsam fragte er sich, was da draußen tatsächlich vor sich ging. Einen Blick durch den Türspalt zu riskieren, wagte er nicht, zu groß war seine Angst. Seine immense Angst wich erst, als er das Stöhnen seiner Mutter vernahm. Er krabbelte zur Tür und preßte seine Augen gegen den Spalt. Außer einem Bettfuß war nichts zu sehen. Inzwischen war das Stöhnen seiner Mutter noch heftiger geworden. Er mußte es wagen und die Tür etwas weiter öffnen. Und nun sah er sie.

Beide lagen im Bett, der nackte Vater auf der nackten Mutter, die mal weinte, mal stöhnte und mit seinem Vater rang, als würde sie gegen ihn kämpfen. Andererseits hielt sie die Arme um seinen Hals geschlungen, und in den Stöhnepausen stieß sie immer wieder hervor: »Ja - ja... O Gott, ja!«

Je länger er diese eigenartige Szene auf dem Bett beobachtete, desto größer wurde seine Angst. Vielleicht sollte er seiner Mutter helfen, aber die Angst vor dem Vater hielt ihn vor der Ausführung seines Gedankens zurück. Schon einmal hatte ihn sein Vater geschlagen; er wollte nicht wieder Schläge bekommen. Außerdem war er sich nicht sicher, ob seine Mutter überhaupt Hilfe wollte. Inzwischen ging es lauter zu, seine Mutter schrie; allem Anschein nach war es jetzt doch ein richtiger Kampf. Aber immer noch waren ihre Arme um den Körper seines Vaters geschlungen; und sie küßte ihn.

Dann merkte er, wie sich etwas anderes im Zimmer bewegte. Es war die Tür zum Schlafzimmer, die sich langsam öffnete. Er hielt den Atem an und atmete erst wieder aus, als er sah, daß es Elaine war. Sie würde wissen, was zu tun war, dachte er bei sich. Sie war sechzehn und fast erwachsen. Wenn seine Mutter wirklich in Not war, Elaine würde ihr helfen können. Er sah, wie Elaine auf das Bett zuing. Warum sagte sie nichts, warum unternahm sie nichts? Sie stand einfach neben dem Bett und beobachtete wie gebannt diese Vorgänge.

Er wollte sich gerade bemerkbar machen, als er sah, wie seine Schwester die Hände über den Kopf hob.

Und in ihren Händen sah er das Küchenbeil.

Und dann sah er, wie das Beil herunterraste und mit hartem, metallischem Klang durch den Schädel seines Vaters drang.

Er hörte das entsetzliche Schreien seiner Mutter, und verwirrt sah er zu, wie sie sich vom schweren Körper seines Vaters zu befreien versuchte. Warum nur half Elaine ihr nicht? Sie hatte doch den Vater zum Einhalt gebracht.

Er merkte, daß Elaine nicht das Geringste unternahm, um

seiner Mutter zu helfen. Wieder hob seine Schwester das Beil. Im nächsten Moment sah er, wie das Gesicht seiner Mutter getroffen wurde. Er war gelähmt vor Schrecken. Er dachte, er hätte seine Mutter schreien hören. Alles geschah so schnell, daß er sich nicht sicher war. Und immer noch sah er, wie seine Schwester immer wieder das Beil hochbrachte und auf beide Körper einschlug, die längst bewegungslos dalagen; schließlich gab es für ihn nur noch Rot und das silberne Blitzen des Metalls.

Voller Angst preßte sich der Kleine tiefer in den Schrank. Hoffentlich würde sie ihn nicht entdecken. Aber sie stand ganz still neben dem Bett und sah sich die Sache an. Dann ließ sie das Beil aufs Bett fallen und kniete am Boden nieder, als ob sie etwas suchen würde, was er jedoch nicht sehen konnte.

Sie stand wieder auf und brachte einen Stuhl in die Mitte des Zimmers, wo an der Decke ein großer Lampenhalter hing. Sie stieg hinauf, um sich irgendwie an der Halterung zu schaffen zu machen. Sie hantierte mit einem Stromkabel, das er schon einmal gesehen hatte, als seine Eltern irgendwelche elektrischen Geräte daran anschlossen, wenn die anderen Kabel zu kurz waren. Ihm war unklar, warum sie das jetzt an der Lampenhalterung festmachen wollte, wo doch jeder wußte, daß es in eine Steckdose gehört.

Er sah, wie sich seine Schwester das lose Ende um den Hals legte. Langsam begann er zu begreifen, was sie vorhatte. Er hatte so etwas schon einmal gesehen. Sie würde sich aufhängen, so wie er es von Bildern her kannte. Was sollte aus ihm werden, wenn sie das tat? Er mußte sie aufhalten.

Der Kleine hatte seine Stimme wieder gefunden. Wie wild schrie er nun drauflos. Seine Schwester drehte sich sofort herum, verlor den Halt, und unter ihren Füßen kippte der Stuhl. Die Schranktür flog auf, und im selben Moment trafen sich beider Blicke: Sie hatte sich das Genick gebrochen. Hilflös sah der kleine Junge seine Schwester hin und her baumeln.

Schließlich ging er auf sie zu und berührte sie vorsichtig. Sie fühlte sich seltsam an, so als ob sie nicht länger seine Schwester wäre. Was sollte er jetzt tun?

Später - er wußte nicht, wann - hörte er einen Schrei. Er verhielt sich ruhig und kauerte sich in der hintersten Schrankecke zusammen, die Knie unter das Kinn gezogen, während die Arme sich ganz fest um seine Beine schlangen. Er glaubte, noch andere Geräusche zu hören, ehe er merkte, wie die Schranktür geöffnet wurde, zwei Arme nach ihm griffen und ihn aufhoben. Erst jetzt begann er zu weinen, um dann kaum mehr ein Ende zu finden.

Den ersten Tag nach Entdeckung der grausamen Tat im Schlafzimmer seiner Eltern mußte er im Krankenhaus verbringen. Nonnen nahmen sich seiner an und stellten endlose Fragen, für die er keine Antworten hatte. Er wollte seine Mutter und seinen Vater wiedersehen. Aber sie besuchten ihn nicht.

Am zweiten Tag brachte man ihn ins Klostergebäude. Er hatte keine Ahnung, daß es ein Kloster war; für ihn war es ein großes Gebäude, in dem es viele Nonnen gab, die großes Getue um ihn machten. Aber er sah auch Kinder, die alle da zu leben schienen, und er fragte sich, ob auch er hier leben sollte.

Als er am zweiten Tag schlafen ging, überlegte er, ob seine Eltern ihn wohl besuchen würden. Und Elaine? Was war aus ihr geworden? Bevor er in Schlaf fiel, glaubte er, Elaine zu sehen. Aber irgend etwas stimmte nicht an ihr. Eigenartig, wie ihr Hals in die Länge gezogen und ziemlich verdreht war.

Als der kleine Junge zu schreien begann, kam sofort eine Nonne ins Zimmer geeilt, um ihn fest in die Arme zu schließen, bis er sich beruhigt hatte und wieder eingeschlafen war.

Am dritten Tag ging man mit ihm in die Kirche, und der



kleine Junge begriff nun, daß seine Eltern ihn nicht mehr abholen würden. Er wußte, sie waren in den Kisten, die vor der Kirchenfront aufgebahrt waren. Man würde die Kisten fortbringen, und er würde seine Eltern nie wiedersehen.

Ob er seine Eltern noch einmal anschauen dürfte, fragte er, was ihm verboten wurde. Er wußte nicht, warum.

Während der Beerdigungszeremonie blickte sich der kleine Junge neugierig um. Neben ihm war eine Frau, ganz in Schwarz gehüllt, und kurz vor Ende der Feierlichkeit zupfte er an ihrem schwarzen Gewand. Er wußte, sie war eine Nonne, und wahrscheinlich würde sie künftig auf ihn aufpassen. Noch einmal zupfte er an ihrem Umhang, so daß sie sich herabbeugte und ihr Ohr ganz dicht an seine Lippen hielt.

»Wo ist Elaine?« fragte er. »Kommt sie nicht hierher?«

Einen Augenblick lang sah die Nonne den Kleinen wie versteinert an und schüttelte dann den Kopf.

»Sie kann nicht hiersein«, sagte sie. »Es ist besser, du denkst nicht mehr an sie.«

»Warum nicht?« wollte der Kleine wissen.

»Vergiß sie!« ermahnte die Nonne ihn. »Deine Schwester war sehr böse, sie hat gesündigt. Du darfst nicht mehr an sie denken.«

Die Totenmesse war zu Ende; seine Eltern wurden fortgebracht, und er fragte sich, was mit ihnen nur passiert war.

Und was war mit seiner Schwester geschehen?

Warum war er nun ganz allein?

Aber er war nicht ganz allein, sondern in einem Kloster, wo niemand ihm sagte, warum. »Er wird schon darüber hinwegkommen«, hörte er eine der Schwestern sagen. »Er muß es einfach vergessen.«

Der kleine Junge vergaß nichts, weder als er klein war, noch als er älter wurde. Irgend etwas war passiert, das wußte er. Irgend etwas war seinen Eltern und seiner Schwester

zugestoßen. Er wußte es, wie er auch wußte, daß seine Schwester Schuld an allem hatte.

Seine Schwester war böse. Seine Schwester hatte gesündigt.

Er wußte, daß Gott allen Sündern vergibt.

Aber wer bestraft die Sünder?

Als er zehn Jahre alt war, hörte er mit den Fragen auf. Es hatte ihm ohnehin nie jemand Antwort gegeben.

## 1. BUCH

### Die Heiligen von Neilsville

#### 1

Peter Balsam war den Hügel zur Kathedrale hinaufgewandert und sah nun zu der bedrohlichen Fassade der Kirche von St. Francis auf. Hier schien die Wüstenhitze noch unerträglicher, und er merkte, wie der Schweiß aus seinen Achselhöhlen drang und in Rinnsalen über seinen Rücken hinunterlief. Er ließ sich auf den Stufen vor der Kirche nieder und betrachtete die Aussicht, die sich ihm von unten bot.

Neilsville hieß diese Stadt. Sie lag in der flimmernden Hitze der Wüste von Eastern Washington wie im Todeskampf, mit jedem Atemzug mehr ringend, außerstande, das qualvolle Leid zu beenden.

Eine seltsame Atmosphäre lag um Neilsville. Peter Balsam hatte diese Aura seit seiner Ankunft hier gespürt, aber keine Erklärung dafür gefunden.

Vor zwei Stunden war er aus dem Zug gestiegen, als er wie von einem Blitz getroffen wurde. Es war ein Wort, an das er plötzlich denken mußte, das er aber genauso schnell wieder verdrängte. Obwohl es sich nicht verdrängen ließ. Es kehrte beharrlich wieder.

Das Böse.

Wie Todesgeruch hatte es sich über der Stadt ausgebreitet. Sein erster Gedanke war, fortzulaufen mit allem, was er bei sich hatte, den nächsten Zug nach Osten zu nehmen und Neilsville so schnell wie möglich zu verlassen.

Doch der nächste Zug ging erst am nächsten Tag. Nur mit Zögern hatte er sich zu der Apartmentwohnung begeben, die man für ihn angemietet hatte. Nicht einmal seine Koffer hatte er ausgepackt, ganz abgesehen von den anderen Dingen, die es

zu tun gab. Er schrieb seinen Namen nicht an den Briefkasten, machte nicht die geringsten Anstalten, ein Telefon zu bestellen, und kümmerte sich auch sonst nicht um die Angelegenheiten, die man bei einem Einzug in eine neue Wohnung normalerweise erledigen muß.

Statt dessen hatte er sich einzureden versucht, daß seine unheimlichen Vorausahnungen, daß irgend etwas an dieser Stadt nicht stimmte, nichts weiter als Einbildung waren. So war er losgegangen, um sich den Ort einmal näher anzusehen.

Dann war er den Hügel zur Kathedrale hinaufgestiegen. Er wollte dem Mann gegenübertreten, der ihn nach Neilsville geholt hatte. Peter Balsam trat in die Dunkelheit der Kirche ein, tauchte seine Finger ins Weihwasser und schlug im Niederknien das Zeichen des Kreuzes. Dann sank er auf einer Kirchenbank zu Boden und begann zu beten.

Es waren die Gebete, die er von den Nonnen im Kloster gelernt hatte. Das Gebet hatte ihm immer Frieden gebracht.

Heute aber konnte er diesen Frieden nicht finden. Finger schienen sich nach ihm auszustrecken, suchten ihn zu ergreifen und in einen Sumpf zu ziehen, den er nur fühlen konnte.

Peter Balsam versuchte weiterhin, Ruhe und Konzentration im Gebet zu finden. Immer wieder sprach er die vertrauten Verse vor sich hin, bis sein Angstgefühl von der Rosenkranzleier verdrängt wurde.

»Heilige Maria, Mutter Gottes, sei uns Sündern gnädig...«

Im Arbeitszimmer des Pfarrhauses, ganz in der Nähe der Kirche, ging Monsignore Peter Vernon langsam auf und ab. Er hatte beobachtet, wie Balsam den Hügel heraufgekommen war; nun wartete er auf das leise Klingeln, mit dem sich der Besucher ankündigen würde. Doch dann wurde ihm klar, daß Balsam nach dem langen Aufstieg eine Pause zum Luftholen gemacht haben mußte.

Noch einmal trat der Pater ans Fenster und sah hinaus. Es war der gewohnte Blick über die Dürre von Neilsville. Unter

ihm befand sich der Tennisplatz, auf dem fünf Mädchen spielten, vier von ihnen im Doppel, während eine sich die Zeit allein vertrieb. Während er sie in Augenschein nahm, wandte jede von ihnen den Blick hinauf zu ihm, als ob sie seine Mißbilligung empfunden hätten. Ohne sich zu schämen, winkte eine von ihnen, und der Pater beeilte sich, vom Fenster wegzutreten, offensichtlich peinlich betroffen, daß er von ihnen entdeckt worden war. Schließlich ärgerte er sich sogar über seine eigene Betroffenheit.

Er konnte diese Mädchen nicht leiden, insbesondere nicht ihre Art, wenn sie sich in seiner Gegenwart respektvoll gaben, hinter seinem Rücken aber über ihn lachten. Während seiner Kindheit wäre eine solche Ungezogenheit niemals geduldet worden. Die Nonnen hatten immer Respekt gefordert, den die Jungen im Kloster ohne zu zögern gezollt hatten. Die Zeiten waren anders geworden; außerdem lebten diese Mädchen nicht in St. Francis Xavier, und sie waren auch nicht einer ständigen Überwachung ausgesetzt, so wie er sie, noch während seiner Kindheit erlebt hatte. Dieses Jahr, so sagte er sich, sollten sich die Dinge ändern. Mit der Hilfe von Peter Balsam wollte er nun strengere Saiten aufziehen und ihnen Respekt und Demut einflößen. Zu diesem Zweck hatte er Peter Balsam nach Neilsville geholt.

Es war kein leichtes Unterfangen gewesen. Von Anfang an hatte die Gemeindeschule nur Nonnen als Lehrer eingestellt, die gegen die Idee des Monsignore, einen Psychologiekurs unter der Leitung eines Laien einzuführen, starken Widerstand geleistet hatten. Psychologie, so behaupteten sie, sei in St. Francis Xavier fehl am Platze. Und in St. Francis Xavier habe noch nie ein Mann, der obendrein nicht einmal ein Priester sei, gelehrt. Monsignore Vernon erklärte ihnen, daß es unmöglich gewesen sei, jemand anderen zu finden, der sowohl Latein als auch Psychologie geben konnte. Aber auch dies überzeugte nicht, so daß er sich ausschließlich auf seine Autorität als ihr

geistliches Oberhaupt berufen mußte. Wie die meisten anderen, so kuschelten auch sie schließlich vor der Strenge, die in solchen Momenten in die Augen des Monsignore trat. Erst dann war es ihm möglich gewesen, Peter Balsam nach Neilsville zu bitten.

Monsignore Vernon kannte Peter Balsams Geschichte. Er hielt es deshalb für sehr unwahrscheinlich, daß sein alter Freund die Bitte abschlagen würde. Peter Balsam sagte zu.

Als Peter Balsam aus dem Kirchendunkel wieder in das gleißende Sonnenlicht trat, wurde er von der unerträglichen Hitze fast zurückgeworfen. Noch einmal sagte er sich, daß die Angst, die ihm die Stadt einflößte, lediglich Einbildung sei. Es war eben alles anders hier, als er es von früher her gewohnt war; hier litt alles unter der sengenden Hitze.

Er redete sich zu, in Neilsville zu bleiben und der Stadt eine Chance zum Kennenlernen zu geben. Zu lange schon war Angst ein Bestandteil seines Lebens, dieses Mal mußte er sie überwinden. Als er auf das Pfarrhaus neben der Kirche zuging, versuchte er sich noch mal mit dem Gedanken zu beruhigen, daß sein Unbehagen nur eingebildet sei. Aber so ganz konnte er sich dieses unwohle Gefühl nicht ausreden. Denn während er die Stufen zur Veranda des Pfarrhauses hinaufging, spürte er, wie irgend etwas nach ihm griff, ihn zu ziehen versuchte, irgend etwas, das nicht in ihm war, sondern dort draußen, irgendwo da draußen in Neilsville.

Er ging über die Veranda und suchte die Klingel. Er wollte gerade an die Tür klopfen, als er die kleine Karte entdeckte, die an der Glasscheibe in der Mitte der Tür klebte. Darauf stand in zierlicher Schrift: ›Bitte kommen Sie herein.‹ Der Bitte folgend, öffnete Balsam die Tür und betrat den Flur des Pfarrhauses. Rechts von ihm stand ein kleiner Tisch, darauf eine silberne Glocke, die Balsam vorsichtig in die Hand nahm. Kurz darauf war ein klares Klingeln im Haus zu vernehmen. Noch war alles still, doch dann hörte er, wie irgendwo in der Halle eine Tür geöffnet wurde und jemand aus dem Zimmer

trat. Groß, selbstbewußt und eine Hand zum Gruß ausgestreckt, kam Peter Vernon auf ihn zu.

»Peter Balsam«, hörte er den Pater mit tiefer Stimme sagen. »Wie lange haben wir uns schon nicht mehr gesehen?« Noch bevor er ein Wort zur Begrüßung sagen konnte, sah er sich schon durch die Halle gedrängt, in das Zimmer, aus dem wenige Sekunden zuvor der Pater herausgekommen war.

»Pete...«, begann Balsam zögernd, während Vernon die Zimmertür schloß. Offensichtlich war es sein Arbeitszimmer. Doch dann merkte Balsam, wie nervös er eigentlich war - schlimmer als er gedacht hatte. Irgendwie hatte sich sein alter Freund verändert. Er schien größer und mehr Zuversicht zu verbreiten, während sein Blick etwas Schweres an sich hatte, eine eigenartige Dunkelheit, die Balsam beunruhigte. »Es ist lange her«, schloß er müde, »dreizehn oder vierzehn Jahre, glaube ich.«

»Setz dich«, sagte Vernon und deutete mit einer Handbewegung auf zwei große Stühle am Kamin, wo er noch vor Balsam Platz nahm. Auch Balsam setzte sich und merkte, wie er von Peter Vernon gemustert wurde.

»Ich glaube, ich bin noch ziemlich erledigt«, sagte er mit einem gequälten Lächeln, »irgendwie macht einem der Hügel hier ganz schön zu schaffen.«

»Du wirst dich daran gewöhnen«, sagte Vernon. »Mir ging es ganz ähnlich. Sei also willkommen in Neilsville!«

Der Monsignore bemerkte, wie Balsams Lächeln nachgab und seine Brauen sich leicht zusammenzogen. »Ist etwas nicht in Ordnung? Gefällt dir die Wohnung nicht?«

Balsam verneinte mit einem Kopf schütteln. »Nein, die Wohnung ist sehr schön. Ich weiß nicht, was es ist. Ich kann's mir nicht erklären, aber seit ich aus dem Zug gestiegen bin, begleitet mich so ein sonderbares Gefühl. Ich kann wirklich nicht genau sagen, was es ist. Ich rede mir schon die ganze Zeit ein, daß es nur Einbildung ist. Aber das Gefühl wird immer

stärker, daß irgend etwas...« Er mußte sich unterbrechen, um die richtigen Worte zu finden. Er zögerte, das Wort ›böse‹ zu gebrauchen, das ihm wieder in den Sinn gekommen war. »... daß irgend etwas hier nicht richtig ist.«

Er spürte, wie vom Pater eine eisige Kälte ausging. Offensichtlich hatte er sich zu einer falschen Bemerkung hinreißen lassen, denn beinahe fünfzehn Jahre schon war Neilville das Zuhause des Monsignore, und das erste, was Balsam bei ihrer Begegnung tat, war, den Ort schlechtzumachen. Balsam versuchte, seinen Schnitzer wiedergutzumachen.

»Ich bin sicher, ich werde mich schon anfreunden«, beeilte er sich hinzuzufügen, und im gleichen Augenblick war ihm klar, daß er nun zu bleiben gezwungen war. Auch vom Pater schien die Spannung wieder gewichen zu sein, der freundlich lächelnd fragte:

»Wie geht es deiner Frau? Heißt sie nicht Linda? Will sie nachkommen?«

»Ich fürchte, nein«, sagte Balsam vorsichtig. »Wir haben uns auseinandergeliebt. Manchmal klappt es eben nicht.«

»Ich verstehe«, sagte Vernon in einem Tonfall, der Balsam bedeutete, daß er überhaupt nichts verstanden hatte. »Wirklich eine äußerst unangenehme Geschichte.«

Balsam beschloß, die ganze Angelegenheit herunterzuspielen. Erklärungsversuche darüber, was schiefgelaufen war, waren zwecklos. Der Blick des Paters verriet weiterhin eisige Kälte und Verständnislosigkeit. »Das kommt ganz auf den Blickwinkel an. Aus unserer Sicht, Lindas und meiner, war wohl eher die Heirat ein Fehler, nicht die Trennung.« Er versuchte ein Lächeln.

So wie Vernon ihn anstarrte, war ein Lächeln kaum möglich. Er hatte schon wieder einen Fehler begangen: Pete Vernon war Priester; er hätte es besser verschweigen sollen.

»Ich hätte das nicht erwähnen sollen«, bemerkte er schnell.



»Natürlich war das alles sehr schmerzlich, und ich fürchte, daran wird sich so schnell nichts ändern.« Es wird noch lange dauern, dachte er bei sich, während der Pater fürs erste beruhigt erschien.

»Natürlich«, erwiderte Vernon mit väterlicher Stimme, die Balsam an ihm noch gar nicht kannte.

»Wenn ich irgend etwas für dich tun kann...« Plötzlich wandte er sich ab, und als er den Satz wieder aufnahm, tat er dies mit einem deutlichen Unterton der Verärgerung.

»Du hättest *mir* das alles vorher sagen sollen«, fuhr er fort. »In Städten wie Neilsville läßt sich so etwas viel schwieriger verheimlichen als in größeren Gemeinden. Schade, denn das macht es uns allen nicht gerade leichter.«

Mein Gott, dachte Balsam, will er mich etwa entlassen, bevor ich überhaupt eine Chance hatte? Dann sagte er, »Ich glaube nicht, daß außer mir mein Eheleben sonst noch jemanden etwas angeht.«

Vernon lächelte verständnisvoll. »Ich glaube, du mußt noch viel über Neilsville lernen. Gerade in solche Geschichten steckt hier jeder die Nase. Aber da läßt sich nichts mehr dagegen machen. Du bist nun also hier, und Linda nicht. So ist es doch, nicht wahr?«

Balsam wünschte, seine Erleichterung würde unbemerkt bleiben. »Pete«, begann er, hielt aber gleich an, als er die zum Schweigen mahnende Hand des Paters sah.

»Da wir nun schon mal bei den unangenehmen Dingen von Neilsville sind, sollten wir gleich noch über ein oder zwei weitere Kleinigkeiten sprechen. Zum einen sind wir ja alte Freunde, und da ist es selbstverständlich, daß du mich Pete nennst. Hier in der Pfarrei aber geht alles etwas traditioneller zu. Jeder hier, und damit meine ich wirklich *jeder*, nennt mich Monsignore. Das mag dir sehr streng vorkommen, aber es hat gute Gründe. Du solltest dich also auch umstellen und mich in richtiger Form anreden.«

Verkrampft lächelte er, als er Balsams erstaunten Gesichtsausdruck bemerkte. »Mir selbst wäre es lieber gewesen, wenn ich dich darauf nicht hinweisen müßte. Spricht es sich aber einmal herum, daß du mich Pete nennst statt Monsignore, dann wird man das als Zeichen der Mißachtung verstehen. Und das soll ja nicht sein.«

»Ich verstehe«, sagte Balsam langsam und hoffte, diese Floskel ebenso erfolgreich zu gebrauchen wie zuvor der Monsignore selbst. »Isoliert dich das denn nicht von allen anderen hier?«

Hilflos zuckte Vernon mit den Achseln. »Was bleibt mir anderes übrig? So hat man es hier schon immer gemacht. Die Menschen hier mögen es so. Außerdem haben wir doch eine Aufgabe an unserer Herde zu erfüllen, findest du nicht auch?«

Bevor Balsam darauf antworten konnte, erhob sich der Pater. »Hättest du nicht Lust auf einen kurzen Rundgang?« schlug er vor. »Dabei kannst du dich auch ein bißchen mit der Landschaft anfreunden.« Dieses Mal strahlte sein Lächeln Wärme aus. Trotzdem begann Peter Balsam sich zu fragen, wieviel daran wohl echt war. Monsignore Vernon geleitete Peter Balsam über die Tennisplätze zum Schulgebäude. Die vier Mädchen, die gerade ein Doppel spielten, hielten inne, um die beiden Männer zu beobachten. Peter Balsam grinste selbstbewußt zu ihnen hinüber, während der Pater sie geflissentlich übersah.

Das fünfte Mädchen war unterdessen ganz damit beschäftigt, Bälle gegen die Wand des Handballplatzes aufzuschlagen, so daß es die beiden Männer gar nicht wahrzunehmen schien.

»Die haben mich wirklich einer schnellen Prüfung unterzogen«, stellte Balsam fest, als beide das Schulhaus betraten.

»Dabei war ich es, den sie im Auge hatten«, sagte Monsignore Vernon ungehalten. »Sie machen das absichtlich, weil sie glauben, daß mich das aufregt.«

»Tut es das?« fragte Balsam mit sanfter Stimme und war überrascht, als ihn der Pater beim Arm faßte und sich ihm zuwandte.

»Nein!« gab er zurück. »Das tut es nicht!« Peter Balsam spürte den stechenden Blick des Monsignore, der weiter entgegnete: »Wird es dich stören?«

»Warum sollte es das?« antwortete Balsam etwas verwirrt und fragte sich, warum der Pater so heftig reagiert hatte.

Der Monsignore ließ von Balsams Arm wieder ab. »Kein Grund zur Aufregung«, sagte er knapp. »Nicht im geringsten.«

Während sie nun den Rundgang durch das Schulgebäude begannen, war Peter Balsam sicher, daß es doch einen Grund gab, und wenn es nur der gemeinsame Hintergrund ihres Lebens im Kloster war. Keiner von ihnen wußte, wie man mit pubertären Teenagern umgehen sollte, und jetzt, wo sie Mitte Dreißig waren, war es doch wohl zu spät, das noch zu lernen. So fühlte sich jeder von ihnen auf eigene Art unwohl - Balsam, indem er wie ein Narr grinste, und Vernon, indem er den Mädchen keine Beachtung schenkte. Peter Balsam verdrängte den Vorfall, als sie das Gymnasium besichtigten.

Auf dem Tennisplatz hatten die vier Mädchen ihr Spiel unterbrochen und steckten nun ihre Köpfe zusammen. Judy Nelson, die ein paar Monate älter war als die anderen, kicherte:

»Dieses Mal haben wir ihn aber richtig drangekriegt. Immer tut er so, als ob es uns gar nicht gäbe.«

»Allerdings nur im Sommer«, bebt Penny Anderson. »Sonst kommt man ihm ja das ganze Jahr über nicht aus!«

Doch keines der Mädchen antwortete ihr. Noch immer schauten sie den beiden Männern hinterher, die gerade im Schulhaus verschwanden.

»Habt ihr gesehen, was los war, als ich zu ihm hochgewunken habe?« fragte Karen Morton. »Ich dachte, er klinkt aus. Ich hasse es, wie er mich anstiert.«

»Jeder dreht sich doch nach dir um«, entgegnete Judy und

bemühte sich dabei, ihren Neid nicht allzusehr zu verraten. »So wie du dich herausstellst, kannst du das doch niemandem übelnehmen!« Judy sah mit Genugtuung, wie ihre Freundin immer röter wurde.

»Sie kann doch nichts dafür«, begann Janet Connally Karen zu verteidigen. »Nicht jede von uns kann sich eben jede Woche neue Kleider leisten.«

Karen Morten wurde schon wieder rot. Sie wußte nicht, was schlimmer war - ihre überentwickelten Formen oder ihre Armut. Sie hoffte, irgend jemand würde schnell das Thema wechseln. Endlich wurde sie erlöst, als das vierte Mädchen im Bunde sagte:

»Ich glaube, der andre ist der neue Lehrer.« Es war Penny Anderson, die fortfuhr: »Meine Mutter hat ihn heute nachmittag vom Bahnhof abgeholt und zu seinem Apartment gebracht. Sie sagt, er ist verrückt.«

»Dann paßt er ja gut hierher«, scherzte Judy. »Wenn du mich fragst, die ganze Stadt hier ist verrückt.« Ein leichtes Schaudern ergriff sie bei diesem Gedanken, das von den drei anderen Mädchen nicht weiter beachtet wurde: Denn so lange sie sich erinnern konnten, hatte Judy Neilsville schon immer gehaßt.

»Wirst du diesen Kurs belegen?« fragte Penny.

»Ich würde ihn nur ungern versäumen«, war Judys Antwort, wobei ihre Lust an einem gemeinsamen Komplott unüberhörbar war. »Wir sollten alle daran teilnehmen!«

»Ich weiß nicht sicher, ob meine Mutter mich läßt«, sagte Penny voller Zweifel. »Sie sagt, Psychologie ist nichts für die Schule.«

»Das sagt jeder hier, außer dem Monsignore«, warf Janet ein. »Ich wundere mich nur, warum er so darauf beharrt. Ich meine, irgendwie ist das doch wohl das letzte, was er uns beibringen würde.«

»Vielleicht muß er das Fach einrichten«, war Karens

Vermutung. »Kann doch sein, daß der Bischof darauf bestand.«

»Ist auch egal«, sagte Judy Nelson ungeduldig. »Wichtig ist doch nur, daß sie uns nicht wieder aufteilen, wenn wir den Kurs besuchen wollen, wie sie es sonst so gerne tun. Endlich mal ein richtiger Lehrer und keine Nonne. Ich sag' euch, das wird toll. Nach einer Woche wird er nicht wissen, wo ihm der Kopf steht.«

»Das macht bestimmt Riesenspaß«, gab auch Penny zu, »aber ich muß erst noch meine Mutter bearbeiten.«

»Wo wir gerade bei den Müttern sind«, schaltete sich Judy ein und schnitt eine Grimasse, »ich treffe mich gleich mit meiner bei Osgood's, um ein neues Kleid zu kaufen. Habt ihr nicht Lust, mitzukommen?« Obwohl die Frage an alle gerichtet war, antwortete nur Karen:

»O ja, gerne. Dann werden wir dir was ganz Scharfes für die Party am Samstag aussuchen.«

»Als ob sie mich so scharfe Sachen überhaupt kaufen ließe«, maulte Judy. »Sie glaubt doch, ich bin immer zwölf.« Beide verließen nun den Tennisplatz, wo Penny und Janet zurückblieben. Einen Augenblick später entdeckte Judy das andere Mädchen, das sich immer noch allein die Zeit vertrieb. Heimlich stupste sie Karen an. Dann drehte sie sich um und rief ihren Freundinnen laut genug zu, damit es auch das einzelne Mädchen hören konnte: »Kommt ihr endlich, oder wollt ihr dem plumpen Elefanten beim Spielen zuschauen?«

Janet Connally war über diese Gemeinheit ihrer Freundin ziemlich überrascht, sagte aber nichts, sondern hakte sich bei Penny ein und ging fort. Judy Nelson aber, am anderen Ende des Platzes, wurde höchstens dadurch erschüttert, daß sie so sehr über ihren eigenen Witz lachen mußte.

Die Person, auf die Judys Witz abzielte, war Marilyn Crane. Am liebsten wäre sie im Erdboden versunken und gestorben. Sie hatte die Beleidigung genau gehört. Sie wußte, wer gemeint war. Es fiel ihr schwer, nicht in Tränen auszubrechen.

Sie konnte doch nichts für ihre Ungeschicktheit. So war es nun mal, und es war immer schon so gewesen. Ihr ganzes Leben lang hatte ihre Mutter die Geschichte vom häßlichen Entlein erzählt, aus dem eines Tages ein anmutiger Schwan wird. Aber es war eben nur ein Märchen, und Marilyn wußte es.

Sie versuchte, ganz gezielt noch einen Ball an die Mauer zu schlagen, was ihr jedoch nicht gelang. Schnell blickte sie um sich, und erleichtert stellte sie fest, daß niemand da war, der sie beobachtet hatte.

Sie sammelte die Bälle ein und verstaute sie in einer Dose. Eigentlich hatte sie schon vor längerer Zeit aufhören wollen, doch dann waren die ›Vierlinge‹ gekommen, und sie wollte auf keinen Fall den Eindruck aufkommen lassen, sie ginge nur, weil die anderen gekommen waren. Daß sie geblieben war, war eigentlich eine noch größere Qual, denn das bißchen Geschicklichkeit, das sie den Sommer über erworben hatte, wurde allein durch die Ankunft der vier Mädchen vollends zunichte gemacht. Aber mit der ihr eigenen verschlossenen Ruhe, die sie sich im Laufe ihres fünfzehnjährigen Lebens zugelegt hatte, stand sie auch diese Situation durch. Jetzt, endlich, konnte sie verschwinden.

Sie entschloß sich, in die Kirche zu gehen. Dort war es sicher kühl, und, was noch viel wichtiger war, in der Kirche konnte sie Trost in ihrem Schmerz finden. Dies war der einzige Ort, wo sie sich aufgehoben fühlte. In dem dämmrigen kalten Gewölbe war niemand, der sie auslachte oder sich niederträchtig über sie lustig machte, wie es so oft geschah und gerade laut genug, daß sie die Abfälligkeiten immer hören konnte.

In der Kirche war sie der Heiligen Jungfrau ganz nahe, und die Heilige Jungfrau spendete ihr immer den ersehnten Frieden.

Wenn sie in der Kirche saß und zu der Statue der Madonna aufblickte, glaubte sie fast, die Heilige Jungfrau wäre lebendig

und würde ihre Nähe suchen. Marilyn versuchte ihrerseits, ihr ebenso näherzukommen, ihre Gegenwart zu spüren, sie zu berühren, die ihr den Frieden brachte.

Aber mit jedem Tag gab es für Marilyn Crane eigentlich immer weniger Frieden, und eines Tages würde sie gar keinen Frieden mehr haben. Sie wußte es. An diesem Tag würde sie endlich die Mutter der Leiden berühren können, und ihr eigenes Leid würde von diesem Tag an von der Mutter Gottes getragen werden.

Marilyn betrat die Kirche und betete im stillen um Vergebung ihrer Sünden.

## 2

Peter Balsams Unbehagen wuchs immer mehr während ihres gemeinsamen Erkundungsganges durch die verschiedenen Räumlichkeiten von St. Francis Xavier. Er hatte schon viele der Kirche angeschlossenen Schulen kennengelernt. In den meisten war immer deutlicher der zeitlose Charakter eingezogen, der auch an den öffentlichen Schulen herrschte. Gleichzeitig war die religiöse Erziehung weiter in den Hintergrund gerückt, während die Unterrichtung weltlicher Fächer an Bedeutung gewann. Anders in Neilsville, wo die Klassenräume spartanisch kahl waren und der einzige Schmuck eine Statue der Heiligen Jungfrau war, die in jedem Zimmer an gleicher Stelle in einer Wandnische stand. Balsams Unruhe wuchs, was im Verlauf ihres Rundgangs dem Monsignore Vernon nicht entging.

»Wie ich dir schon am Anfang sagte, halten wir uns hier eng an die formalen Bestimmungen«, begann er mit einem gefrorenen Lächeln. »Sicher denkst du, wir sind der Zeit um einiges hinterher.«

Noch einmal versuchte Peter, seine wahren Gefühle

herunterzuspielen. »Ich überlegte gerade, wie wohl St. Francis Xavier selbst über all das gedacht hätte«, sagte er. »Wenn ich mich recht erinnere, war der alte Knabe doch recht berühmt für seinen Mangel an all dem formalen Kram. Neigte er nicht sogar dazu, sich aus so gut wie allem einen Spaß zu machen?«

Einen Moment lang hielt Monsignore Vernon inne. Seine Hand hielt immer noch die Türklinke gefaßt, die die Tür zum letzten Raum öffnen würde. Er sah Balsam mindestens eine Minute lang an, ehe er erneut zu sprechen begann und es offensichtlich war, daß er seine Worte nun sehr sorgfältig wählte.

»Laß es mich mal so sagen - obgleich St. Francis Xavier Jesuit war, ist dies hier keine Jesuitenschule. Dafür gibt es auch einen sehr einfachen Grund: Die Leute in dieser Gemeinde, mich eingeschlossen, fühlen sich den Dominikanern nämlich näher als den Jesuiten. Ich hoffe, ich habe mich klar genug ausgedrückt.«

Peter Balsam bemühte sich, sein Lächeln so echt wie möglich aussehen zu lassen und in möglichst heiter klingendem Ton zu erwidern: »Ganz klar, obwohl ich zugeben muß, daß ich bei den Dominikanern in erster Linie an die Inquisition denke. Ich werde daher mein Bestes geben, um diesen Aspekt zu vergessen.«

Wieder sah ihn der Monsignore prüfend an, ehe er ein Lächeln auf seine Lippen legte. »Ich hoffe, es wird dir gelingen«, sagte er mit aufmunternder Herzlichkeit und öffnete die Tür zum letzten Klassenraum, den sie noch nicht besichtigt hatten. Er ging zur Seite und hieß Peter mit den Worten eintreten: »Dies wird dein Klassenzimmer sein.«

Balsam sah sich den Raum mit größerer Neugier an, als er es bei den anderen Zimmern getan hatte. Er schien sich jedoch nicht zu unterscheiden. Quadratisch im Grundriß, die Fenster mit Blick zum Schulhof, an einer Wand die Tafel, jeweils sechs Pulttische in fünf ordentlich aufgestellten Reihen, der



Lehrertisch auf einem niedrigen Podest in einer Ecke, so daß jeder Schüler genau im Blickfeld saß. An der Rückwand befand sich wie in allen anderen Klassenräumen die Nische für die Statue der Jungfrau Maria. Doch hier bemerkte er eine ganz andere. Er wandte sich an den Monsignore, dessen ansatzhaftes Lächeln zu einem breiten Grinsen geworden war. Balsam war überrascht.

»Das versteh' ich nicht«, sagte er und ging auf die Statue zu. Beim näheren Hinsehen fragte er: »Wer ist das?«

»Das«, antwortete Monsignore Vernon in der jovialen Art, die Peter Balsam noch aus ihrer gemeinsamen Schulzeit in Erinnerung hatte, »das ist St. Peter der Märtyrer.«

Da Balsam offensichtlich betreten war, fuhr Vernon fort: »Er ist ein Dominikaner. Du mußt dich mit ihm vertraut machen. So berühmt St. Francis Xavier für seine Heiterkeit war, so berühmt ist St. Peter der Märtyrer für seine Wachsamkeit gegen die Ketzerei.«

»Ketzerei?« wiederholte Balsam, der nicht verstand, worauf der Priester hinaus wollte.

Langsam verlor sich das erstarrte Lächeln auf Monsignores Gesicht. »Ein kleiner Scherz meinerseits«, erklärte er. »Da du hier Psychologie unterrichten wirst - und einige der modernen psychologischen Theorien grenzen ja ganz offensichtlich an Ketzerei -, dachte ich, es wäre vielleicht ganz amüsant, St. Peter den Märtyrer aufzustellen. Sozusagen als Aufpasser.«

Balsam schüttelte traurig den Kopf. Der Monsignore war einmal sein Freund gewesen. Er versuchte herauszufinden, ob der Priester das wirklich nur als Scherz auffaßte oder ob er ihm irgend etwas sagen, ihn vielleicht sogar warnen wollte. Er konnte es nicht beurteilen.

»Wie ist es?« durchbrach der Monsignore die peinliche Stille endlich. »Wollen wir uns noch für ein paar Minuten ins Pfarrhaus begeben? Da sind noch ein paar Kleinigkeiten, die wir besprechen sollten. Ich kann dir ein Gläschen exzellenten

Sherry anbieten, wenn es nicht zu früh dafür ist.«

»Schön«, stimmte Peter Balsam zu, der irgendwie abwesend schien und die Frage gar nicht richtig gehört hatte.

Schweigend gingen sie zum Pfarrhaus zurück, während sich Balsam immer noch darüber wunderte, wie sehr sich sein Freund in den wenigen Jahren verändert hatte. Seiner Erinnerung nach hatte Vernon das Leben immer genommen, wie es gerade kam, und immer das Beste aus allem gemacht. Jetzt schien er wie ausgewechselt, ein eigenartiger, fast schon linkischer Charakter, den er in den alten Schultagen nie an sich gehabt hatte. Als sie wieder in das Arbeitszimmer traten, sagte Balsam sich, daß es wohl besser gewesen wäre, wenn er seine Erwartung nicht an den alten Zeiten gemessen hätte. Schließlich verändern sich ja alle irgendwie. Und immerhin hatte der Priester große Verantwortung zu tragen. Balsam beschloß, sein Urteil über Pete Vernon zu ändern und den neuen Gegebenheiten anzupassen. Aus dieser neuen Sicht würde ihm sicherlich auch die ungewohnte Anrede des alten Freundes, mit ›Monsignore‹, leichter fallen. Bei diesem Gedanken mußte er sogar in sich hineinlachen.

Der Pater reichte ihm ein Glas Sherry und ging dann zum Schreibtisch hinüber, der in der einen Ecke des Zimmers stand. Von dort holte er eine Mappe und nahm schließlich auf dem Stuhl gegenüber Platz. Einen Augenblick lang herrschte zwischen beiden Männern ein tiefes Schweigen. Zwischendurch nippten sie an ihrem Sherry, ehe der Pater das Gespräch nach einer Weile aufnahm.

»Ich habe hier noch etwas, was mich sehr beunruhigt«, er zeigte auf die Mappe in seiner Hand. Fragend sah Balsam ihn an.

»Der Abriß deiner Doktorarbeit«, fuhr Vernon fort. »Ich bin sie immer wieder durchgegangen. Ich werde den Eindruck nicht los, daß diese Zusammenfassung, wer immer auch dafür verantwortlich ist, eine Menge ausläßt.«

Schlagartig wich Balsams Spannung. Endlich befand er sich auf vertrautem Terrain.

»Das kann ich mir gut vorstellen«, sagte er. »Du kannst dir gar kein Bild davon machen, welche Probleme ich mit dieser Arbeit hatte. Eine Zeitlang dachte ich, man würde mich deshalb aus St. Alban rauswerfen.«

»Ja, das lag wohl sehr nahe«, stimmte Vernon zu, der immer noch die Mappe hielt und nun laut den Titel der Doktorarbeit vom Einband ablas: »Selbstmord als Sünde: Eine Untersuchung über die Gültigkeit des Dogmas. Es klingt, als hättest du ernsthaft daran gedacht, das Dogma in Frage zu stellen. Stimmt das?« Mit scharfen Blicken begann er Peter zu prüfen.

Balsam zuckte die Schultern. »Kommt ganz darauf an, was du damit meinst, ›ernsthaft in Frage zu stellen«. Ich habe mich lediglich darum bemüht, einen Blick auf das Dogma der Kirche zu geben, wenn auch unter Berücksichtigung der Aussagen der modernen Psychologie zum Phänomen des Selbstmordes.«

»Und du meinst, dadurch wird die kirchliche Lehre in keiner Weise in Frage gestellt?« Wieder sah ihn der Priester mit streng prüfendem Blick an.

»Nicht in meinen Augen«, erwiderte Balsam. »Aber ich fürchte, in St. Alban haben sie nicht viel Unterschied gemacht zwischen meiner Untersuchung und einer echten Infragestellung.«

»Das kann ich mir auch nicht vorstellen«, entgegnete der Monsignore. »Um ehrlich zu sein, ich selbst kann diesen Unterschied nicht machen.«

»Vielleicht ist es am besten, ich erkläre es am Beispiel eines Gerichtsverfahrens. Alles, was ich meiner Meinung nach getan habe, war die Durchführung einer Art Vorverhör, um zu sehen, ob ein Prozeß überhaupt nötig sein würde.«

»Und war es nötig?«

Balsam hob erneut die Schultern. »Ich weiß es nicht.

Jedenfalls stieß ich bei der Gegenüberstellung des kirchlichen Dogmas und der Wissenschaft der Psychologie auf einige Streitpunkte, für deren Lösung kompetentere Leute als ich zuständig sein sollten.«

Bei diesen Worten lehnte sich der Monsignore im Stuhl zurück, um sich offenbar zu entspannen. Zum erstenmal hatte Balsam bemerkt, wie sehr der Pater bei diesem Thema verwirrt war, und glaubte, er schulde ihm deshalb eine Erklärung.

»Mir schien die Lehre der Kirche, was den Selbstmord betrifft, immer ein wenig unmenschlich«, begann er.

Monsignore Vernon lächelte gequält. »Die Lehren der Kirche sind Aussagen Gottes. Was auf den ersten Blick also unmenschlich erscheint, ist noch lange nicht gottlos.«

Balsam zog die Brauen zusammen. Er spricht wie ein echter Inquisitor, dachte er sich, ehe er laut fortfuhr: »Mir scheint, daß wir jemanden, der so zerrüttet ist, daß er sich umbringen will, nicht als vernünftig bezeichnen können. Also verdient er die gleiche Zuwendung, die die Kirche auch denen gibt, die wir als ›Schwachsinnige und Heiden‹ bezeichnen.«

»Dein Vergleich hinkt«, antwortete Vernon unterkühlt. »Natürlich sind diejenigen, die wir als Schwachsinnige und Heiden‹ bezeichnen, nicht für sich selbst verantwortlich, aber nicht einfach, weil sie Schwachsinnige und Heiden an sich sind, sondern deshalb, weil sie nicht in der Lage sind, die Dogmen überhaupt zu verstehen.«

Balsam zog es vor, nicht weiter auf diesem Punkt zu beharren. »Wie ich schon sagte, kompetentere Leute als ich sollten darüber entscheiden, ob das Dogma geändert werden sollte oder nicht. Ich habe dazu in meiner Ausarbeitung in keiner Weise Stellung genommen. Wahrscheinlich wurde sie aus diesem Grund letzten Endes angenommen.«

»Und für dich selbst hast du auch keine Lösung gefunden?« fragte der Monsignore nach, um ihn offensichtlich weiter unter Druck zu setzen.

Balsam verneinte mit einem Kopfschütteln. »Soweit es mich betrifft, habe ich lediglich Fragen aufgeworfen. Ich glaube, ich bin weder in der Psychologie noch in der Theologie bewandert genug, um darauf auch die Antworten zu liefern.«

Monsignore Vernon nickte bedächtig mit dem Kopf, als ob er das Gesagte erst einmal verdauen müßte. Als er den Faden wieder aufnahm, konnte Balsam den Zusammenhang anfangs nicht genau erkennen.

»Ich möchte dir sagen, daß es in der Gemeinde ziemliche Aufregung über dein Unterrichtsfach gegeben hat«, begann er. »Ich befürchte, daß es da eine starke Strömung gibt, die der Meinung ist, Psychologie habe an einer kirchlichen Schule nichts zu suchen. Offen gesagt, ich hatte einige Zweifel, ob meine Wahl für diese Aufgabe auf den richtigen Mann gefallen ist.«

»Und?« wollte Balsam weiter wissen.

Monsignore Vernon zeigte sein grimmiges Lachen, als er erklärte: »Laß es mich einfach so sagen - ich fühle mich jetzt ein bißchen wohler. Noch vor ein paar Minuten dachte ich, ich müßte dich ernsthaft davor warnen, unseren Schülern etwas beizubringen, was in irgendeiner Weise im Widerspruch zu den Lehren der Kirche steht.«

Diese Warnung hast du mir ja nun gegeben, dachte Balsam bei sich. Dann versuchte er, seine Stimme *so* unbeteiligt wie möglich klingen zu lassen, als er nachsetzte: »Und du glaubst, jetzt ist das nicht mehr nötig?«

»Ich glaube, du wirst deine Sache gut machen«, antwortete Vernon im Aufstehen. »Und vermutlich war es richtig, in deinem Klassenzimmer die Statue des St. Peter des Märtyrers aufzustellen.« Bei diesen letzten Worten glaubte Peter ein Leuchten in den Augen des Paters zu erkennen, ein eigenartiger Eindruck, den er jedoch rasch verwarf.

»Vielleicht sollte ich mich besser mit der Geschichte des heiligen Peters des Märtyrers befassen«, sagte er. »Immerhin

werden wir ja Kollegen.«

Vernon gab ihm einen kameradschaftlichen Schlag auf die Schulter, der Balsam das Gefühl gab, zur Tür hinausgedrängt zu werden.

»Vielleicht solltest du das wirklich tun«, betonte der Pater zustimmend. »Er war ein faszinierender Mann. Du kannst mir glauben, er hatte nie Probleme, zu entscheiden, was mit der reinen Lehre der Kirche in Einklang stand und was nicht. Solltest du jemals Zweifel darin haben, etwa beim Unterricht in deiner Klasse, dann frag St. Peter den Märtyrer um Rat. Oder mich. Ich sage das nicht aus Stolz. Du weißt, auch Stolz ist eine Sünde. Aber ich habe fast so einen empfindlichen Sinn für das, was richtig ist, wie St. Peter selbst.«

»Ich werde das beherzigen«, gab Balsam trocken zurück und fragte sich, ob ihn der Pater überhaupt gehört hatte. Sie standen beide an der Eingangstür, während der Pater immer noch ganz in Gedanken verloren schien.

»In diesem Zusammenhang fällt mir ein«, sagte er beim Öffnen der Tür, »ich leite unten in Neilsville einen kleinen Arbeitskreis. Eine völlig zwanglose Sache, mußt du wissen. Vielleicht würde dich das interessieren, speziell, was deinen Wissensdurst über St. Peter den Märtyrer betreffe. Er ist sozusagen unser Lieblingsheiliger. Oder bist du von solchen Dingen ganz abgekommen?« Völlig unvermittelt sah er ihm dabei in die Augen. Für einen Moment begegnete Balsam diesem Blick.

»Nicht ganz«, erklärte er unsicher. »Aber ich glaube, das muß noch warten. Ich habe noch eine Menge für den Unterricht vorzubereiten.«

»Wahrscheinlich mehr, als du dir jetzt träumen läßt«, ergänzte Vernon in einem Ton, der Balsam stutzig machte. Als er Balsams verdatterten Gesichtsausdruck bemerkte, fuhr er sogleich fort: »Wir dachten, daß wir mit der unteren Klasse beginnen sollten, wenn wir den Psychologieunterricht starten.

Da sind nämlich vier Mädchen, und ich bin mir sicher, daß sie an deinem Unterricht teilnehmen wollen.«

»Etwa die vier, die vorhin Tennis spielten?« fragte Peter intuitiv.

»Genau die«, bestätigte Vernon. »Aber ich möchte dich vorwarnen. Schon von klein auf waren sie unzertrennlich, und bislang kannten die Schwestern immer nur ein Mittel, um mit ihnen fertig zu werden, indem sie sie einfach voneinander trennten. Sonst hängen sie nämlich immer zusammen. An Unterricht ist dann nicht mehr zu denken, es wäre eine einzige Schwätzerei, und du wärest nur damit beschäftigt, mit deinen Klassenbucheintragungen nachzukommen. Ich habe eine ganze Schreibtischschublade voll mit Eintragungen über die vier. Seit neun oder zehn Jahren sammle ich die schon. Eines Tages werde ich sie alle lesen, allein um zu sehen, was die sich so alles ausdenken. Ich möchte wissen, was in aller Welt so wichtig ist, daß man es sich nicht nach dem Unterricht erzählen kann.«

Balsam merkte, wie wieder dieses Unbehagen in ihm hochkam. Mädchen dieses Alters hatten ihn schon immer verunsichert, so daß die Aussicht, mit einer festen Clique von Teenagern konfrontiert zu werden, ihm angst machte. Er ließ es sich aber nicht anmerken.

»Ich danke für diese Warnung«, fügte er an. »Aber irgendwie sagt mir mein Instinkt, daß es sicher ganz interessant ist, alle vier von ihnen in einer Psychologieklassse zu haben.«

»Folgst du eigentlich immer deinen Instinkten?« wollte Monsignore Vernon wissen.

Unbeirrt sah Balsam ihn an. »Nein«, betonte er mit ruhiger Stimme, »nicht immer.«

»Gut«, entgegnete der Priester, »dann wirst du dich hier ja zurechtfinden.« Und noch bevor Balsam darauf etwas entgegnen konnte, hatte der Priester sich ins Haus zurückbegeben. Balsam stand vor geschlossener Tür und fragte

sich, was sein alter Freund mit diesen Worten nur gemeint hatte.

Die steinerne Fassade des Hauses konnte ihm darauf keine Antwort geben, und langsam trat er den Weg hinunter nach Neilsville an. Eigentlich nahm er unterwegs die Stadt gar nicht wahr, da sich in seinem Kopf ein ganz anderes Bild festgesetzt hatte. Es war das Bild von jener Statue im Klassenzimmer, von St. Peter dem Märtyrer Ganz deutlich spürte er, daß es eine Warnung war, aber wovor?

Von seinem Fenster im Pfarrhaus aus beobachtete Monsignore Vernon, wie Peter Balsam die Anhöhe hinunterging. Es würde schon alles gut laufen, fand er, obgleich er sich anfangs nicht so sicher gewesen war. Nach dem Gespräch mit Balsam aber wußte er, daß er zufrieden sein konnte. Alles würde wieder in Ordnung kommen, jetzt wo er Peter Balsam in Neilsville hatte.

Auf seinem Weg durch die Hauptstraße überkam Peter Balsam, wie schon bei seiner Ankunft, das Gefühl einer düsteren Vorahnung. Wie sollte er dagegen ankommen, fragte er sich und fühlte, daß es mit seiner Standhaftigkeit nicht weit her war. Eigentlich wollte er Pete - dem Monsignore, verbesserte er sich sogleich - nur einen Besuch abstatten und bei dieser Gelegenheit mitteilen, daß er nicht bleiben wolle. Aber er hatte es nicht fertiggebracht. Statt dessen ließ er den Priester über sich entscheiden, so wie er schon immer über sich hatte bestimmen lassen. Das war schon so, als sie noch kleine Jungen gewesen waren. Es schien, als ob Pete Vernon Macht über Peter Balsam besaß.

Es war, als ob der nur wenig ältere Vernon etwas wußte, was für Balsam nicht erkennbar war.

Tatsächlich hatte Pete Vernon einst eine Bemerkung gemacht, die sich in Balsams Gedächtnis fest verankert hatte. »Unsere Leben sind untrennbar miteinander verbunden. Und so wird es immer bleiben!« hatte er damals gesagt. Balsam hatte



dem keine weitere Beachtung mehr geschenkt, weil er dachte, daß der andere ihn nur ein bißchen auf den Arm nehmen wollte. Und jetzt, zwanzig Jahre später, waren sie beide hier in Neilsville und wieder zusammen.

Plötzlich bemerkte er, wie er von den Leuten, die ihm auf dem Gehsteig entgegenkamen, nicht angeschaut, sondern angestarrt wurde. Aber er hielt sich zurück, sie im Gegenzug genauso anzustarren, und konzentrierte sich mehr darauf, die Stadt kennenzulernen.

Ohne die Hitze und die Trockenheit der Wüste hätte Neilsville durchaus ein hübsches Städtchen sein können. Seine Fachwerkhäuser, die sich zwischen den Ahornbäumen des Mittleren Westens gut gemacht hätten, wirkten in der völlig ausgedörrten Umgebung, zwischen Kaskadengebiet und den Rockies, eher öde und leblos. Man hätte den Eindruck bekommen können, als stünden sie da in Erwartung einer mächtigen Naturgewalt, die sie von der Einsamkeit befreien würde. Doch dieses Ereignis war nie eingetreten. Immer noch stand jeder Laden, jedes Haus für sich, und unterwegs hätte Peter Balsam gerne gewußt, ob nur er dieses eigenartige Gefühl empfand. Er fühlte sich von der Stadt wie von einem Menschen zurückgewiesen. Er fing an, die Einwohner von Neilsville verstohlen zu mustern.

Noch nie hatte er an Leuten eine so seltsame Ähnlichkeit bemerkt. Sie alle schienen irgendwie vom gleichen Schlag zu sein, und jeder von ihnen wirkte ein bißchen vorgealtert - kein gesundes Alter, oder gar ein weises. Nein, es war ganz von Verdrossenheit gezeichnet. Oder etwa von Angst? Die gleiche Zurückhaltung, die ihm bereits an den Gebäuden aufgefallen war, ließ sich auch an den Menschen ablesen, die darin wohnten. Auch sie schienen auf etwas zu warten. Und was immer das auch sein mochte, es versprach sicher nichts Erfreuliches.

Manchmal ertappte er jemanden dabei, wie dieser ihn

offensichtlich anstarrte, was den anderen jedoch in keiner Weise kümmerte. Niemand wandte sich verschämt ab, wenn er bewußt hinsah. Im Gegenteil, mit verkniffenen Lippen begegnete jeder seinem Blick. Dann erst wandte man sich ab, um in Begleitung des einen oder anderen das Tuscheln anzufangen. Nur allzu gerne hätte Balsam gewußt, was sie sagten.

An der nächsten Kreuzung zwang ihn die einzige Ampel in Neilsville, stehenzubleiben. Als er merkte, daß er sich direkt vor dem Büro der Telefongesellschaft befand, ging er kurz entschlossen hinein. Hinter dem Schalter saß eine ältere Frau nachdenklich an einem Schreibtisch, die nun zu ihm aufsah und sagte: »Sie möchten sicher ein Telefon bestellen.« Peter nickte überrascht. »Woher wußten Sie das?« »Hier«, sagte die Frau gedehnt, »hier weiß jeder alles.« Dann zog sie aus der obersten Schublade ihres Schreibtisches ein Formular und fuhr wie selbstverständlich fort: »Balsam war doch Ihr Name, oder?« Peter nickte erneut, und ohne weitere Fragen zu stellen, begann die Frau mit dem Ausfüllen des Formulars, das sie ihm zu guter Letzt zur Unterschrift vorlegte. Während er die Daten, die sie von weiß Gott woher wußte, nachprüfte, sprach sie ihn plötzlich von neuem an.

»Soviel ich weiß, waren Sie doch mal Priester?«

Erschrocken blickte er auf.

»So direkt kann man das nicht sagen«, antwortete er. »Ich habe zwar mit dem Studium angefangen, es aber nie beendet.«

»Ach, dann gehören Sie also zu diesen Leuten?« murmelte die Frau, um dann, als Peter unterschrieben hatte, fortzufahren: »Mit dem gleichen Zug wie Sie kam wohl auch Margo Henderson, wenn ich das richtig verstanden habe?«

Peter entschied, daß es wohl das beste sei, ihren mißbilligenden Unterton einfach zu übergehen.

»Ja, da haben Sie recht. Sie ist eine angenehme Frau.« Seine Erinnerung sagte ihm allerdings, daß er sie mehr als angenehm

empfand. Begehrnt wert schön. Aber im selben Augenblick, da er sich mit Freude an Margo Henderson erinnerte, mußte er zu seinem Ärger auch wieder an die Frau denken, die Pete Vernon geschickt hatte, um ihn vom Zug abzuholen. Leona Anderson hieß sie.

»Geschieden«, sagte die Frau hinter dem Schalter, womit sie Peter in die Wirklichkeit zurückholte. Sie sprach also immer noch über Margo.

»Nun«, lächelte Peter, »es gibt bestimmt Schlimmeres.«

»So, finden Sie?« fragte die Frau, ohne sein Lächeln zu erwidern. »Sie sollten wissen, daß wir hier in Neilsville fast alle katholisch sind.«

»Aber eben nicht alle«, entgegnete Peter. »Meines Wissens gibt es hier doch neben St. Francis Xavier auch eine öffentliche Schule. Und außerdem ist mir, als hätte ich auch einige andere Kirchen gesehen.«

Von ihrem Platz hinter dem Schalter aus musterte die Frau Peter von oben bis unten. Peter fühlte förmlich, wie sich ihr Blick in seinem braunen Haar verding. Es war offensichtlich, daß seine Bemerkung in keiner Weise gutgeheißen wurde. »Hier in Neilsville ist Platz für jeden, solange er sich zu benehmen weiß.« Deutlich verriet ihr Ton, daß sie genau das von Peter nicht erwartete.

»Eigenartig«, sagte er. »Dasselbe hat mir heute schon einmal jemand gesagt. Eine Dame namens Leona Anderson.«

»Leona ist eine sehr kluge Frau.«

»Zweifello«, bekräftigte Peter trocken. Allerdings hatte er sie auch schon von einer anderen Seite kennengelernt, denn ihm gegenüber hatte sie sich ziemlich bärbeißig gegeben - und aus ihrer Abneigung kein Hehl gemacht. Dies war vom ersten Moment an der Fall, als sie ihn abholte, und daran hatte sich auch nichts geändert, als sie ihn schließlich zu seinem Apartment gebracht hatte. »Und wann kann ich mit dem Telefon rechnen?«

»In vier Tagen«, antwortete die Frau, ohne den Terminkalender nachzusehen. »Das ist die normale Bearbeitungszeit.«

Da Peter nicht weiter argumentieren wollte, dankte er der Frau für ihre Bemühungen und verließ das Büro. Sie beobachtete ihn, und sobald er außer Sichtweite war, nahm sie das Telefon auf ihrem Schreibtisch und begann hastig zu wählen.

»Leona, gerade war dieser Balsam hier, von dem du mir erzählt hast, um ein Telefon zu bestellen. Ich glaube, du hast recht, und du solltest besser mit dem Monsignore reden. Ich weiß nicht, irgend etwas an dem jungen Mann gefällt mir nicht. Wenn du mich fragst, dann ist mit diesem Balsam heute eine Menge Ärger in unsere Stadt gekommen.«

### 3

Nach vier Tagen in Neilsville fühlte sich Peter Balsam ein wenig wohler. Er hatte sich schon eingerichtet: Seine Bücher standen geordnet auf einem Wandregal aus Ziegeln und Brettern, und überall Pflanzen, für die er mehr als ursprünglich beabsichtigt ausgegeben hatte. Und dann war natürlich auch sein Telefon installiert, das er auf seinen Schreibtisch gestellt hatte. Er sah gerade den grünen Apparat an und überlegte, warum er seit heute morgen, als das Telefon angeschlossen wurde, das Gefühl hatte, mit der Außenwelt ›in Verbindung‹ zu sein. Nicht, daß er jemanden angerufen hatte; es war auch nicht wahrscheinlich, daß jemand ihn anrufen würde. Plötzlich überraschte ihn das Klingeln des Telefons. Fassungslos sah er es einen Moment an, nahm dann den Hörer auf und meldete sich. Zögernd sagte er: »Hallo.« Er war sich sicher, daß sein Gegenüber sich verwählt hatte und auflegen würde.

»Peter Balsam?« Es war die Stimme einer Frau. Auch sie

klang zurückhaltend, aber irgendwie bekannt.

»Ja«, antwortete Peter. Er überlegte, woher ihm die Stimme bekannt vorkam.

»Hier ist Margo Henderson«, fuhr die Frau fort.

»Die Frau aus dem Zug?« Balsam fühlte sich wie von einer großen Freudenwelle getragen.

»Hallo«, wiederholte er, dieses Mal herzlich.

»Das klingt schon besser«, meinte Margo. »Ich dachte schon, Sie erinnern sich nicht mehr an mich.«

»Stimmt«, gab Peter zu. »In Wahrheit dachte ich, jemand hätte sich verwählt. Ich habe das Telefon ja erst seit heute morgen. Normalerweise dauert es einige Tage, bis die ersten Leute die Nummer wissen.«

»Nicht in Neilsville«, lachte Margo. »Sie sind seit Jahren *das* Ereignis hier.« Einen Augenblick hielt sie inne, was Peter dennoch keine Gelegenheit zu einer Antwort gab. Sie fuhr bereits fort: »Ich war neugierig, wissen Sie. Ich wollte wissen, ob Sie mich heute abend vielleicht zum Essen ausführen würden?«

Einen Moment war Peter echt verlegen, erholte sich aber sofort. »Es wäre mir eine große Freude«, bekannte er. »Aber da gibt es ein Problem - ich habe kein Auto!«

»Oh, das ist doch kein Problem! Zufällig habe ich einen dienstbaren Chevy. Wenn Sie nicht zu stolz sind, von einer Frau abgeholt zu werden, könnte ich um halb acht bei Ihnen sein.«

»Einverstanden«, erklärte Peter, obgleich er sich nicht so sicher war. Aber Spielverderber wollt er auch nicht sein. »Wissen Sie denn, wo ich wohne?«

»Lassen Sie mich raten«, bat Margo. »Da Sie kein Auto haben, müssen Sie die ganze Strecke bis St. Francis Xavier zu Fuß gehen. Also müßten Sie in dem neuen Wohnhaus an der 3. Straße, gleich bei der Hauptstraße, wohnen.«

»Sie sind ein echter Sherlock Holmes«, gab Peter zu

verstehen.

Margo lachte. »Nicht ganz. Wir sehen uns um halb acht.«

Balsam wollte noch etwas sagen, merkte aber, daß am anderen Ende aufgelegt wurde. Fragend blickte er den stummen Hörer an. Warum hatte sie so abrupt eingehängt? Wahrscheinlich hatte sie von der Arbeit aus angerufen, und jemand hatte nach ihr gerufen. Schulterzuckend konzentrierte er sich wieder auf anderes.

Eine Stunde später konnte man ihn den Hügel zur Kirche von St. Francis Xavier hinaufgehen sehen. Unterwegs bemerkte er, daß ihm Neilsville, obwohl immer noch öd, nicht mehr so schrecklich erschien wie am ersten Tag. Wie die Dinge einem vertraut werden, dachte er sich und versuchte, sich weiter daran zu gewöhnen. Er sah nicht mehr nur die seltsamen Eigentümlichkeiten, sondern auch die Einzigartigkeit des Ortes. Einige der Häuser waren auf ganz besondere Art reizvoll. Die Höfe waren sauber und gepflegt, gerade so, als ob die Bewohner von Neilsville wußten, daß um sie herum eine ewig unfruchtbare Landschaft herrschte, und sich deshalb anstrebten, mitten in der Wüste grüne Oasen anzulegen. Erst am dritten Tag, als er sich entschlossen hatte, abseits der Hauptstraße zu gehen, war ihm die angenehmere Seite von Neilsville aufgefallen. Zielsicher ging er jetzt seinen Weg. Dabei genoß er den Schatten der Alleeebäume ebenso wie die verschlafene Zurückgezogenheit der kleineren Seitenstraßen. Auf der Hauptstraße merkte er ständig, daß die Leute ihm hinterhergauffen und über den Fremden in ihrer Mitte offenbar ein Urteil fällten. Unter den Ulmen der kleinen Seitenstraße aber war er so gedankenverloren, daß er von den Blicken, mit denen ihn die Leute von den Fenstern aus verfolgten, gar nichts bemerkte.

Inzwischen hatte er den Hügel erklommen. Nun betrat er die Kühle und Dunkelheit der Kirche, wo er die Finger ins Weihwasser tauchte, niederkniete, den Säulengang

entlangging, erneut niederkniete, um endlich auf einer Bank Platz zu nehmen. Hier blieb er eine Weile lang sitzen, offensichtlich, um die Ruhe der Kirche in sich aufzunehmen. Langsam gewöhnten sich seine Augen an das durch die bunten Fenster fallende Licht des Sommertags. Irgendwie bekam er das Gefühl, nicht allein zu sein. Ein paar Reihen vor ihm, nahe dem Alkoven, der der Heiligen Jungfrau geweiht war, saß reglos und mit geneigtem Kopf ein Mädchen. Es war das Mädchen, das neulich allein gegen die Tenniswand gespielt hatte.

Die Perlen eines Rosenkranzes wanderten durch ihre Finger, während sie ein stummes Gebet sprach. Balsam beobachtete sie eine Weile. Als er glaubte, durch seine Blicke die Versunkenheit zu stören, fühlte er sich etwas befangen. Er mußte sich zwingen, nicht weiter an die Gegenwart des Mädchens zu denken, und suchte Vertiefung im eigenen Gebet.

Eine halbe Stunde später trafen sie sich am Portal der Kirche. Er hatte gar nicht bemerkt, daß das Mädchen zur gleichen Zeit aufgestanden war. Eigentlich hatte er seine Anwesenheit bereits vergessen. Als sie nun gemeinsam aus dem Schatten der Kirche in die flimmernde Nachmittagshitze traten und er von der Schläfrigkeit, die ihn in einer Kirche immer wieder befiel, losgelassen wurde, begrüßte er sie mit einem Lächeln. Unsicher blickte sie ihn an und wollte fortlaufen. »Hallo«, sagte er.

Stumm sah Marilyn Crane den Mann an. Sie mußte erst einmal ihre Stimme wiederfinden.

»Du kommst anscheinend genauso oft hierher wie ich«, stellte Balsam weiter fest. »Man kann sich hier ganz gut von der Hitze erholen, nicht wahr?«

Immer noch sah sie ihn mit weit geöffneten Augen an. War es möglich, daß sie ihn gestern und vorgestern, als sie beide still in der Kirche saßen, gar nicht wahrgenommen hatte? überlegte Balsam.

»Ich heiße übrigens Peter Balsam«, sagte er und reichte ihr

die Hand. Erstaunt über die Begrüßung, ergriff Marilyn nach kurzer Zeit die Hand und stellte sich ebenfalls vor. Irgendwie fühlte sie sich wie aus einem Traum erwacht.

»Ich bin Marilyn Crane. Sie sind der neue Lehrer, nicht wahr?«

Balsam nickte. »Nimmst du auch an meinem Kurs teil?«

Sie lächelte schüchtern und wackelte verlegen mit dem Kopf, als ob sie sich für ihre Gegenwart entschuldigen wollte.

»Latein ja, und auf den Psychologiekurs hoffe ich noch.«

»Du hoffst noch darauf?« wiederholte Peter. »Du brauchst dich nur einzuschreiben!«

»Ich weiß nicht, ob ich das darf«, sagte Marilyn fast flüsternd. »Ich habe meine Eltern gefragt, ob ich mitmachen darf, aber sie wollten erst noch darüber sprechen!«

»Du kannst ihnen mein Ehrenwort geben, daß ich keine wirren Ideen in eure Köpfe pflanzen werde«, sagte Balsam mit einem leichten Grinsen.

Die Spannung, unter der sich das Mädchen befand, schien sich zu lösen, und gemeinsam machten sie sich auf den Weg hinunter zur Stadt.

Als die Hälfte des Wegs hinter ihnen lag, fragte Marilyn unvermittelt: »Woher wußten Sie eigentlich, worüber sich meine Eltern Sorgen machen?«

Balsam zeigte auf seinen Kopf. »Ich bin Psychologe, da weiß ich eben so manches.«

Marilyn musterte ihn genau. Dann aber verstand sie, daß er sie auf den Arm genommen hatte, und mußte lachen. Es klang zögernd, fast hohl, und Balsam erkannte sofort den Grund: Marilyn war ein Kind, das nur selten fröhlich war.

»Du verbringst sehr viel Zeit in der Kirche«, stellte Balsam verständnisvoll fest.

Marilyn nickte. »Ich mag den Ort sehr. Es ist so angenehm kühl und ruhig, und ich kann ganz alleine für mich sein, ohne mich einsam zu fühlen. Können Sie das verstehen?«



»Sehr gut sogar«, antwortete Balsam. »Mir geht es ganz ähnlich.« Fragend blickte Marilyn ihn an. Zum erstenmal in ihrem Leben hatte sie jetzt das Gefühl, daß es auf dieser Welt jemanden gab, der sie verstand.

»Ich bete immer zur Mutter der Leidenden«, erklärte sie. »Ich fühle mich dann immer irgendwie geborgen.«

Da Balsam nicht sofort antwortete, sah sie ihn erneut aufmerksam an, um zu wissen, ob ihre Worte ihn verletzt hatten. Aber offensichtlich dachte er nur über etwas nach. Schweigend ging sie weiter neben ihm her. Es war ein angenehmes Schweigen, dachte sie, so anders als das Schweigen, das sie sonst erlebte, wenn sie sich irgendwo hinzugesellte. Balsam nahm das alles gar nicht wahr. Ihre Worte hatten ihn nachdenklich gemacht, besonders, wie sie über die Heilige Jungfrau gesprochen hatte. Mutter der Leidenden, hatte sie sie genannt. Es lag schon eine ganze Zeit zurück, daß er diese Bezeichnung für die Heilige Mutter Gottes zum letztenmal gehört hatte. Er überlegte, wie dieses Mädchen dazu kam, entschied sich aber, nicht weiter danach zu fragen. Jedenfalls nicht für den Moment. Sie schien nervös und so zappelig wie ein Kaninchen und immer auf der Hut. Balsam spürte, daß er sie nicht verschrecken durfte. Dies war für ihn wie für sie gleich wichtig.

Als sie an der Abzweigung zur 3. Straße angelangt waren, verabschiedete sich Balsam. »Hier trennen sich nun unsere Wege. Ich wohne da unten in dem neuen Wohnhaus.«

Marilyn hob wieder ihren Kopf. In ihrem Gesicht war eine Art Verständnis zu lesen, das Peter sagte, daß sie Angst gehabt hatte, von ihm abgewiesen zu werden.

»Komm mich doch einfach mal besuchen, wenn du möchtest. Ich bin meistens zu Hause. Ich habe auch schon ein Namensschild.«

»Oh«, seufzte Marilyn. »Das - das geht doch nicht.«

Erstaunt sah Balsam sie an. »Warum in aller Welt geht das

nicht?«

Jetzt war Marilyn völlig durcheinander. »Ich - ich weiß es nicht«, stotterte sie angestrengt. Plötzlich war es Peter klar. In Marilyns Leben hatte es offenbar noch nie einen Lehrer gegeben, der weder eine Kutte trug noch im Kloster lebte. Sein Vorschlag war außerhalb ihrer Vorstellung, so daß es für sie unfassbar klingen mußte.

»Gut«, sagte er knapp. »Mach dir deshalb keine Sorgen. Aber denk daran, deinen Eltern mein Ehrenwort auszurichten. Der Psychologiekurs wird bestimmt sehr interessant werden, und ich würde mich freuen, wenn du mitmachst.«

Da Marilyn immer noch sprachlos war, lächelte Peter kurz und bog in die 3. Straße ein. Nach wenigen Metern drehte er sich um und winkte. Und Marilyn winkte zurück.

Sie blieb noch einen Augenblick stehen und sah dem neuen Lehrer nach. Plötzlich erschien die Welt nicht mehr so leer. Sie mochte den neuen Lehrer und beschloß, noch einmal mit ihren Eltern über die Teilnahme an seinem Psychologiekurs zu reden. Dann blieb sie abrupt stehen, um sich mitten auf dem Gehweg neben der Hauptstraße zu bekreuzigen und der Mutter der Leidenden mit einem Gebet zu danken, daß Balsam nach Neilsville gekommen war.

Punkt halb acht klingelte es. Peter Balsam öffnete die Tür, und vor ihm stand Margo Henderson mit einem strahlenden Lächeln, das schon fast zu offen war. Er ließ sie eintreten. Kaum war die Tür hinter ihm ins Schloß gefallen, wick ihr Lächeln einem nervösen Lachen.

»Ich komme mir ein bißchen schamlos vor«, erklärte sie, wobei sie sich von der Jacke freimachte, die nur lose über ihren Schultern lag, und mit raschem Blick die Wohnung ansah. »Haben Sie zufällig einen kleinen Drink anzubieten?«

»Scotch oder Bourbon?« wollte Peter wissen, der sich sofort fragte, ob ein Glas Wein nicht besser gewesen wäre. Außerdem wäre ihm gerne noch eine andere, schlagfertige Antwort

eingefallen.

»Scotch mit zehn Spritzern Soda.« Und während Peter zwei gleich dünne Highballs mixte, sah sie sich genauer im Zimmer um.

»Es gefällt mir«, stellte sie fest und nahm ihm eines der Gläser ab. »Bücher und Pflanzen - ich könnte ohne sie nicht leben.« Sie probierte den Drink. »Außerdem sind Sie ein perfekter Barmixer. Vielleicht sollten wir heiraten.«

Peter verschluckte sich fast. Dann aber merkte er, daß sie nur Spaß gemacht hatte. Er wurde rot, und Margo mußte erneut lachen. »Das tut mir leid«, entschuldigte sie sich. »Ich wollte Sie ja nicht gleich umbringen.« Dabei klopfte sie ihm ein paarmal auf den Rücken, bis der Hustenanfall sich legte. Peter sank in die Couch und sah sie an. Als er ihr Zwinkern bemerkte, mußte auch er lachen.

»Ich freue mich so, Sie wiederzusehen«, gestand er. »Sie machen sich gar keine Vorstellung!« Erneut sah er zu ihr hinüber, wobei sein Blick etwas Fragendes an sich hatte. »Was meinten Sie damit, ›ich komme mir ein bißchen schamlos vor?«

»Es ist immerhin das erste Mal, daß ich einen Mann um ein Rendezvous gebeten habe. Ich weiß nicht, vielleicht werden Sie ständig von Frauen bestürmt. Für mich ist es jedenfalls eine neue und aufregende Erfahrung. Ich möchte wetten, daß es so etwas in Neilsville noch nicht gab.«

»Ich bin froh, daß Sie angerufen haben«, sagte Peter. »Und wenn ich vorhin ein bißchen angespannt klang, dann einfach deshalb, weil ich zu überrascht war, daß das Telefon überhaupt klingelte. Ich hatte es die ganze Zeit angesehen. Ich hatte das Gefühl, mit der ganzen Welt in Verbindung zu stehen. Dann wurde mir plötzlich klar, daß mich in dieser Stadt wahrscheinlich niemand anrufen würde. Und dann klingelte es doch. Und nun sind Sie hier... Wohin wollen wir zum Essen gehen?«

»Ich bin mir nicht sicher«, sagte Margo. Sie war plötzlich nachdenklich geworden. »Eigentlich wollte ich zu Clyde's. Das Essen dort ist sehr gut und die Musik nicht zu laut. Aber andererseits scheint es mir fast vernünftiger, aus der Stadt rauszufahren.«

»Raus aus der Stadt?« fragte Peter verdutzt.

Margo nickte. »Vielleicht bin ich ein bißchen paranoid, aber wenn ich daran denke... Sie sind neu in der Stadt, geben Unterricht in St. Francis Xavier, ich bin eine geschiedene Frau, und... und... und. Alles in allem glaube ich, es ist besser, wir gehen irgendwohin, wo uns keiner kennt. Falls Sie noch nicht umkommen, vor Hunger meine ich, dann könnten wir zum Moses-See hinausfahren. Es sind vierzig Minuten, und ich kenne dort ein gutes italienisches Restaurant.«

Balsam wollte protestieren. Im gleichen Moment fiel ihm der finstere Blick von Leona Andersen ein, als er mit Margo aus dem Zug gestiegen war. Gleichzeitig erinnerte er sich auch wieder an die Worte von Monsignore Vernon über die zu beachtenden Förmlichkeiten. › Förmlichkeit«, dachte er bei sich, war sicher das falsche Wort. Immer mehr bekam er den Eindruck, daß man in Neilsville geradezu engstirnig war.

»Schön«, stimmte er zu und leerte sein Glas. Leicht gestärkt von dieser Erkenntnis, lächelte er Margo an. »Wollen wir uns unten an der Kreuzung treffen, oder können wir es riskieren, von hier aus gemeinsam zum Wagen zu gehen?«

»Sorgen Sie sich nicht darüber«, gab Margo zurück. »Ich habe in der Allee geparkt.«

Das Restaurant wirkte nicht gerade einladend, mitten auf einem asphaltierten Parkplatz, im grellen Licht der Leuchtreklame mit dem Namen des Besitzers - Raffaello's - und der riesigen Leuchtschrift -Olympia-Bier-. Innen waren die Tische mit rot-weiß karierten Tischdecken gedeckt, die nicht den saubersten Eindruck machten. Aber das Essen war hervorragend. Peter lehnte sich in seinem Stuhl zurück, nahm

die Tasse mit Cappuccino und blickte zu Margo hinüber. Sie war wirklich bildhübsch.

»Fühlen Sie sich besser?« fragte sie ihn mit einem Blinzeln über den Rand ihres Glases hinweg, als sie zum letzten Schluck Wein ansetzte.

»Wie kommen Sie darauf, daß ich mich vorher nicht wohl gefühlt habe?« hakte Peter nach.

Sie zuckte leicht mit den Schultern und schmunzelte. »Ich weiß nicht, Sie strahlen so etwas aus. Als ob Sie vor etwas Angst hätten. Zunächst dachte ich, es wäre wegen mir, aber jetzt glaube ich, es liegt an Neilsville.«

Balsam nickte schuldbewußt. »Da haben Sie direkt ins Schwarze getroffen«, gab er zu. »Es ist richtig, die ganze Sache hat mich ziemlich nervös gemacht. Zumindest bis gestern. Gestern entschloß ich mich nämlich, nicht mehr über die Hauptstraße zu gehen, sondern die kleinen Seitenstraßen zu benutzen und den Spieß umzudrehen. Hinter die Kulissen geschaut, wirkt Neilsville gar nicht so leblos.«

»Ich denke, darin sind alle Städte gleich«, bestätigte Margo seihe Feststellung. »Im Zentrum bekommt man nie einen richtigen Eindruck. Man muß schon dahin gehen, wo die Menschen leben. Und das ist nicht immer leicht. Die Kleinstädter sind nicht so freundlich, wie man es ihnen im allgemeinen nachsagt. Es sei denn, Sie gehören dazu. Wenn nicht, schlecht für Sie. Und als Zugereister bleibt man in diesem Status mindestens zwanzig Jahre lang.«

»Ich dachte, das sei nur in Neu-England so«, scherzte Peter. Margo schüttelte den Kopf. »Kleinstädte sind eben Kleinstädte, egal wo. - Wie finden Sie übrigens Ihren Freund, den Monsignore?« wechselte Margo das Thema. Peter glaubte, in ihrer Stimme einen Unterton von Boshaftigkeit herauszuhören.

»Nun, er hat sich sehr verändert«, erwiderte er. »Aber auch ich bin wohl nicht mehr der, an den er sich erinnert.«

»Mmmm«, murmelte Margo und flüchtete vor seinem Blick.

»Ich mag ihn nicht. Und Sie?« fragte Peter völlig unvermittelt.

»Ich weiß es nicht.« Margo dachte eine Weile nach. »Für mich ist der Monsignore wie die Inkarnation der Stadt. Und ich will Ihnen nicht erzählen, wie übel mir die Stadt mitgespielt hat, besonders im katholischen Teil.« Sie sah Peter an. Sie wollte gerne mehr darüber erzählen, befürchtete jedoch, daß sie ihn damit beleidigen würde. Aber irgendwie schien er sich von den anderen Katholiken, die sie kannte, zu unterscheiden. »Sie hat etwas Böses an sich«, begann sie zögernd. »Vielleicht drücke ich mich nicht richtig aus, aber seit meiner Scheidung und Exkommunizierung aus der katholischen Gemeinschaft habe ich einiges bemerkt. Ich kann nicht genau sagen, was es ist, aber ich habe ein sicheres Gespür für solche Dinge. Man wird angestarrt, Tratsch macht die Runde, und man bekommt das Gefühl, ein Aussätziger zu sein. Und der schlimmste von allen ist Ihr Freund, dieser Monsignore Vernon. Jedesmal, wenn ich ihn sehe, spüre ich, wie er mich mit seinen Blicken förmlich durchlöchert. So als ob er mich prüft und für unwürdig befindet. Die anderen sind auch nicht viel besser.« Plötzlich merkte sie, wie sie sich in ihrem Zorn verlor, und als ob sie schon zuviel gesagt hätte, versuchte sie, die Angelegenheit mit freundlicher Miene wieder herunterzuspielen. »Wie dem auch sei, mir geht es trotzdem ganz gut.«

Verwundert schüttelte Balsam den Kopf. »Ich verstehe das alles nicht«, begann er langsam. »Irgendwie kommt mir alles sehr fremd vor, als wären wir mitten im Mittelalter stehengeblieben.«

»Stimmt«, sagte Margo betrübt. Sie versuchte, wieder fröhlich zu klingen, »lassen Sie uns über Erfreuliches reden. Haben Sie schon Ihr Klassenzimmer gesehen?«

»Ich dachte, wir wollten uns über angenehmere Dinge unterhalten«, grinste Balsam lausbüsch.

»Es wird doch wohl etwas Angenehmes geben, worüber wir

reden können«, lachte Margo zurück. »So schlimm ist es in Neilsville auch nicht.«

Für einen Moment schien sie gedankenverloren, ehe sich ihr Gesicht wieder aufhellte. »Wir wollen einfach nicht mehr über Neilsville sprechen. Warum erzählen Sie mir nicht etwas von sich?«

Für Sekundenbruchteile zögerte Peter. Aber eigentlich gab es keinen Grund, ihr nicht von seiner Kindheit zu erzählen.

Wenigstens soweit, wie seine Erinnerung reichte, die mit der Aufnahme im Kloster begann.

Er erzählte Margo, wie er im Kloster von Nonnen erzogen wurde und später beschloß, die Priesterlaufbahn einzuschlagen. »Ich glaube, das war der erste Fehler«, sagte er.

»Wie meinen Sie das?«

»Manchmal scheint mir mein Leben eine Folge von Fehlern zu sein. Priester zu werden, war einfach das Naheliegendste. Bald mußte ich aber einsehen, daß das falsch war. Daraufhin verließ ich das Priesterseminar und ging nach St. Albans. Ach ja, erinnern Sie mich daran, Ihnen bei Gelegenheit die Roben vorzuführen!« scherzte Peter mit einem breiten Grinsen.

»Was, die haben Sie noch?«

»Ja, sie hängen in meinem Schrank. Ich glaube, von solchen Dingen trennt man sich nie. Wie dem auch sei, ich machte jedenfalls einen Abschluß in Psychologie und ging anschließend für eine Beraterstelle nach Kalifornien. Aber auch das lief nicht viel besser als meine Zeit als angehender Priester. Also entschloß ich mich, nach St. Albans zurückzukehren und das Lehrerexamen zu machen. Und dann kam auch noch meine Hochzeit.« Da Margo ein etwas verkniffenes Gesicht machte, fuhr er fort: »Habe ich Ihnen das noch gar nicht gesagt? Ich dachte, Sie wüßten es bereits. Aber das macht ohnehin keinen Unterschied. Wir leben getrennt.«

»Weiß der Monsignore davon?«

»Ja. Ich habe es ihm erzählt. Er war natürlich nicht

begeistert.«

»Das kann ich mir gut vorstellen«, bekräftigte Margo. »Was passierte? Ich meine, mit Ihrer Ehe.«

»Schwer zu sagen. Zurückschauend möchte ich sagen, Linda und ich hätten nicht so früh heiraten sollen. Aber damals brauchten wir uns. Wir waren ziemlich einsam. Inzwischen hat sie wieder jemanden gefunden, mit dem sie nicht einsam ist.«

Er sagte das mit einer verbitterten Note, so daß Margo von der Sache ablenken wollte. »Wie kamen Sie denn nach Neilsville?«

»Das verdanke ich dem Monsignore, der mir schrieb, er brauche jemanden, der Latein und Psychologie unterrichtet. Da ich frei war, gab er mir die Stellung, und deswegen bin ich nun hier.«

»Und es gefällt Ihnen nicht.« Das war eine Feststellung, keine Frage. Margo sah ihn an.

Unruhig rutschte Peter auf dem Sitz hin und her. »Ich weiß nicht. Aber irgendwie hat die Stadt schlechte Schwingungen, wie man so sagt. Manchmal habe ich das Gefühl, hier geht unterschwellig etwas vor, das jederzeit hervorbrechen kann, aber es nicht tut, um weiter verborgen zu bleiben.«

Margo blickte ihn an. »Genauso ist es. Auch ich habe dieses Gefühl und dachte, ich sei die einzige.«

Peter lächelte. »Jetzt sind es schon zwei.« Dann klärte er die Bezahlung mit einem Scheck, ehe sie gemeinsam aufstanden und das Lokal verließen.«

Als sie nach einer Stunde vor seinem Haus angekommen waren, sagte er: »Ich möchte mindestens soviel über Sie wissen wie Sie über mich.« Mit diesen Worten verabschiedete er sich. Dann stieg er aus, schloß die Autotür fest und ging ins Haus. Margo wartete eine Weile, um zu sehen, ob er sich umdrehen und ihr winken würde, was er jedoch nicht tat und sie enttäuschend fand.

Trotzdem, unterwegs fühlte sie wieder, daß sie Peter mochte.



Sie mochte ihn sogar sehr. Beim nächsten Mal wollte sie ihm mehr über sich erzählen. Sie war sich sicher, daß es ein nächstes Mal geben würde, und sei es, daß sie ihn wieder anrufen mußte. Aber das würde nicht nötig sein, wie sie sich sagte. Sie war überzeugt, daß Peter es dieses Mal tun würde.

Als sie sich später zum Schlafengehen fertig machte, fiel ihr ein, daß Peter etwas verschwiegen hatte. Sie wollte ihn sofort anrufen, aber da klingelte es schon. Es war Peter.

»Hoffentlich habe ich Sie nicht geweckt«, entschuldigte er sich.

»Nein, nein, ich bin noch wach und irgendwie froh, daß Sie noch einmal anrufen.«

»Eigentlich weiß ich gar nicht, warum ich das tue.«

»Vielleicht, weil ich mit Ihnen reden wollte.«

»Sie meinen, Sie haben mich dazu gebracht, Sie anzurufen?«

»Ja, vielleicht«, sagte Margo geheimnisvoll.

»Ich glaube nicht an solche Dinge«, lachte Peter verhalten.

»Nein? Vielleicht sollten Sie das tun. - Peter?«

»Ja?«

»Ich mußte noch an etwas denken. Als sie noch ein kleiner Junge waren - ich meine, warum sind Sie denn überhaupt ins Kloster gekommen?«

Zunächst herrschte Schweigen, ehe Peter mit betretener Stimme erklärte: »Das weiß ich auch nicht. Die Nonnen haben darüber mit mir nie gesprochen.«

Als Margo später einzuschlafen versuchte, mußte sie noch immer an seine Worte denken. Sie fragte sich erneut, was vor dreißig und ein paar Jahren in Peter Balsams Leben passiert war.

#### 4

Das sich der erste Schultag in St. Francis nicht derselben Beliebtheit erfreute wie der letzte, lag nicht allein daran, daß er den Beginn einer neun Monate dauernden Reglementierung

einleitete. In den Augen der Schüler war eines noch viel schlimmer. Fingen doch wieder neun Monate an, in denen sie unaufhörlich zum Vorwurf bekamen, daß sie laufend gegen die von Monsignore Vernon und den Nonnen aufgestellten Maßregeln verstießen. Wieder neun Monate, in denen die Nonnen in der Privatsphäre herumschnüffelten, immer alles ganz genau wissen wollten und selbst die Flüstereien belauschten, Schränke durchsuchten und Tagebücher konfiszierten, nur um ihrer Neugier Befriedigung zu verschaffen. Ständig sah man sich mit mehr oder weniger schwerer Schuld behäuft, was das Leben nicht gerade angenehm machte. Und am ersten Tag war alles besonders schlimm, da man sich gerade erst an die Freiheit der Sommerferien gewöhnt hatte, die wie immer zu kurz waren.

Außerdem gab es ja auch noch den Monsignore, der überall zu finden war, alles beobachtete, immer bereit, loszuschimpfen, aber mit Lob äußerst geizig umging. An diesem Morgen stand er wieder auf den Treppen des Schulhauses und erwartete die Rückkehr seiner Schüler zum neuen Schuljahr. Dort würde er die nächsten neun Monate sein, und wenn nicht auf den Treppen, dann in den Gängen. Für alle sichtbar stand er da, im schwarzen Talar, mit stechendem Blick, der sie fast aufspießte. Immer fand er etwas, das er rügen konnte.

Weder Judy Nelson noch Karen Morton waren an diesem Morgen bester Laune. Sie waren auf dem Weg zu Raum 16, wo sie anschließend vor Judys Schrank stehenblieben. Judy fing an, sich an dem Zahlenschloß zu schaffen zu machen, und wie immer am ersten Schultag brauchte sie drei Versuche, bis die Metalltür endlich aufging. Sie riß sie auf und schleuderte das Geschichtsbuch wütend hinein.

»Glaubst du, Schwester Kathleen meinte das ernst, daß wir den ganzen Schmöker im ersten Semester durchmachen?« fragte sie und blickte verbittert auf die fünf Zentimeter dicke

Geschichtswissenschaft, die sich am Schrankboden so verdammt dick ausmachten.

»Wer liest denn das schon«, sagte Karen und warf ihr langes blondes Haar zurück. »Es reicht doch, wenn du dir die Überschriften und Fragen am Ende der einzelnen Kapitel ansiehst. Weiß doch jeder, daß Schwester Kathleen in den letzten vierzig Jahren noch nie einen eigenen Test zusammengeklügelt hat.«

»Die macht mich noch mal fertig«, meckerte Judy. »Weißt du, was sie heute morgen gesagt hat? Daß wir uns den ganzen Sommer lang ›der Fleischeslust hingegeben haben‹, wie sie es nannte. Meinte sie damit etwa - Vögeln?«

Karen kicherte, wurde aber trotzdem rot, und Judy fragte sich, ob sie einen wunden Punkt angeschnitten hatte. Aus Spaß daran bohrte sie weiter.

»So wie sie das sagte, glaubt sie wohl, daß wir nichts anderes im Kopf haben, als über Sex zu reden, von Sex zu träumen oder Sex zu bekommen. Da kann man mal sehen, was alles in ihrem Kopf vor sich geht.«

Wieder stellte Judy deutliche Anzeichen nervöser Verlegenheit an Karen fest. Sie war befriedigt. Jetzt, dachte sie, war der geeignete Zeitpunkt zum vernichtenden Schlag gekommen. »Natürlich«, schmunzelte sie und bemühte sich, so zu klingen, als ob sie an niemanden bestimmten dachte, »müssen einige wegen ihrer Sünden ein schlechtes Gewissen haben, meinst du nicht auch?«

»Keine Ahnung«, sagte Karen sarkastisch. »Jedenfalls, wenn ich zu diesem Thema etwas zu sagen hätte, tue ich es in der Beichte und nicht zu Schwester Kathleen. Und schon gar nicht zu dir.« Plötzlich sah sie Marilyn Crane kommen, und noch bevor Judy etwas entgegnen konnte, erklärte sie, »vielleicht ist es gar nicht so schlecht, wenn man wie Marilyn wäre. Bei ihr machen sich die Nonnen nie Sorgen, daß sie ihre Seele an den Teufel verlieren könnte.«

Judy warf die Schranktür zu. Jetzt bemerkte auch sie Marilyn Crane am anderen Ende der Halle, die das Zahlenschloß ihres Schrankes zu öffnen versuchte. »Wenn ich sie wäre«, sagte sie böse, »würde ich mir ernsthaft Sorgen machen.« Hintergründig lächelte sie Karen an. »Immerhin ist Selbstmord doch die schwerste Sünde.«

»Judy!« schnaubte Karen, fast erstarrt vor Schreck über die Grausamkeit ihrer Freundin. »Es ist wirklich gemein, so etwas zu sagen. Ich kann sie bestimmt nicht besser leiden als du, aber trotzdem...« Ein schriller Schrei unterbrach sie. Sie drehte sich um und sah, wie Marilyn in ihren Schrank stierte, die Hand auf den Mund gepreßt, um den Schrei zu ersticken. Wäre Karen nicht so plötzlich herumgefahren, hätte sie ein schadenfrohes Lächeln an ihrer Freundin erkennen können.

Einige Meter entfernt starrte Marilyn Crane, immer noch zu Tode erschrocken, in ihren Schrank. Wo vorher ihre Bücher ordentlich aufeinandergelegt waren, lag nun ein Frosch. Wenigstens das, was einmal ein Frosch gewesen war. Nun lag das Tier ausgebreitet auf einem kleinen Brett; die Beine waren mit Nadeln wie bei einer Kreuzigung festgemacht, die Innereien sorgfältig um den Leib gelegt. Dazu stand in Druckbuchstaben: »Jesus liebt dich vielleicht, aber sonst niemand!«

Marilyn fühlte, wie ihr langsam schlecht wurde. Noch fester preßte sie die Hand an den Mund. Wer könnte das gewesen sein, und warum? Es war verrückt und sie nahe daran zu kotzen.

Nein, versuchte sie sich wieder zu fangen, jetzt nur nicht kotzen. Das wollen sie doch gerade. Diese Genugtuung dürfen sie nicht bekommen. Plötzlich hörte sie etwas hinter ihrem Rücken. Sie wandte sich um und sah, wie drei Nonnen herangeeilt kamen. Zuerst wollte sie warten und ihnen die Bescherung zeigen. Doch dann wurde ihr klar, daß das nur großen Ärger erregen würde. Man würde sie zunächst

ausfragen und dann vielleicht herausfinden, wer den Frosch in den Schrank gelegt hatte. Alle würden sie dann für eine Petze halten. Sie überlegte schnell, hob das Brett mit dem toten Frosch auf und versteckte beides in ihrer großen Tasche, die ihr sowohl als Hand- als auch als Schultasche diene. Sie betete, daß ihr der Frosch keine allzu große Schweinerei machte, ehe sie ihn in der Toilette endlich los würde. Sie machte die Schranktür zu und drehte sich dann den drei Nonnen zu, die bereits hinter ihr standen.

«Was war denn wieder los?» klang es kalt und anklagend. Sie sah in die kapuzenbedeckten Gesichter der Nonnen und erkannte Schwester Elisabeth, die gerade gesprochen hatte. Hilflös wandte sie sich ab. Dann wandte sie sich an Schwester Marie, die ihr noch am freundlichsten schien.

»Nichts« sagte sie stockend und suchte nach einer plausiblen Ausrede, »ich habe mich bloß eingeklemmt.« Und wie zum Beweis, daß der Schrecken größer war als die Verletzung, hielt sie einen unversehrten Finger hoch.

Skeptisch sah Schwester Elisabeth Marilyn an. Bevor sie aber dazu kam, sie weiter auszufragen, streichelte Schwester Kathleen - eben noch Gesprächsthema von Judy und Karen - das Mädchen.

»Du darfst nicht immer so unbeholfen sein«, besänftigte sie Marilyn.

Zu anderer Zeit wäre Marilyn durch diese Bemerkung verletzt gewesen, aber dieses Mal war sie geradezu dankbar. Zum erstenmal hatte ihr ihre Ungeschicklichkeit geholfen. Freundlich lächelte sie die Nonne an und bat im stillen um Vergebung für die Lüge. Am anderen Ende standen immer noch Judy Nelson und Karen Morton, die langsam das Interesse an ihr verloren.

»Das ist typisch Marilyn«, merkte Karen an. »Bevor die Woche zu Ende ist, wird sie sich noch die Nase einschlagen mit ihrer Schranktür.«

Laut lachend gingen beide Mädchen zum Klassenraum, während sich am anderen Ende des Ganges leise eine Tür schloß und Monsignore Vernon in seinem Büro verschwand.

Im Klassenzimmer wartete Peter Balsam schon nervös auf das Eintreffen seiner Psychologieklasse. Bislang war der Tag erstaunlich gut verlaufen. Latein war eben Latein, was die meisten seiner Schüler kannten. Sie wußten, was auf sie zukam. Mit dem Psychologieunterricht war das anders. Den ganzen Vormittag über hatte er eine gewisse Unruhe an einigen seiner Lateinschüler festgestellt. Er vermutete, daß diese sich auch für den Psychologiekurs eingeschrieben hatten und ihn einzuschätzen versuchten. Es war nur allzu naheliegend, daß sie aus der Art und Weise, wie er seinen Lateinunterricht abhielt, Schlüsse für den Ablauf des Psychologiekurses ziehen wollten.

Dann war da noch Schwester Elisabeth, eine ziemlich ernst dreinschauende Nonne, die zwischen der ersten und zweiten Stunde hereingestürmt war, um ihm ihre Meinung über den Kurs zu sagen, den sie für einen großen Fehler hielt, und die Psychologiestunde bereits störte, bevor sie überhaupt begonnen hatte. Es gäbe schon genügend Probleme mit der Disziplin, erklärte sie, und das alles seinetwegen. Die Schüler sprächen nur noch über ihn und seinen neuen Kurs und zeigten ihr gegenüber keinerlei Aufmerksamkeit mehr. Balsam, der einsah, daß Humor bei Schwester Elisabeth nicht verfiel, versprach feierlich, er wolle alles tun, um die Disziplin wiederherzustellen. Schwester Elisabeth sah ihn mit offener Skepsis an und verließ, ohne ein weiteres Wort zu verlieren, das Klassenzimmer. Dann, zwischen der zweiten und dritten Stunde, hatte Schwester Marie kurz hereingeschaut. Im Gegensatz Schwester Elisabeth erschien sie aufgeschlossen und lächelte über das ganze Gesicht. Gleich zu Beginn protestierte sie mit einer Handbewegung gegen seine Anrede ›Schwester‹ und bat ihn, sie nur Marie zu nennen, wenigstens solange sie

unter sich waren. Aufgeregt flüsterte sie ihm zu, daß es endlich an der Zeit sei, in St. Francis etwas Vernünftiges zu lehren, auch wenn diese Auffassung nicht gern gehört würde. Doch plötzlich schien es, als war es ihr äußerst peinlich. Sich wieder in ihre eigene Gedankenwelt zurückziehend, verschwand sie.

Zu guter Letzt war es Schwester Kathleen gewesen. Energisch hatte sie vor wenigen Augenblicken das Klassenzimmer betreten und sich versichert, daß außer Balsam niemand anwesend war. Erst dann verschloß sie hinter sich die Tür.

»Es ist meine Pflicht, mit Ihnen über ein sehr unangenehmes Thema zu sprechen«, begann sie. Ohne Peter Balsam eine Gelegenheit zur Antwort zu lassen, setzte sie ihre Rede fort.

»Ich gehe davon aus, daß Sie wissen, wie schwer es hier für uns ist, das moralische Klima in ordentlichem Zustand zu halten.« Dabei sah sie ihm streng in die Augen, ließ am Ende aber ihren Blick von ihm abschweifen. Peter Balsam hatte das Gefühl, sie könnte plötzlich die Nerven verlieren. Das weitere wußte er bereits im voraus.

»Diese moderne Welt ist schon lange nicht mehr so, wie ich sie mir vorstelle«, erklärte Schwester Kathleen weiter. »Ich glaube, die Gleichgültigkeit gegenüber den Regeln von Moral und Anstand, die sich überall auf der Welt breitmacht, hat auch vor der Schule von St. Francis Xavier nicht haltgemacht, wenn Sie verstehen, was ich meine.« Finster sah sie Balsam an, der so tat, als ob er ganz und gar nicht verstanden hätte.

»Was ich damit sagen will«, fuhr sie ungehalten fort, da er in ihren Augen offensichtlich etwas begriffsstutzig war, »ist, daß Ihr Psychologiekurs hoffentlich nichts - Fleischliches, ist wohl das richtige Wort - zum Inhalt haben wird.« Psychologie klang aus ihrem Mund wie etwas Unanständiges.

»Schwester, es handelt sich um einen Psychologiekurs«, erinnerte Peter vorsichtig, »nicht um einen Unterricht in Sexualkunde.« Um ein Haar hätte er laut lachen müssen, denn

mit tiefrotem Gesicht flüchtete die schwarze Nonne aus dem Klassenzimmer.

Einen Moment später vernahm er den lauten Schrei aus der Halle. Als er hinaussah, stellte er fest, daß die drei Nonnen, die ihn im Laufe des Vormittags besucht hatten, sich der Situation bereits angenommen hatten. Außerdem war er überzeugt, daß mit Ausnahme von Marie keine es gutheißen würde, wenn er sich da einmischte. So zog er sich wieder in den Klassenraum zurück, um auf das Eintreffen seiner Schüler zu warten. Allmählich kamen die ersten herein. Einige kannte er schon. Dann fiel ihm auf, daß sie direkt auf die Plätze zusteuerten, die sie auch in den anderen Stunden in diesem Raum innehatten. Eine von ihnen, Janet Conally, marschierte auf einen Platz in der dritten Reihe zu. Dort hatte sie zuvor schon gesessen. Als habe sie sich es plötzlich anders überlegt, wechselte sie in die erste Reihe und legte auf dem einen Nachbarstuhl sorgfältig ihre Bücher ab, auf dem anderen einen Pullover. Als sie merkte, daß Peter Balsam sie ansah, lächelte sie, blickte sich dann selbstbewußt um und begrüßte den einen oder anderen in der Klasse mit einem kurzen Nicken.

Kurz darauf kam ein hübsches dunkelhaariges Mädchen herein, schaute sich rasch um und ging sofort auf den Platz zu, wo Janet Conally den Pullover abgelegt hatte. Sie gab ihn an Janet zurück, setzte sich und begann mit ihr zu flüstern. Die beiden Mädchen kicherten auch schon los, und Balsam hätte nur zu gerne gewußt, was sie gerade gesagt hatten. Schwester Elisabeth, das wußte er genau, hätte es sofort herausbekommen. Aber er besaß weder die Strenge noch die Erfahrung für ein solch scharfes Vorgehen. Er tat einfach so, als ob er ihr Gekichere gar nicht gehört hätte. Wenige Minuten später kamen Karen Morton und Judy Nelson in den Raum gefegt, winkten Janet Conally und dem dunkelhaarigen Mädchen zu (Balsam nahm an, daß es Penny Anderson war) und nahmen zwei andere freie Plätze in der ersten Reihe ein.



Mit einem Stapel Bücher besetzte Karen Morton den Stuhl neben sich. Balsam war neugierig, für wen sie ihn frei hielt.

Mit dem Klingeln zu Beginn der Stunde kam Jim Mulvey in zerknitterten Klamotten und mit etwas zu langem Haar hereingelatscht. Dann schubste er von dem Stuhl Karen Mortons Bücher zu Boden und lümmelte sich auf den Platz. Verzaubert blickte Karen ihren Freund an, der ziemlich mürrisch zu Balsam hinsah, und hob dann ihre Bücher auf. Wieder strahlte sie, da Jim sich ihr nun zuwandte.

Peter Balsam nahm den Klassenspiegel zur Hand und merkte, daß auf der Liste ein Name mehr stand als Schüler anwesend waren. Obwohl er die Hälfte der Klasse schon kannte, wollte er dennoch die Namen einzeln aufrufen. Aber noch ehe er damit begonnen hatte, wußte er, wer fehlte. Es war Marilyn Crane. Noch einmal sah er auf die Liste. Ja, ihr Name war eingetragen. Und noch einmal sah er sich die neunundzwanzig Gesichter vor ihm an. Nein, Marilyn war nicht dabei. Trotzdem rief er sie jetzt nacheinander auf, wobei er sich halb darauf konzentrierte, Namen und Gesichter zusammenzubringen, und halb fragte, warum Marilyn nicht gekommen war.

Er war die Liste mit den Namen gerade zur Hälfte durchgegangen, als die Tür zum Klassenzimmer knarrend aufgemacht wurde. Hereingeschlichen kam Marilyn Crane und ließ sich auf dem einzigen freien Platz in der hintersten Reihe nieder. Jeder hatte sich aufgrund des eigenartigen Geräusches zur Tür gewandt. Ausgehend von Judy Nelson und Karen Morton breitete sich nun im ganzen Raum ein Geflüstere und Gekichere aus. Marilyn fühlte sich wie von einem Sog erfaßt. Balsam hatte mit dem Ausrufen der Namen innegehalten und beobachtete die Teenager. Er hoffte, sie würden sein plötzliches Schweigen bemerken.

Als endlich Ruhe einkehrte, richtete er seinen Blick auf Karen Morton und Judy Nelson. Beinahe herausfordernd

blickte Judy zurück, während Karen Morton rot wurde und nervös in ihrem Heft blätterte, was Balsam mit einiger Genugtuung wahrnahm. Er rief die Namen weiter auf, wobei er aufpaßte, daß sich Marilyn Crane deutlich melden würde. Am Ende legte er den Klassenspiegel auf seinen Pult zurück und sah sich die Klasse noch einmal an.

»So«, begann er. »Ich glaube, dann können wir anfangen. Dieser Kurs ist nicht wie die anderen, und diejenigen, die glauben, sie kennen mich vom Lateinunterricht her, sind auf dem Holzweg.« Das sollte erst einmal genügen, um sie abzuschrecken, dachte er und registrierte mit Freude ihre konsternierten Mienen. Im ganzen Klassenraum ging ein Räuspern um, denn langsam wurde den dreißig Teenagern klar, daß sie ihre Vorstellungen ändern mußten. Auch die vier Mädchen in der ersten Reihe sahen sich mit etwas unverständigen und nervösen Blicken an.

»Wie einige von euch ja bereits wissen«, fuhr Balsam fort, »bin ich es gewohnt, daß die Teilnehmer in meinen Kursen in alphabetischer Reihenfolge sitzen.«

Ein fast unhörbares Gemurre hob an, und einige packten schon ihre Sachen zusammen, um für den Platztausch vorbereitet zu sein.

»Wie dem auch sei«, erklärte er weiter, »in diesem Kurs wird das anders sein. Ihr könnt also sitzen, wo ihr wollt. Ihr müßt auch nicht jeden Tag am gleichen Platz sitzen, wodurch es für mich zwar nicht einfacher wird, mir eure Namen zu merken, aber das ist nicht euer Problem. Wenn ihr euch jetzt noch anders setzen wollt, könnt ihr das gerne tun.«

Fast die halbe Klasse wechselte nun die Plätze. Nur in der ersten Reihe blieb alles beim alten; offensichtlich hatte man sich dort endgültig entschieden. Auch Marilyn Crane verharrte auf ihrem alten Platz, denn niemand legte Wert darauf, sie neben sich zu haben. Doch dann fiel Balsam auf, daß der Junge, der am nächsten zu Marilyn saß, zu ihr hinüberlächelte

und mit ihr sprach. Wenn er sich recht erinnerte, dann war das wohl Jeff Bremmer. Während immer noch Plätze getauscht wurden, überlegte Balsam, wie viele seiner Schüler bemerkten, wie sie ihm Dinge über sich erzählten, ohne daß es nur eines Wortes bedurfte. Er war sich ziemlich sicher, daß sie auch in Zukunft immer mehr über sich aussagen würden, je nachdem, wo und bei wem sie ihre Plätze einnahmen. Besonders interessant würde dabei wohl die Formation aus der ersten Reihe sein, jene vier Mädchen, von denen der Monsignore bereits gesprochen hatte. Der Junge war offensichtlich Jim Mulvey und Karen Mortons Freund.

Nach dem Plätzetausch begann Balsam von seinen Hoffnungen und Zielen zu sprechen, die er in diesem Psychologiekurs verwirklichen wollte. Er wolle nicht viel Zeit für die Psychologie des Abnormen aufwenden, auch wenn er hier und da auf einige exotische Formen der Verrücktheit eingehen werde, was ihm herzliches Gelächter einbrachte.

Was ihn am meisten interessiere, seien die Möglichkeiten, sich selbst untereinander besser kennen und verstehen zu lernen, und gleichzeitig kündigte er einen möglichst großen Verzicht auf die in St. Francis üblicherweise praktizierten Lehrmethoden an. Statt dessen, so seine Hoffnung, sollten sie von sich selbst ebensoviel lernen und erfahren wie von ihm. Wenn sie sich selbst lehren könnten, dann würde jeder einzelne eine Menge profitieren und viel Interessantes aus dem Kurs mitnehmen.

Balsam sah auf die Uhr. Eine Viertelstunde blieb ihm noch, um die Klasse mit einer Karte des Heiligen Römischen Reiches zu konfrontieren, die hinter ihm an der Tafel hing.

»Hinter dieser Karte«, wandte er sich zu den Schülern, »befindet sich ein Bild. Ich werde jetzt die Karte eine Sekunde lang hochhalten und wieder herunterlassen. Anschließend wollen wir besprechen, was ihr gesehen habt.«

Rasch hob Balsam die Karte hoch und gab den Blick für eine

Sekunde lang frei. Das Bild war ein Schwarzweißdruck mit großen Konturen.

»Nun, wie steht es?« fragte er.

In der ersten Reihe meldete sich Judy.

»Judy?« fragte Balsam noch einmal nach, ehe er ihr mit einem Handzeichen zu verstehen gab, daß sie jetzt nicht aufstehen mußte. »Das ist in diesem Kurs nicht nötig«, lächelte er, »wir können uns diese Freiübungen für die Lateinstunde aufheben.«

Judy war perplex. So etwas hatte es in St. Francis noch nicht gegeben. Sie und die ganze Klasse schien sich zu entspannen.

»Nun?« fragte Balsam erneut.

Judy konnte ihr Kichern nicht verhindern, als sie zu erklären versuchte, »Es tut mir leid, aber es ist nicht leicht, Fragen im Sitzen zu beantworten. Das hat noch niemand von uns gelernt.«

Wieder lachte die ganze Klasse. Balsam war zufrieden. Bis jetzt war alles so verlaufen, wie er es geplant hatte.

»Schon in Ordnung«, sagte er mit einiger Lässigkeit. »Du mußt dich eben daran gewöhnen. Aber du wolltest ja eigentlich sagen, was du auf dem Bild gesehen hast.«

»Meiner Meinung nach«, begann Judy langsam, »war es ein Schädel. Ja, für mich sah es wie ein Schädel aus.«

Balsam nickte. »Hat noch jemand einen Schädel erkannt?«

Jeder meldete sich, außer Marilyn Crane, die mit gefalteten Händen in der Bank saß. Ein bißchen schien sie sich zu schämen.

»Wir haben also eine kleine Unstimmigkeit«, stellte Balsam fest, indem er mit einem Lächeln Marilyn verstehen zu geben versuchte, daß es wirklich nichts ausmachte. »Marilyn, sag uns, was du gesehen hast.«

Marilyn sah aus, als würde sie gleich in Tränen ausbrechen. Sie wollte nicht die einzige sein, die etwas anderes gesehen hatte als alle anderen. Aber sie hatte nun mal etwas anderes gesehen und konnte es nicht mehr verbergen.

»Es klingt sicher komisch, aber ich habe eine Frau erkannt, die sich im Spiegel betrachtete.«

Die gesamte Klasse wurde von einem riesigen Gelächter erschüttert. Es war gehässig, nicht menschlich. Noch bevor es abebbte, ließ Balsam die Geschichtskarte sich aufrollen. Nun war das Blick auf das Bild vollkommen frei, und das Gelächter versiegte immer mehr. Marilyn hatte recht. Es war eine feine Zeichnung von einer Frau, die in einen Spiegel starrte, und ›Eitelkeit‹ war der Titel. Einen Augenblick überließ Balsam sie ihrer eigenen Nachdenklichkeit.

»Wie ihr seht«, begann er dann, »hatte niemand von euch recht; auch hatte keiner unrecht.« Jeder in der Klasse sah ihn verdutzt an. Balsam wußte, daß er ihnen eine vollkommen neue Erfahrung gegeben hatte, eine Situation, in der es richtig oder falsch nicht gab.

»Was ihr gerade gesehen habt«, erklärte er weiter, »war ein kleines Experiment über das ›Reiz-Antwort-Verhalten‹. Nicht jeder reagiert demnach auf einen gegebenen Reiz mit der gleichen Antwort. Wie jemand auf einen Reiz antwortet, hängt im wesentlichen von seiner psychologischen Ausstattung ab.«

Er wollte aber auch noch etwas Lob an Marilyn Crane richten, nachdem ihm wieder eingefallen war, daß sie anders als alle anderen geantwortet hatte. »Die Tatsache, daß außer Marilyn jeder von euch einen Schädel gesehen hat, ist doch einigermaßen interessant. Ich glaube, ihr seid alle eine etwas krankhaft veranlagte Gruppe.« Er zwinkerte ihnen unauffällig zu, damit sie meinten, er mache Spaß. Was er sagen wollte, hatte er gesagt, und niemand drehte sich mehr nach Marilyn um. Statt dessen sah man sich gegenseitig mit Betroffenheit an.

Die Uhr gab Balsam noch fünf Minuten.

»Wißt ihr«, fuhr er fort, »ihr habt mich alle überrascht. Seit fünfzig Minuten steht auf meinem Schreibtisch dieses zugedeckte Ding, und keiner von euch fragt danach.« Wieder waren alle betreten. »Ich hoffe, das ändert sich auch bis zum

Ende des Schuljahres. Ein bißchen Neugier mag vielleicht für eine Katze den Tod bedeuten, einem Schüler aber hat sie noch nie geschadet.«

Dann sollten sie alle nach vorne kommen. Jeder drängte sich ans Pult, um zu sehen, was die Neugier hätte wecken sollen. Es war eine kleine Holzschachtel mit einem Glasdeckel, eine sogenannte Skinner-Box. Hinter dem Glas sah man eine weiße Ratte. Während jeder wie gebannt auf die Holzschachtel starrte, betätigte Balsam einen Schalter an der Außenseite des Holzbehälters. Sofort legte die Ratte einen Hebel um, wonach ein kleiner Futterbrocken herabfiel. Diesen Vorgang wiederholte die Ratte mehrere Male, und jedesmal fraß sie den Futterbrocken prompt auf.

»Das ist ein typisches Beispiel für konditioniertes Antworten«, erläuterte er. »Die Ratte hat nämlich gelernt, daß sie nur dann an ihr Futter kommt, wenn das Licht eingeschaltet ist und sie anschließend den Hebel umlegt. Folglich bewegt sie bei Licht jedesmal den Hebel.« Als Balsam das Licht ausschaltete, wurde die Ratte wieder still. Die ganze Klasse war nun heftig am Diskutieren, das mit dem Glockenschlag abrupt zu Ende ging.

Jeder kehrte an seinen Platz zurück, um Bücher und Hefte einzupacken.

»Auch das ist ein typisches konditioniertes Verhalten«, sagte er, laut genug, damit alle es hören konnten, ehe er sich verabschiedete. Einen Augenblick lang sahen sie ihn prüfend an und brachen dann in spontanes Gelächter aus. Balsam war überzeugt, daß die Stunde schon ein Erfolg gewesen war.

Aus der Schreibtischschublade holte er eine braune Tüte, in der sein Pausenbrot eingewickelt war. Langsam begann er zu essen, und da war es wieder, dieses unangenehme Gefühl, diese seltsame Angst, für die er zunächst keinen Grund sah. Allmählich aber wurde es ihm klar, was ihn so beängstigt hatte. Es war das Bild und wie jeder in der Klasse reagiert hatte.

Warum hatten, mit nur einer einzigen Ausnahme, alle anderen neunundzwanzig Schüler in dem Bild einen Schädel, den Tod also, gesehen? Warum war es nur Marilyn Crane, die die Frau und den Spiegel erkannt hatte. Das Verhältnis war außerhalb jeder statistischen Wahrheit. Wenigstens die Hälfte der Klasse hätte das Bild richtig erkennen müssen.

## 5

Inez Nelson hörte das Läuten des Telefons; sie sah zu ihrem Mann, der seinen Blick jedoch nicht vom Fernseher abwandte. Erneut klingelte es. Dieses Mal sah Inez nach oben, offensichtlich in der Erwartung, daß Judy zum oberen Anschluß eilte. Zum drittenmal schellte es. Mit einem Seufzer stand Inez auf und ging in die Küche. Sie hoffte, daß das Klingeln aufhörte, bevor sie den Hörer abnehmen würde.

»Mrs. Nelson?« Es war Karen Morton, die sich jetzt meldete und deren Stimme Inez Nelson sofort erkannte.

»Ist Judy zu Hause?«

»Einen Augenblick«, sagte Inez und legte den Hörer auf dem Küchenbuffet beiseite, um zum Treppenabsatz zu gehen.

»Judy!« rief sie hinauf. »Karen Morton ist am Telefon!«

»Ich komme gleich«, rief Judy zurück, und Inez ging wieder zum Telefon. »Judy kommt gleich«, sagte sie und wartete, bis Judy am oberen Apparat sprach.

»Karen?« meldete sich Judy. »Gerade wollte ich dich anrufen!« Ihre Stimme nahm einen vertrauten Ton an.

»Stell dir vor, wem ich heute begegnet bin! Ich meine, er hat mich angesprochen!«

»Wer?« fragte Karen gelangweilt nach.

»Na, Lyle!« gab Judy zurück, als ob Karen Bescheid wissen mußte. »Lyle Crandall. Sieht er nicht himmlisch aus?«

»Stehst du etwa auf Typen wie ihn?« wollte Karen wissen,

ohne zuzugeben, daß sie ihn ebenso zum Verlieben fand.

»Er ist einfach nett«, fuhr Judy fort. »Er sieht ein bißchen wie Nick Nolte aus, nur eben besser... Wird er zu deiner Party kommen?«

»Ich denke doch«, sagte Karen, wieder gelangweilt. »Ich glaube, er kommt zusammen mit Jim Mulvey. Und der kommt bestimmt!«

»Aber nicht mit anderen Mädchen, oder?« bemerkte Karen und fügte nach einer kurzen Pause hinzu: »Jedenfalls zunächst nicht. Aber man weiß ja nie, wie es kommt.«

Judy spürte plötzlich Vorfreude und fragte sich, ob die Party sich wirklich so entwickeln würde, wie Karen sagte. »Was ist mit deiner Mutter?« wollte sie jetzt wissen. »Sie wird doch nicht etwa dabeisein?«

Mit leisem Kichern antwortete Karen: »Samstag abend muß sie leider arbeiten. Zuerst meinte sie, daß ich ohne ihr Dabeisein keine Party veranstalten dürfe. Aber dann erklärte ich ihr, daß ich nur ein paar Mädchen einlade. Sie glaubt, wir albern halt ein wenig herum.«

»Und was ist, wenn sie herausfindet, daß auch Jungen kommen?«

»Sie wird nicht vor Mitternacht zurück sein«, erklärte Karen voller Zuversicht. »Und bis dahin sind alle längst verduftet.« Und flüsterte:

»Hast du deiner Mutter gesagt, daß du schon früher kommst?«

»Aber klar«, sagte Judy, »oder glaubst du etwa, ich warte, bis alle da sind? Schließlich muß ich mich doch noch umziehen!«

Karen mußte wieder kichern. »Das wäre für die anderen aber ein Erlebnis!«

»Für dich vielleicht!« gab Judy hintergründig zurück. »Ich bin da etwas sittlicher!«

»In dem Kleid?« feixte Karen. »Ich hätte nicht gedacht, daß



du es gekauft hast, weil es besonders sittlich aussieht. Ich dachte eher, weil es dich so sexy macht.«

»Macht es auch.« Judy war böse. »Glaubst du, Lyle wird es auch so sehen?«

»Bei dem Ausschnitt kann doch nichts schiefgehen, Judy«, sagte Karen bissig. »Du wirst jedem auffallen.« Einen Augenblick überlegte sie. »Was wird deine Mutter eigentlich sagen, wenn sie merkt, daß du dir dieses Kleid gekauft hast?«

»Sie wird es gar nicht merken«, erklärte Judy selbstsicher. »Und selbst wenn - ich kann sie schon überreden, daß ich es behalten darf.« Plötzlich fiel ihr ein, daß ihre Mutter manchmal unten an der Treppe stand und lauschte. Judy sah zum Treppenabsatz hinunter. Es war niemand da. Trotzdem fand sie, daß allmählich genug über das neue Kleid gesprochen wurde.

»Was hältst du von Mr. Balsam?« wechselte sie das Thema.

»Ich glaube, er ist ganz in Ordnung«, antwortete Karen. Sie mochte sich in dieser Sache allerdings noch nicht zu einer eigenen Meinung durchringen, sondern erst den Standpunkt ihrer Freundinnen abwarten. »Zumindest ist er anders als die Nonnen. Aber auch er wird sich wohl anpassen. In einer Woche wird sich sein Kurs wahrscheinlich von den anderen nicht mehr unterscheiden.«

»Ich weiß nicht«, sagte Judy gedankenverloren. »Janet sagt, daß er in Latein ganz anders ist als in seinem Psychologiekurs. Sie sagt, es ist, als ob man zwei verschiedene Lehrer hätte.«

»Wirklich?« Karen war plötzlich neugierig geworden.

»Ich bin mir nicht sicher«, fuhr Judy fort, »ich finde auch, er unterrichtet Latein genauso wie die Nonnen, wenn du bei jeder Antwort aufstehen mußt, du weißt es ja selbst. Janet meint, daß er in Latein nicht so stark ist und deshalb versucht, es auf diese Weise zu vertuschen.«

»Vielleicht ist er nur verrückt und versucht auch das zu vertuschen, indem er Psychologie unterrichtet.« Karen mußte

über ihre Bemerkung lachen. »Du weißt doch, was man sich über die Psychologen erzählt! Die meisten von ihnen sollen selbst einen nötig haben!«

Jetzt mußten beide lachen, doch inmitten ihrer Scherzerei glaubte Judy, ein Knacken in der Telefonleitung gehört zu haben, als ob jemand den Hörer in der Küche abgenommen hatte.

»So, ich muß jetzt Schluß machen«, unterbrach sie das Lachen und hoffte, daß Karen ihr Zeichen verstanden hatte. »Ich komme dann am Samstag eine Stunde eher und helfe dir bei den Vorbereitungen. Einverstanden?« Es folgte ein kurzes Schweigen, währenddessen Karen zu sondieren suchte, warum Judy das Gespräch so abrupt abgebrochen hatte. Wie alle Teenager, spürte auch Karen den Grund sofort. »Ja, ich freue mich schon. Vielleicht kann ich auch Penny und Janet noch bewegen, früher zu kommen. Dann können wir gleich zwei Partys hintereinander feiern! Bis morgen dann.« Als sie einhängte, beglückwünschte sie sich selbst, daß sie so schnell geschaltet und Judy geholfen hatte, den Lauscher, wer immer es auch war, zu frustrieren.

Als Judy den Hörer auflegte, streckte sie ihre Zunge heraus, als ob das Telefon Schuld hätte, daß ihre Mutter sie gestört hatte. Sie wußte allerdings nicht, daß das Knacken in der Leitung nicht daher kam, daß ihre Mutter den Hörer aufgenommen hatte; sie hatte ihn nämlich aufgelegt und war anschließend ins Wohnzimmer gegangen. Sie war wütend. Sie sah zu ihrem Mann, aber der starrte immer noch auf die Baseball-Partie. Es war sowieso zwecklos, mit ihm darüber zu sprechen. Sie würde nur angerüffelt werden, daß sie Gespräche belauschte, die sie nichts angingen. Weiter würde er ihr erklären, daß sie nichts von dem Gehörten gegen Judy vorbringen dürfe, weil Abhörmaßnahmen nicht zulässig sind. Das hatte sie davon, mit einem Rechtsanwalt verheiratet zu sein. Zielstrebig schritt sie zur Treppe. Jetzt sah George Nelson

auf.

»Du gehst hinauf?« fragte er.

»Ja, ich muß mit Judy reden. Es wird nicht lange dauern.« Sie wußte, wenn sie ihm den Grund sagen würde, würde er sie aufhalten.

»Sag ihr, daß ich sie in einer halben Stunde im Backgammon schlage, wenn sie Lust hat.« George Nelson wandte sich wieder dem Fernseher zu. Inez sah ihrem Mann zu und schüttelte voll Zorn den Kopf. Heute abend würde es keine gemütlichen Spiele zwischen Vater und Tochter geben, nicht, solange sie noch etwas in dem Haus zu sagen hatte. Sie lief die Treppe hinauf, platzte ohne Klopfen in Judys Zimmer und schloß die Tür hinter sich.

Judy lag auf dem Bett und blickte ihre Mutter an. Eigentlich wollte sie sich darüber beschweren, daß ihre Mutter ohne Anklopfen das Zimmer betreten hatte. Aber irgend etwas stimmte nicht. Ihre Mutter sah wütend aus. Judy ahnte Schlimmes. Sie hörte wieder das Knacken in der Telefonleitung. Ihre Mutter hatte den Hörer also nicht abgenommen, sondern aufgelegt! Sie hatte folglich genau den falschen Teil ihres Gespräches mit Karen belauscht.

»Wie ich sehe, weißt du ganz genau, warum ich hier bin«, begann Inez. Judy wog ihre Chancen ab. Was war über das Kleid gesprochen worden? Verzweifelt versuchte sie, sich zu erinnern.

»So, weiß ich das?« entgegnete Judy schnippisch.

»Ich denke doch«, bemerkte Inez und fühlte, wie sie zornig wurde. »Ich habe euch gerade zugehört!«

Trotzig sah Judy ihre Mutter an.

»Du hast dir also dieses Kleid gekauft?« fragte Inez mit herausfordernder Stimme.

»Welches Kleid?« Judy versuchte auszuweichen.

»Nicht auf diese Weise, junge Dame«, herrschte Inez Judy an. »Du weißt ganz genau, welches Kleid ich meine. Ich hatte

dir doch gesagt, daß du es nicht bekommst! Du hast es gekauft und bei Karen Morton versteckt! Oder willst du etwas anderes behaupten?»

»Und wenn schon?« gab Judy weiterhin patzig zurück. »In dem Kleid, das du mir kaufen wolltest, sah ich ja aus wie zwölf. Außerdem ist das andere schöner.«

»So schön sogar, daß du damit ins Unglück mit diesem Lyle Crandall stürzen willst! Nein, so geht das nicht! Morgen nachmittag wirst du zu Karen gehen, das Kleid holen und es brav in das Geschäft zurücktragen! Hast du verstanden?«

»Ja!« gab Judy nach, da ihr diese Art der Strafe ziemlich milde erschien.

»Und das mit der Party bei Karen kannst du dir natürlich aus dem Kopf schlagen.«

»Mutter...«, begann Judy, wurde aber unterbrochen.

»Sei still!« Inez hob die Hand. »An deiner Stelle würde ich mehr über deine Sünden nachdenken als darüber, wie ich meine eigene Mutter hintergehen kann!«

Judy sah sie fassungslos an. »Sünden?« fragte sie erstaunt. »Wovon sprichst du überhaupt?«

Inez kniff ihre Augen zusammen. »Möchtest du, daß ich sie dir aufzähle? Dann kann ich ja gleich mit der letzten Lüge beginnen.«

»Das war nicht gelogen«, verteidigte sich Judy. »Du hast mich nie gefragt, ob ich das Kleid gekauft habe oder nicht.« Judy hoffte, ihre Ausrede würde akzeptiert werden.

»Wenn ich dich danach gefragt hätte, hättest du mich sicherlich angelogen«, raunzte Inez. »Du weißt, es gibt ein Gebot, das sagt, daß du Mutter und Vater ehren sollst!«

Judy wurde es zuviel. Sie stand von ihrem Bett auf und sah ihrer Mutter in die Augen. Dann brach sie in Tränen aus.

»Sag das nicht«, flehte sie. »Ich will doch nur erwachsen werden. Das geht doch nicht gegen dich. Es ist etwas, das ich nur für mich tun wollte und nicht, um dich zu kränken. Kannst

du das denn nicht verstehen?«

Aber Judy mußte erkennen, daß ihre Worte ohne Wirkung auf ihre Mutter blieben. Endlich flüchtete sie ins Badezimmer und schloß sich ein. Sie fühlte, wie die Wut in ihr kochte. Sie wollte noch mehr weinen. Statt dessen wurde sie noch zorniger. Plötzlich fühlte sie sich gefangen, so gefangen wie jene Ratte im Käfig auf Mr. Balsams Pult. Sie beschloß, einen Weg zu finden, um sich an ihrer Mutter zu rächen, und dann würde es ihr leid tun.

Inez Nelson stand vor der verschlossenen Badezimmertür und lauschte nach irgendeinem Geräusch, das ihr verriet, was hinter der Tür vor sich ging. Aber nichts war zu hören. Sie wußte, Judy schmolte wieder einmal, was in letzter Zeit immer häufiger vorzukommen schien. Dieses Mal wollte Inez nicht nachgeben und bei dieser Gelegenheit auch erreichen, daß Judy ihren Vater nicht wieder auf ihre Seite brachte. Womit sie jedoch nicht gerechnet hatte, war die gleiche feste Entschlossenheit auf seiten ihrer Tochter.

Plötzlich war Peter Balsam die Idee in den Kopf geschossen, Margo Henderson anzurufen und sie auf einen Drink einzuladen. Doch dann war der Anruf aus dem Pfarrhaus gekommen und seine privaten Pläne für den Abend zunichte.

Monsignore Vernon - Balsam hatte immer noch Schwierigkeiten mit der Anrede und den Priester wieder Pete genannt - hatte ihn auf ein ›Schwätzchen‹ zu sich hinauf gebeten. Trotzdem bekam Peter das Gefühl, als sei es mehr eine Aufforderung als eine Einladung. Es war ein Befehl, und so hatte er sich die Anhöhe hinaufgeschleppt, um Punkt neun im Pfarrhaus einzutreffen. Wie zuvor wurde er von Monsignore Vernon bereits erwartet und anschließend durch die Halle in ein Zimmer geführt, das offensichtlich das Privatzimmer des Priesters war. Nachdem der Monsignore die Tür geschlossen hatte, bot er Balsam ein Glas Sherry an. Ein seltsames Ritual, dachte Balsam und überlegte, ob der

Monsignore erwartete, daß er es ablehnen würde. Andererseits war das mindeste, das der Priester tun konnte, wenn er schon seinen privaten Abend in Anspruch nahm, ihm einen Drink anzubieten.

Peter nahm das Glas Sherry entgegen und setzte sich, ohne eine Aufforderung abzuwarten, in einen bequemen Sessel am Kamin.

»Schön«, sagte Monsignore Vernon freundlich und ließ sich in einem zweiten Sessel nieder. Er hielt das Glas gegen das Licht und bemerkte irgend etwas über Schönheit. Balsam war sich nicht sicher, ob sich der Priester auf das Sherryglas bezog oder die Dinge im allgemeinen meinte.

»Wie ging es Ihnen denn am ersten Schultag?« fragte der Monsignore plötzlich.

Balsam schluckte. »Ganz so, wie man es erwarten konnte.« Er grinste. »Ich meine, ich lebe noch, und es wurde nicht einmal auf mich geschossen.«

Ein eisiges Lächeln huschte über das Gesicht des Priesters. »Das wird hier auch nicht vorkommen. Derartiges überlassen wir den weltlichen Schulen.«

Balsam nickte zustimmend, wobei er an Schwester Elisabeth denken mußte. Probleme in der Disziplin von St. Francis waren bei ihr gewiß gut aufgehoben.

»Ich denke, Sie sollten mehr zum Thema kommen«, betonte Monsignore Vernon und rückte sich im Sessel zurecht. Es war also eine richtige Vorladung, so wie Balsam es sich gedacht hatte. Ruhig wartete er weiter ab.

»Ich hatte heute nachmittag eine kleine Unterhaltung mit Schwester Elisabeth«, begann der Monsignore von neuem. »Sie erschien mir etwas beunruhigt über dich. Sie glaubt, du hast, wie sie sich ausdrückte, ›Kavaliersallüren!‹«

Balsam mußte über diesen Ausdruck lächeln, wurde aber sofort wieder ernst, als er erkannte, daß der Priester die Sache offensichtlich mit anderen Augen sah.

»Und du glaubst, was sie da sagt?« fragte er vorsichtig.

»Ich bin mir ganz sicher, daß es so ist«, gab der Priester nachdenklich zu verstehen. »Deshalb wollte ich auch heute mit dir darüber reden. Ich habe auch noch einmal über unser neuliches Gespräch nachgedacht. Ich meine deine Doktorarbeit. Ich weiß immer noch nicht, wo du stehst.«

»Wo ich stehe?« wiederholte Balsam und versuchte, die Gedanken des Monsignore auszuloten.

»Ich weiß, daß das alles sehr eigenartig für dich klingt, aber ich muß wirklich genau wissen, wo dein Standpunkt in bezug auf die Lehren unserer Kirche liegt.« Der Priester bemühte sich zu lächeln.

»Nun, ich bin nicht ausgetreten«, entgegnete Balsam.

»Nein, noch nicht.« Der Monsignore spekulierte. »Aber schließlich gibt es ja verschiedene Wege, die Kirche zu verlassen, oder nicht? Und mir scheint deine Doktorarbeit ein gezielter, wenn auch verdeckter Schritt in dieser Richtung zu sein.«

An dieser Stelle erwartete er offenbar eine Antwort. Als nichts dergleichen geschah, fuhr er fort: »Es hat keinen Sinn, lange um den heißen Brei herumzureden.« Sein Ton wurde nun barsch. »Wir sind hier zusammengekommen, um endlich festzustellen, ob du die kirchlichen Dogmen aner kennst oder nicht. Und da du mindestens in einem der Dogmen sehr gute Erfahrung hast, wollen wir gleich mit diesem beginnen.«

Balsam dachte daran, einfach aufzustehen, das Zimmer zu verlassen, die Anhöhe hinunterzulaufen, seine Sachen zu packen und den nächsten Zug aus Neilsville zu schnappen. Dann aber fand er, daß Flucht auch nicht viel Sinn hatte. Wenn das Thema für den Priester derart bedeutend war, wollte er den weiteren Tatsachen ins Auge sehen.

»Nun gut«, sagte er endlich. »Womit wollen wir beginnen?«

»Ich dachte, ich habe mich klar ausgedrückt«, mahnte der Monsignore. »Akzeptierst du das Dogma, daß Selbstmord eine

Todsünde und deshalb untilgbar ist?«

»Aber ich habe doch erst neulich gesagt, daß ich mich nicht berufen fühle, darüber zu urteilen.«

»Glaubst du wirklich, was du da sagst?« bohrte der Priester nach.

»Für mich ist das keine Frage des Glaubens«, entgegnete Balsam gefaßt.

»Dann betrachten wir es eben einmal aus intellektueller Sicht.« Völlig unerwartet war der Priester aufgestanden und hatte Balsams Glas ergriffen. »Noch einen kleinen?« fragte er höflich. Balsam nickte überrascht, während der Priester die Gläser füllte und sich anschließend wieder in seinen Sessel setzte.

»Daß es diese Dogmen gibt, hat seine guten Gründe, wie du selbst weißt«, fuhr der Priester fort, und Balsam bemerkte an seinem Tonfall, daß nun ein kleiner Vortrag auf ihn zukam. Vielleicht half ein bestätigendes Nicken, um ihn wenigstens etwas zu verkürzen. Es war vergeblich.

»Das Dogma gegen den Selbstmord existiert aus verschiedenen Gründen«, begann der Priester. »Der wichtigste ist freilich, daß Selbstmord gegen ein Naturgesetz verstößt, d. h. die natürliche Ordnung zerstört.« Balsam dachte an die Lemminge, die von Zeit zu Zeit in Scharen ins Meer gehen und sterben. Er unterdrückte sein Argument, da der Monsignore ihm sicher sagen würde, daß es einen Unterschied zwischen menschlichem und nichtmenschlichem Selbstmord gibt. Balsam hing immer mehr seinen eigenen Gedanken nach und verlor immer mehr den Faden zu den Darlegungen des Priesters, der inzwischen das Thema gewechselt zu haben schien und nun von der Absolution sprach.

»Wie du auch weißt, liegt eines der größten Probleme bei der Betrachtung des Selbstmords für die Kirche in der Frage der Absolution. ..«

Ganz zu schweigen von den Problemen, die der Selbstmord



nun bei ihm selbst erzeugt, sinnierte Balsam vor sich hin.

»Es ist keine Frage, daß bei erfolgreich durchgeführtem Selbstmord Beichte und Erlösung von der Sünde nicht möglich sind. Der Selbstmörder hat sich fraglos von seiner Mutter, der Kirche, losgesagt, und damit auch von Gott.«

»*Extra ecclēsiā nulla salus.*« Balsam murmelte vor sich hin.

»Wie bitte?« fragte der Priester.

»Kein Heil außerhalb der Kirche«, übersetzte Balsam.

»Danke. Ich beherrsche Latein«, bemerkte Monsignore Vernon trocken. »Ich hatte dich lediglich schlecht gehört.« Dann stockte er und sah Balsam fest an. »Hast du mit diesem Dogma auch ›Probleme‹?«

»Darüber habe ich nicht nachgedacht«, sagte Balsam schulterzuckend. Dann lehnte er sich nach vorn und begann, seine Gedanken zu erläutern.

»Sieh her, ich weiß nicht, was in Neilsville los ist. Aber überall, wenigstens dort, wo ich bislang gewesen bin, stellen sich die Menschen Fragen. Und das sind nicht Menschen, die aus der Kirche ausgetreten sind oder sich mit dem Gedanken daran tragen. Es sind einfache Leute, die sich darüber Sorgen machen, wie die Kirche den Anschluß an das zwanzigste Jahrhundert finden kann.«

»Und das bedeutet, daß man die kirchlichen Dogmen herausfordert?«

Monsignore blickte finster zu Balsam hinüber.

»Nicht unbedingt.« Gab es denn wirklich keinen Weg, diesen Mann zu überzeugen? In der Schule hatte Pete Vernon stets den Eindruck eines vernünftigen Menschen gemacht. Was war passiert? Balsam wagte einen neuen Vorstoß. »Die Frage ist doch nicht, ob man die Dogmen herausfordert, sondern wie man die Kirche und die Bedürfnisse der Menschen näher zusammenbringt.«

»Die Kirche ist der Sache Gottes verbunden«, sagte er

Monsignore steif. *Es* klang so eisig, daß Balsam Angst bekam.

»Einige von uns glauben aber nicht, daß die Belange Gottes von den Belangen der Menschen abgetrennt werden können. Es wäre also begrüßenswert, wenn die Kirche dieser Tatsache Rechnung tragen würde.« Jetzt bemerkte Balsam, daß er seinen Standpunkt offenbart hatte, und der Monsignore zeigte deutlich, wie sehr er diesen Standpunkt mißbilligte.

»Die Dogmen sind unfehlbar«, erklärte der Priester. »Sie müssen nicht angepaßt werden. Oder willst du etwa das Gegenteil sagen und das Dogma der Unfehlbarkeit angreifen?«

Balsam spürte seine Wut. Dieser Mann klang wie ein mittelalterlicher Inquisitor. »Das Dogma der Unfehlbarkeit ist doch gerade einhundert Jahre alt.« Er versuchte, seine Fassung wiederzugewinnen. »Und soweit mir bekannt ist, herrschte bei seinen Verfassern auch nicht gerade Einmütigkeit.«

Mit einem Satz war der Priester auf den Beinen und starrte Balsam an, der sich alles andere als wohl fühlte.

»Peter Balsam«, zischte der Priester wie eine gefährliche Schlange und mit funkelnden Augen, »genau das ist die Sorte von Gedanken, die mir heute abend über dich zugetragen wurde und die die Kirche zersetzen. Und wir werden sie in St. Francis nicht dulden. Ich kenne nicht deine anderen privaten Gedanken, um die ich mich auch nicht kümmern will, wenn ich auch sehe, daß du nahe dabei bist, die göttliche Gnade zu verlieren. Aber ich werde es nicht zulassen, daß du mit deinen Ideen die Kinder dieser Gemeinde verdirbst. Es ist mein Privileg und meine Pflicht, meine Herde vor solchen Vorstellungen, wie du sie eben geäußert hast, zu schützen, und dieser Aufgabe werde ich gewissenhaft nachzukommen wissen. Habe ich mich klar genug ausgedrückt?«

Nun stand auch Balsam auf und sah dem Priester in die Augen.

»Sehr klar«, antwortete er besonnen. »Ich kann dir sogar sagen, daß das, was ich eben gehört habe, für mich wie aus

dem dreizehnten Jahrhundert klingt.«

Irgendwie schien sich der Priester zu entspannen. Er entfernte sich ein Stück, und als er sich wieder umdrehte, lag sogar ein leichtes Lächeln auf seinen Lippen. Es hätte fast echt sein können, dachte Peter.

»Wenn du schon einen Blick auf die Geschichte wirfst, solltest du nicht übersehen, daß es in jenem Jahrhundert weit mehr Heilige gab als heute. Vielleicht sollten wir dieser Tatsache einmal mehr Beachtung schenken, ehe wir mit solcher Selbstzufriedenheit über unsere ›modernen Zeiten‹ sprechen.«

»Auf jeden Fall wissen wir heute weit mehr über den Menschen als damals«, warf Peter ein.

»Vielleicht«, begegnete der Priester Peters Einwand. »Auf jeden Fall wußten sie mit Ketzern und Sündern fertig zu werden, was uns heute leider fehlt.« Nach einer kurzen Pause fuhr er, allerdings mehr zu sich selbst als zu Peter sprechend, fort: »Das heißt, einige haben es vergessen, nicht alle.«

Zehn Minuten später befand sich Peter Balsam wieder auf dem Rückweg. Immer noch versuchte er zu ergründen, was aus seinem alten Freund Pete Vernon geworden war. Äußerlich hatte er sich ja nicht sehr verändert, aber sonst gab es zwischen beiden, dem Monsignore Vernon und Pete Vernon, keine Ähnlichkeit mehr.

Beim Aufbruch hatte der Monsignore ihn noch einmal bedrängt, an der Arbeitsgruppe, die er leitete, teilzunehmen. Vielleicht sollte er das wirklich tun, dachte Balsam; vielleicht lag dort der Grund für die so unerklärliche Veränderung und starre Denkweise des alten Freundes. Wie nannte sich dieser Arbeitskreis? War es nicht die Gesellschaft des heiligen Peters des Märtyrers? Derselbe Heilige, der in der Nische im Klassenraum 16 stand und ihn, Peter Balsam, nicht aus den Augen lassen sollte? Er beschloß, am nächsten Treffen teilzunehmen, vorausgesetzt, er hatte Neilsville bis dahin noch

nicht verlassen.

Nachdem Balsam gegangen war, hatte der Monsignore die Eingangstür für die Nacht sorgfältig verschlossen. Auch die Tür zu seinem Privatzimmer hatte er mit derselben Sorgfalt verschlossen. Dann zündete er das Kaminfeuer an und begann zu beten, wobei er gar nicht bemerkte, wie die Temperatur immer höher und unerträglicher wurde, bis der Raum dem Inneren eines Backofens glich. Als der Monsignore sein Gebet beendete, war das Feuer längst erloschen. Er hatte lange gebetet. Nun sah er in den Kamin, wo nur noch ein kleiner Haufen Kohle glühte. Ein Häufchen Kohlen, so sinnierte er, das für die Sünder und Ketzer glühte, ehe er zufrieden mit sich zu Bett ging. Er würde friedlich schlafen und morgen erneut mit seiner Arbeit beginnen.

## 6

Am folgenden Tag hatte eine kaum merkliche Veränderung in der Sitzordnung der Psychologieklassse stattgefunden. Judy Nelson saß nun nicht mehr neben Karen Morton in der ersten Reihe. Sie hatte ganz außen Platz genommen, während Penny und Janet um jeweils einen Platz nach innen gerückt waren. Peter Balsam war dieser Wechsel sofort aufgefallen, und er fragte sich, ob zwischen Judy und Karen etwas vorgefallen war oder ob es nur eine Angewohnheit der vier Mädchen war, bisweilen ihre Plätze zu tauschen. Vielleicht verstanden sie sich so gut, daß sie untereinander alles teilten. Andererseits hielt er diesen Gedanken für ziemlich abwegig, da er wußte, daß Jugendliche in dieser Beziehung zu weit mehr rigorosem Egoismus tendieren als Erwachsene.

Die Skinner-Box stand abgedeckt an ihrem Platz. Balsam hatte sich heute nicht die Mühe gemacht, sie vor den Augen der Schüler zu verbergen. Während er den Unterricht hielt, sah er ab und zu zu dem Tier herab. Die Ratte verhielt sich

vollkommen ruhig und sah zu ihm herauf. Als ob sie wüßte, daß ihr Auftritt bevorstand, und nur noch auf das Stichwort wartete. Das Thema, das Balsam für den heutigen Tag gewählt hatte, behandelte Frustrationsgefühle. Bereits mit Beginn der Psychologiestunde hatte er auf die große Bedeutung dieses Themas hingewiesen und versucht, den Begriff ›Frustration‹ zu erklären.

»Frustration«, erklärte er, »läßt sich vielleicht auch mit dem Gefühl beschreiben, das man hat, wenn man hier sitzen und sich eine Psychologiestunde anhören muß, obgleich man alles andere lieber täte.«

In der Klasse ging ein nervöses Glucksen um. Offensichtlich fühlte man sich ertappt und verlegen. Schließlich siegte wieder die Konzentration. Nur Judy Nelson schien ganz in eine eigene Welt versunken, und soweit Balsam an ihrem düsteren Gesichtsausdruck ablesen konnte, war diese Welt nicht gerade eine der schönsten.

Er hatte recht. Judy schmollte immer noch wegen des Theaters, das am vergangenen Abend mit ihrer Mutter stattgefunden hatte. Sie war fast eine ganze Stunde lang im Badezimmer gewesen. Sie hatte auf ein vorsichtiges Klopfen an der Tür gewartet, das ihr gesagt hätte, daß ihre Mutter sich Sorgen machte, daß sie gewonnen und ihre Mutter nachgegeben hätte. Doch vergeblich hatte Judy darauf gewartet und schließlich ihre Stellung im Badezimmer mit Verdruß wieder geräumt. Sie hatte nun den Frontalangriff geplant. Judy ging nach unten, um mit ihrem Vater Backgammon zu spielen. Was sie jedoch erhalten hatte, war die kalte Schulter gewesen. Offenbar hatte er es sich inzwischen anders überlegt. Tränenüberströmt war Judy ins Badezimmer zurückgegangen. Wieder hatte sie auf ein Zeichen gewartet, das nicht kam. Alles, was sie hörte, waren die Schritte ihrer Eltern auf dem Weg ins Schlafzimmer und ihre Gute-Nacht-Wünsche. Danach hatte sie das Schließen der Tür gehört. Einen weiteren Koller

zu inszenieren, hatte sie verworfen und statt dessen ihre Wut mit ins Bett genommen. Endlich hatte sie einen Weg gefunden, um die Schuld an ihrem Dilemma auf Karen zu laden.

Es hatte die ganze Reihe von › Wenn-nur‹-Überlegungen begonnen: Wenn Karen sie nur nicht angerufen hätte. Wenn Karen nur nicht über die Party gesprochen hätte. Wenn Karen nur nicht damit begonnen hätte, über das Kleid zu reden. Dabei war es ganz gleich, daß sie selbst auch über die Party gesprochen und mit dem Kleid geprahlt hatte. Rasch hatte Judy entschieden, daß alles Karens Schuld war. Gleich heute morgen hatte sie sie dann auch angeschnauzt und sich später, am Anfang der Psychologiestunde, vorsichtshalber zwei Plätze von ihr entfernt. Während Balsam monoton vortrug, sah sie zu Karen hinüber, um in Gedanken alles an ihr zu kritisieren: angefangen bei ihrem hellgebleichten Haar, ihren ausgezupften Augenbrauen bis zu ihrem viel zu engen Kleid, das sich über den viel zu groß geratenen Brüsten straffte. Alles war Karens Schuld. Plötzlich sah sie, wie alle anderen in der Klasse nach vorne gingen. Sie konnte sich an kein einziges Wort aus Balsams Unterricht erinnern, während sie langsam aus ihrem Tagtraum erwachte. Anschließend stand sie auf und schloß sich den anderen an, die um die komische Rattenkiste herumstanden.

»Ihr müßt jetzt alle genau hinsehen«, erinnerte Peter Balsam. »Wie ihr seht, habe ich die Box mit einem Labyrinth ausgelegt. Es ist ein ganz einfaches Labyrinth, da es darin nur zwei Möglichkeiten gibt. Es ist also wirklich nicht schwer, den Weg zu finden. Jedenfalls nicht für euch, auch nicht für mich, noch für jeden anderen. Für die Ratte ist es aber anders. Sie hat keinen Überblick über die Situation, und selbst wenn sie ihn hätte, wüßte sie damit nichts anzufangen. Nun paßt auf, was passiert!«

Er legte einen Futterbrocken an das eine Ende des Labyrinths und setzte die Ratte an das andere. Dann schloß er

den Glasdeckel wieder. Die Ratte begann, in der Luft zu schnuppern. Offensichtlich hatte sie den Futtergeruch aufgenommen. Dann begann sie ihren Weg durch den Irrgarten, kam an eine Barriere, schnupperte erneut, verfolgte ihre alte Spur zurück und fand einen neuen Weg. Wieder verfehlte sie die richtige Abzweigung und landete erneut in einer Sackgasse. Ohne besonders nervös zu erscheinen, ging sie den Weg zurück, und dieses Mal wurde ihre Mühe belohnt.

»Versuchen wir den Vorgang noch einmal zu wiederholen, um zu sehen, was die Ratte aus der Situation gelernt hat.« Mit diesen Worten öffnete Balsam die Skinner-Box, hob die Ratte heraus und legte einen neuen Futterbrocken aus. Das nächste Mal schaffte die Ratte den Weg zum Futter mit nur einem Fehler, im dritten Versuch gelang es ihr bereits auf Anhieb. Die Ratte hatte den Weg gelernt.

»So weit, so gut. Ich glaube, jeder von euch hat verstanden, was hier passiert ist.« Peter Balsam wandte sich wieder der Klasse zu. »Ich habe die Ratte dazu gebracht, etwas zu lernen, indem ich sie mit einem Futterköder belohnt habe. Jetzt wollen wir aber noch etwas anderes probieren.« Er hielt ein Stück Holz hoch, um es der ganzen Klasse zu zeigen. »Verändern wir die Situation jetzt, indem wir ein neues Element in den Test einfügen.« Sorgfältig baute Balsam eine neue Barriere in dem Labyrinth auf.

»Wenn Sie das dort einbauen, kann die Ratte ja gar nicht mehr an das Futter heran«, warf Janet Conally ein.

»Das ist ganz richtig«, sagte Balsam lächelnd. »Wir wollen ja auch sehen, wie sie darauf reagiert.« Er ließ die Ratte wieder in den Glaskasten zurück. Sofort flitzte sie auf dem richtigen Weg durch das Labyrinth, bis sie völlig unvermittelt auf das neue Hindernis stieß. Sie schnupperte etwas und versuchte, das Hindernis umzustoßen. Als das nicht gelang, wurden ihre Bewegungen schneller. Sie rannte in jede Ecke und suchte wild nach einem Weg, um das Hindernis zu umgehen. Als auch das

nicht gelang, sprang sie mit aller Kraft gegen die Wegsperre, streckte sich auf und stieß mit den Klauen gegen den Glasdeckel. Schließlich gab sie auf. Still, aber am ganzen Leib zitternd, saß sie am Ende in der Box.

»Was ist passiert?« fragte jemand vorsichtig.

»Ich habe sie frustriert«, antwortete Balsam. »Sie warf das Handtuch, weil sie aus ihrer Frustration keinen Ausweg fand.«

»Sie meinen, die Ratte hat einfach aufgegeben?« Balsam erkannte Marilyn Cranes Stimme.

»Das ist richtig. Sie hat aufgegeben.« Balsam bemerkte Marilyn Cranes mitleidvollen Ausdruck. »Vielleicht versucht sie es in ein paar Minuten von neuem. Vielleicht lockt sie der Geruch des Futters, das sie ja immer noch riechen kann. Aber selbst dann wird sie bald wieder aufhören. Wenn ich das Hindernis nicht entferne, wird sie vollends aufgeben.«

»Aber ich kann immer noch nicht ganz verstehen, was eigentlich passiert ist.« Penny Andersen sah wirklich verwirrt aus.

Balsam lächelte sie an. »Ich will es noch einmal erklären: Indem die Ratte lernte, daß sie auf einem ganz bestimmten Weg mit einer Belohnung rechnen konnte, habe ich in ihr eine Erwartungshaltung erzeugt, und gerade als sie sich an das Spiel zu gewöhnen begann, habe ich die Regeln geändert. Plötzlich weiß sie nicht mehr, was sie erwarten soll. Sie stellte fest, daß sie keine Kontrolle mehr über die Situation hat. Sie ist frustriert, und baue ich die Frustration nicht ab, wird sie am Ende neurotisch. Wenn ich wollte, könnte ich die Ratte bis zum völligen Wahnsinn bringen. Ich müßte nur die Spielregeln am laufenden Band ändern, sobald sie die neue Regel verinnerlicht hat. In der Hauptsache ist es eine Frage der Inkonsistenz. Solange die Ratte weiß, was sie erwartet, fühlt sie sich gut. Solange das Licht nicht brennt, quält es sie gar nicht, wenn sie kein Futter erhält. Das passiert erst, wenn das Licht angeht. Also wartet sie geduldig, bis das der Fall ist. Dieses Verhalten



habe ich ihr bereits vor einiger Zeit antrainiert und seither nie verändert. Der Versuch mit dem Labyrinth dagegen war inkonsistent.«

»Ich glaube, allmählich verstehe ich«, sagte Janet vorsichtig. »Es ist wie mit meinen Eltern. Solange sie tun, was ich von ihnen erwarte, fühle ich mich sicher. Machen sie aber ab und an etwas Unerwartetes, so bringt mich das aus der Ruhe.«

»Genauso ist es«, bekräftigte Balsam Janets Erfahrung. »Alles ist eine Frage der Konsistenz. Mangel an Konsistenz führt zu Frustration, und ab dem Moment geht es nur noch nach unten.«

In diesem Moment ertönte die Glocke, und die ganze Klasse strebte wieder auf ihre Sitze zu. Einige lachten verhalten.

Balsam hörte noch, wie Janet Conally zu Penny Anderson flüsterte: »Konditioniertes Verhalten!« Danach gingen die beiden Mädchen mit dem Rest der Klasse die große Schultreppe hinunter. Judy war noch geblieben und starrte verdutzt in die Box zu der Ratte. Schweigend sah Balsam ihr eine Weile zu. Er fragte sich, ob sie bemerkt hatte, daß die anderen längst gegangen waren. Judy schien sich irgendwo in den verworrenen Läufen des Labyrinths verloren zu haben. Schon während des Unterrichts hatte Balsam ihre seltsame Abwesenheit bemerkt.

»Hat sie sich schon wieder bewegt?« fragte Balsam.

»Nein«, sagte Judy unsicher und überrascht, plötzlich angesprochen zu werden. »Sie sitzt nur da. Es ist sehr schlimm, oder?«

»Wie meinst du das?« wollte Balsam wissen.

»Ich weiß nicht genau. Aber irgendwie glaube ich, daß es für die Ratte sehr schlimm ist, keine Kontrolle mehr über ihre Umwelt zu besitzen. Sicher würde sie gerne etwas dagegen tun, kann es aber nicht.«

Balsam gab ihr recht und sah wieder in die Skinner-Box. Immer noch zitterte die Ratte und sah kläglich zu ihm auf.

»Dies ist auch ein Grund, warum sich Ratten so gut für Experimente eignen. Wenn Ratten ihre Umwelt nicht mehr kontrollieren können, sind die Testergebnisse im allgemeinen sehr zuverlässig.«

Judy fixierte Balsam mit einem deutlichen Ausdruck der Verwirrung.

»Es wäre nicht annähernd so leicht, anstelle einer Ratte einen Menschen an den Punkt der totalen Frustration zu bringen«, versuchte Balsam weiter zu erklären. »Eine Versuchsperson wäre zunächst noch einmal das gesamte Labyrinth abgegangen, um ganz sicher zu sein, keine verkehrten Wege eingeschlagen zu haben. Danach hätte sie das Hindernis sicherlich noch einmal gründlich untersucht. Hätte unsere Versuchsperson immer noch keinen Ausweg gefunden, würde sie wahrscheinlich versuchen, den Glasdeckel zu zerbrechen, um schließlich auf diesem Weg zu entkommen.«

Judy nickte. »Aber wenn auch das nichts bringt?« fragte sie ruhig.

»Das ist dann schwer zu sagen.« Unsicher hob Balsam die Schultern. »Wäre ich anstelle der Ratte, würde ich wahrscheinlich versuchen, den Käfig niederzureißen. Zumindest würde ich den Versuch unternehmen, und wenn es mein Leben kostete.« Er wandte sich erneut der Ratte zu, sah dann wieder zu Judy und glaubte, in ihrem Gesicht einen sonderbaren Ausdruck zu sehen.

»Ist irgend etwas nicht in Ordnung, Judy?«

Mit einem Kopfschütteln verneinte Judy die Frage. »Mir geht es gut, wirklich«, sagte sie knapp und sah auf die Uhr. »Wenn ich mich jetzt nicht beeile, komme ich noch zu spät.« Sie ging an ihren Platz und packte rasch ihre Sachen zusammen. Als sie hinausgehen wollte, hielt Balsam sie an.

»Ist wirklich alles in Ordnung?« fragte er noch einmal.

Wieder nickte Judy und machte sich in Richtung auf die Tür.

»Falls irgend etwas nicht stimmt, möchte ich, daß du es mir

sagst.« Balsam versuchte es noch einmal. »Oder vielleicht sprichst du besser mit dem Monsignore darüber.«

Bei der Erwähnung des Priesters drehte sich Judy plötzlich um und starrte ihn an.

»Mit dem Monsignore?« wiederholte sie erstaunt. »Sie machen Scherze!« und im nächsten Augenblick war sie verschwunden.

Während ihre Worte in seinen Ohren nachhallten, sah Balsam ihr nach. Was war das bloß für ein Ausdruck auf Judys Gesicht? Er deutete ihn als eine Mischung aus Groll, Unverständnis und offenkundiger Verachtung. Doch warum war dagegen etwas zu sagen? Balsam dachte einen Augenblick nach. Was hatte ihn zu dem Vorschlag bewogen, sie solle vielleicht mit dem Monsignore über ihr Problem sprechen? Selbst für ihn wäre der Monsignore der letzte, an den er sich mit einem Problem wenden würde. Warum sollten seine Schüler da anders denken? Vielleicht wäre es besser gewesen, eine Nonne vorzuschlagen. Doch welche? Auf keinen Fall Schwester Elisabeth. Wie wäre es mit Schwester Kathleen gewesen? Doch von ihr hätte Judy nur einen langen Monolog zu erwarten, eine pausenlose Mahnung vor dem sündhaften Leben. Wenn Judy jedoch bereits etwas ausgefressen hatte, dann war ein Vortrag von geringer Hilfe.

Dann dachte er an Schwester Marie. Ja, sie war die richtige Person. Mit diesen Gedanken eilte Balsam auf den Gang und sah sich nach rechts und links um. Aber Judy war schon verschwunden. Er ging wieder in den Klassenraum zurück, wo er die Ratte fütterte. Dann holte er sich den eigenen Vesperbeutel aus dem Schreibpult. Aber er fand keine Ruhe. Vielleicht konnte er Schwester Marie dazu bewegen, mit Judy zu sprechen und herauszufinden, was dem Mädchen am Herzen nagte. Er legte das Brot zur Seite. Er war überzeugt, irgend etwas stimmte nicht mit Judy.

Schwester Marie war in der Bibliothek und ganz in eine

Ausgabe ›Das Christliche Jahrhundert‹ vertieft, die sie jedoch schnell zuklappte, als sie merkte, daß jemand auf sie zukam. Als sie jedoch Peter Balsam erkannte, lächelte sie und winkte. Während sich Balsam näherte, schlug sie das Magazin wieder auf, und Balsam sah darin ein anderes Magazin versteckt, *Der New Yorker*. Schwester Marie lachte immer noch.

»Bilden Sie sich schon wieder in Religion weiter?« Balsam grinste und deutete auf die aufgeschlagene Theaterseite, während er der Schwester gegenüber Platz nahm.

»Es ist schrecklich. Ich habe deswegen solche Schuldgefühle, aber ich liebe nun mal die Welt des Theaters, und warum sollte ich es leugnen?«

Peter warf noch einmal einen Blick auf die Zeitschrift, die so sorgsam im ›Das Christliche Jahrhundert‹ verborgen war. »Ein etwas unüblicher Lesestoff für St. Francis«, bemerkte er.

Schwester Marie nickte bedeutungsvoll. »Wenn Sie mir versprechen, es keinem - wirklich keinem - zu verraten, weihe ich Sie in ein Geheimnis ein.«

»Wem sollte ich denn etwas verraten?« fragte Balsam.

»Bis heute habe ich niemandem davon erzählt. Ich glaube, Ihnen kann ich es erzählen.«

Bei diesen Worten strahlte Freude aus ihren Augen, und Balsam wußte, daß er die richtige Wahl getroffen hatte. Wenn jemand mit Judy sprechen konnte, dann Schwester Marie, die mit fast verschwörerischer Stimme fortfuhr:

»*Der New Yorker* geht der Bücherei nämlich jedes Jahr als anonyme Spende zu.«

»Von Ihnen?« erkundigte sich Balsam.

»O nein, ich könnte das nicht«, wehrte Schwester Marie ab, erschrocken über diesen Gedanken. »Aber meine Schwester ist dazu in der Lage, und sie macht es auch! Jedes Jahr, wenn der Monsignore von der Verlängerung erfährt, droht er, die Sache zu kündigen. Aber er hat Angst davor, weil er befürchtet, daß der Spender, wer immer es auch ist, auch noch andere

Schenkungen an die Kirche gibt und diese dann auch eingestellt würden.«

»Und würde Ihre Schwester das tun?« wollte Balsam weiter wissen.

»Um Himmels willen, nein!« Schwester Marie lachte herzlich. »Das ist ja das beste daran, denn zufälligerweise ist meine Schwester Baptistin. Sie schickt das Abonnement nur, um mir einen Gefallen zu tun. Der Kirche gibt sie keinen Pfennig. Für sie bin ich, wie sie selbst sagt, der einzige Mensch aus der Katholikengesellschaft, den sie überhaupt ertragen kann. Ist das nicht einmalig?« Beide lachten einen Moment lang. Peter fand, daß er Schwester Marie gern mochte.

»Ich wollte Sie um einen Gefallen bitten«, sagte er langsam.

»Gerne will ich Ihnen helfen«, antwortete Schwester Marie, fügte aber hinzu: »Wenn es sich nicht um etwas Unmoralisches handelt. Denn dann müßte ich hinterher beichten. Aber wahrscheinlich würde ich es trotzdem tun.«

»Sie sind unmöglich«, sagte Peter und lächelte.

»Sagen wir, ich bemühe mich darum, es zu sein.« Ernsthafter fragte sie: »Worum geht es denn?«

»Um ehrlich zu sein, ich bin mir nicht ganz sicher. Aber ich dachte, Ihnen könnte es wahrscheinlich gelingen, das herauszufinden. Es geht um eine meiner Schülerinnen, um Judy Nelson.« Mit einem Nicken gab die Schwester zu verstehen, daß sie Judy kannte.

»Irgend etwas scheint sie sehr zu quälen«, erklärte Balsam weiter, »und ich kann sie nicht dazu bewegen, mir zu erzählen, was es ist.« Und in kurzen Zügen berichtete Balsam von dem Vorfall am Ende der letzten Psychologiestunde und von seinem Vorschlag, Judy sollte vielleicht mit dem Monsignore reden. »Natürlich war sie von dieser Idee nicht sehr begeistert.«

»Das kann ich mir gut vorstellen«, bemerkte Schwester Marie knapp, und Peter Balsam hatte das Gefühl, in ihrer Stimme eine Spur Verbitterung entdeckt zu haben. Er dachte,

sie wollte etwas über den Priester sagen. Offensichtlich aber hatte sie sich anders entschieden. Besänftigend blickte sie ihn an.

»Ich will sehen, was ich tun kann«, sagte sie, »aber ich kann Ihnen nichts versprechen. Manchmal, glaube ich, stehen unsere Kutten zwischen uns und den Kindern. Ich glaube, wir machen ihnen angst. Trotzdem, ich werde Judy heute nachmittag finden und sehen, ob es mir gelingt, ihre Sorgen herauszufinden. Einverstanden?«

Balsam fühlte sich jetzt besser. Mit einem Lächeln stand er auf. »Es tut mir leid, daß ich Ihnen das aufbürde«, begann er von neuem, doch Schwester Marie winkte ab.

»Sie brauchen sich keine Sorgen zu machen. Machen Sie das, was Sie für richtig halten, und machen Sie sich keine unnötigen Gedanken über die Folgen. Wenn die Dinge zu weit aus dem Lot geraten, dann kümmert sich Gott darum.«

Balsam wollte antworten, hielt sich dann aber lächelnd zurück. Als er ging, hörte er, wie Schwester Marie ihm nachrief:

»Mr. Balsam?« Er drehte sich um. Wieder glänzten ihre Augen. »Eins sollten Sie noch wissen. Wenn Judy einen Grund findet, dramatisch zu sein, dann tut sie das gerne. Sie können sich darauf verlassen, und sicherlich ist es nichts Ernstes.«

Balsam hatte verstanden und begab sich in das Klassenzimmer zurück. Er aß sein Brot zu Ende, gab auch der Ratte davon ab und bereitete die nächste Unterrichtsstunde vor, die dritte Lateinstufe. Bis die Klasse vollständig eintraf, war er ganz in die Konjugation unregelmäßiger Verben im Plusquamperfekt versunken.

Judy Nelson war vergessen.

Am selben Nachmittag, es war inzwischen dreiviertel vier, rannte Marilyn Crane durch den Gang zu ihrem Schrank. Sie war schon spät dran und mußte auch noch in die Kirche, ehe sie nach Hause ging. Während sie das Zahlenschloß zu öffnen

versuchte, hatte sie das undeutliche Gefühl, irgend jemand beobachtete sie, nur wenige Schritte von ihr entfernt. Würde sie es schaffen, das Schloß beim ersten Versuch zu öffnen? Sie traute sich nicht aufzuschauen. Jetzt war sie bei der letzten Ziffer und versuchte die Tür aufzuziehen. Aber nichts rührte sich. Schnell drehte sie noch einmal an den Ziffern, bis sie endlich spürte, daß die richtige Kombination eingestellt war. Dieses Mal klappte es, die Tür ließ sich öffnen. Marilyn begann, ihre Bücher zu verstauen. Plötzlich aber rang sie nach Luft, und erschrocken hielt sie ihre Hand auf den Mund.

Im Inneren ihres Schrankes baumelte von einem Kleiderhaken herab ein Kruzifix, mit dem Oberteil nach unten. Das Gesicht des Christus war eingeschlagen. Marilyn wurde fast wahnsinnig. Sie suchte nach irgendeinem Hinweis, nach einer Erklärung, aber sie fand nichts. Mit leerem Blick starrte sie auf das hin und her pendelnde Kruzifix, das auf so obszöne Weise zugerichtet worden war. Sie schlug die Schranktür zu und schloß ihre Augen. Es half nicht, immer noch stand das Bild vor ihren Augen. Sie versuchte zu beten, spürte jetzt aber wieder, daß sie von irgend jemandem beobachtet wurde. Sie sah auf. Es war Judy Nelson, die an der Wand lehnte und zu ihr herübersah. Marilyn wandte sich sofort wieder ab.

Judy Nelson! Hätte Judy so etwas tun können? Sie wußte, daß Judy sie nicht ausstehen konnte. Niemand aus dieser Clique mochte sie. Marilyn mußte an den zerstückelten Frosch denken, den sie gestern in ihrem Schrank gefunden hatte. War Judy in dem Biologiekurs? Immer noch spürte sie, wie Judy sie beobachtete.

Nein, sagte Marilyn zu sich, denke nicht solche Sachen. Judy würde so etwas nie tun. Es muß jemand anders sein, jemand, den ich nicht einmal kenne. Sie redete sich ein, daß nur ein Unbekannter so herzlos sein konnte. Sie drehte sich um und sah Judy an.

Da merkte Marilyn, daß irgend etwas an Judy nicht stimmte.

Judy hatte sich nicht von der Stelle bewegt, auch ihr Ausdruck hatte sich nicht verändert. Marilyn fühlte, daß Judy offenbar geistesabwesend war und nicht sie ansah, sondern irgend etwas weit Entferntes. Sollte sie mit Judy sprechen? Besser nicht. Doch sie konnte doch jetzt nicht einfach fortgehen und Judy in dem Zustand stehen lassen.

Warum nicht? Hatte Judy nicht oft Gemeinheiten zu ihr gesagt? Doch das hatten andere auch getan. Und jetzt schien Judy Hilfe zu brauchen.

Wieder schloß Marilyn ihre Augen. Sie betete. Sie bat die Mutter aller Leiden um Kraft, und plötzlich spürte sie, wie diese Kraft ihr zuströmte. Marilyn ging auf Judy zu.

»Judy, ist alles in Ordnung mit dir?«

Judy schien wie aus einem Traum erwacht. Mit kalten Augen blickte sie Marilyn an, als ob sie sie vorher gar nicht bemerkt hätte.

»Mir geht es gut.« Der Tonfall aber sagte Marilyn das Gegenteil.

»Kann ich dir wirklich nicht helfen?« bot sich Marilyn an. Sie war entschlossen, sich von Judys Kälte nicht zurückweisen zu lassen.

Wieder starrte Judy sie an, und Marilyn dachte, Judy würde sie nun wortlos stehen lassen. Doch Judy schien sich zu besinnen; sie sah plötzlich sehr müde aus.

»Mir kann niemand helfen.« Mit diesen Worten wandte sich Judy ab und ging schweigend den Gang hinunter. Marilyn wollte ihr folgen und herausfinden, was mit Judy geschehen war. Sie sah Judy nach, die gerade um die Ecke verschwand, und begab sich mit einem Schulterzucken in die andere Richtung, um das Schulhaus zu verlassen. Sie wollte in die Kirche. Dort betete sie leise zur Heiligen Jungfrau. Plötzlich glaubte sie, Musik im Hintergrund zu hören. Gesänge in der Art gregorianischer Choräle. Was war geschehen? Marilyn spürte, daß diese Klänge aus dem Nichts kamen, aus ihrem



Inneren, und nur in ihrem Kopf waren. Sie beendete das Gebet und begab sich auf den Heimweg.

Inez Nelson trocknete ihre Hände an der Schürze ab; sie hörte, wie jemand durch die Haustür trat. »Bist du es, Judy?« rief sie. Sie sollte zum Eingang gehen und auf die Uhr sehen. Sie wollte wissen, wie sehr sich Judy wieder verspätet hatte.

»Ich bin es«, rief George Nelson und stieß fast mit seiner Frau zusammen, die auf dem Weg nach unten war. »Ist Judy denn noch nicht zu Hause?«

»Nein, noch nicht«, sagte Inez und fühlte, wie sie plötzlich besorgt wurde. Wieso hätte sie eigentlich nach Judy rufen sollen, wenn das Mädchen längst zu Hause ist? Dachte er denn gar nicht?

»Vielleicht ist sie bei Janet oder Penny«, vermutete George.

»Dann hätte sie anrufen müssen«, betonte Inez, und im selben Moment klingelte schon das Telefon.

»Siehst du«, sagte George und nahm den Hörer. »Nelson.«

»Mr. Nelson?«

»Ja«, antwortete George etwas verunsichert. Er kannte die Stimme nicht.

»Ich bin Mrs. Williams von der Notaufnahme im Krankenhaus.«

»Krankenhaus?« wiederholte George erstaunt.

»Ja, Krankenhaus Neilsville«, erklärte Mrs. Williams. »Ich muß Sie bitten, sofort herzukommen. Es ist wegen Ihrer Tochter. Sie ist hier.« Da George darauf nichts sagte, fuhr sie fort: »Sie sind doch der Vater von Judy Nelson, nicht wahr?«

»Ja, natürlich«, bestätigte George. Er hatte Fassung und Farbe völlig verloren. »So sagen Sie doch, was ist passiert? Was fehlt ihr?«

Zitternd hörte er zu, ehe er den Hörer auf die Gabel sinken ließ und seine Frau ansah.

»Was ist los, George?«

»Ich weiß es nicht genau«, sagte George langsam. »Die Frau

vom Krankenhaus sagt« - er mußte innehalten, platzte dann aber heraus: »Judy hat versucht, sich umzubringen!«

7

Judy hatte sich im Bett aufgestützt und sah der Krankenschwester zu, die ihr die Handgelenke einband. Noch immer lagen ihre Kleider blutbefleckt in einer Ecke des Zimmers. Judy hatte sich dagegen gewehrt, daß man die Kleider wegräumte, und da sie sich offensichtlich nicht beruhigte, beschloß man, daß die Sache mit den Kleidern Zeit hatte.

»Deine Eltern werden gleich dasein«, sagte eine der Krankenschwestern freundlich und strich über Judys Hand. »Wie geht es dir denn jetzt?«

»Ich will sie nicht sehen«, trotzte Judy und zog ihre Hand weg.

»Aber natürlich willst du«, lächelte die Schwester, »wir wollen doch alle unsere Eltern sehen.«

Judy blickte die Schwester an. »Ich nicht«, sagte sie unbeeindruckt. »Warum lassen Sie mich nicht in Ruhe?«

Die Krankenschwester antwortete darauf nicht, sondern setzte sich vom Bett etwas weg, auf einen anderen Stuhl. Sie beachtete Judys leeren Blick in keiner Weise, sondern versenkte sich zum wiederholten Mal in Judys Krankenblatt. Unten, in der Empfangshalle der Notaufnahme, war Mrs. Williams damit beschäftigt, den Eltern von Judy die Situation zu erklären. Während George den Eindruck machte, sorgsam zuzuhören, klopfte Inez nervös mit den Füßen, als ob sie alles als Unsinn betrachtete und das Ende ungeduldig abwartete, um endlich ihre Tochter sehen zu können.

»Wir wissen nicht genau, was passiert ist«, sagte Mrs. Williams. »Oder besser gesagt, wir wissen nicht, warum. Judy

will mit niemandem darüber reden, und bevor sie das nicht tut...« Sie verstummte und hob vieldeutig ihre Schultern.

»Können Sie mir nicht endlich sagen, was Sie wissen!« fragte Inez schroff.

Mrs. Williams seufzte auf. Es war schwer; Gott sei Dank passierten derartige Dinge so gut wie nie. Barsch begann sie, den Nelsons die *ganze* Geschichte zu erzählen.

»Offensichtlich hat Judy die Schule heute nachmittag nicht verlassen. Statt dessen ist sie in den Mädchenumkleideraum in der Turnhalle gegangen, und dort hat sie dann so lange gewartet, bis alle fort waren. Dann nahm sie eine Rasierklinge und schnitt sich die Handgelenke auf.« Nun sah sie, wie Inez immer bleicher wurde, und hastig fuhr sie fort: »Es ist halb so schlimm, wie es klingt. Es ist nämlich so gut wie unmöglich, sich mit einer Rasierklinge tödliche Verletzungen beizubringen, außer unter sehr außergewöhnlichen Umständen. Meistens ist es ein bißchen schmerzhaft und eine große Schweinerei. Jedenfalls bekam es Judy mit der Angst und rief sofort die Polizei, die uns natürlich gleich verständigt hat. Aber als unser Krankenwagen eintraf, war schon fast alles vorbei.«

»Was wollen Sie damit sagen?« fragte George.

»Der Schulhausmeister hatte sie inzwischen gefunden«, erklärte Mrs. Williams. »Zum Glück war er nicht einer von denen, die gleich in Ohnmacht fallen, wenn sie Blut sehen. Er verband ihr die Handgelenke, bevor jemand anderer hinzukam. Es war natürlich nicht der beste Verband, aber auch nicht der schlechteste. Der Arzt hat sie mit ein paar Stichen genäht und neu bandagiert. In ein paar Tagen ist sie wieder wohlauf.« Mrs. Williams versuchte ihr bestes Lächeln, als ob die ganze Angelegenheit nicht schlimmer wäre als ein aufgeschürftes Knie.

»Ich will sie sehen«, sagte Inez plötzlich.

»Ja, natürlich«, begann Mrs. Williams, »aber ich fürchte, Sie müssen vorher mit dem Arzt sprechen.« Man konnte ihr das

Unbehagen in diesem Moment deutlich ansehen.

»Den Arzt?« sagte George. »Welchen Arzt?«

»Dr. Shields«, sagte Mrs. Williams nervös.

»Shields?« wiederholte George Nelson. »Das ist doch der Psychiater, nicht wahr?«

»Ja...« Mrs. Williams wollte alles erklären, wurde aber von Inez unterbrochen.

»Ein Psychiater? Nur, um Judy die Handgelenke zu verbinden? Das verstehe ich nicht.« Mrs. Williams war sicher, daß Inez Nelson sehr wohl verstanden hatte, den Tatsachen aber nicht ins Auge sehen wollte.

»Ich bin sicher, Sie werden verstehen.« Seit sie das eigentliche Problem berührt hatten, fühlte sie wieder festeren Boden unter den Füßen. »Bei derartigen Verletzungen, wie Judy sie aufweist, ist es eine reine Routineangelegenheit, einen Psychiater zu rufen.«

»Verletzungen?« Inez gab sich ratlos.

»Ich glaube, sie meint Verletzungen, die man sich selber antut«, erklärte George in Ruhe. Inez behielt ihren verständnislosen Ausdruck. Ein Schockzustand, fand George; sie mußte einen Schock erlitten haben und war daher wohl immun gegen alle Einzelheiten des schrecklichen Vorfalls. Er nahm Mrs. Williams beiseite.

»Ist Dr. Shields in der Nähe?« flüsterte er. »Ich würde mich gern mit ihm unterhalten. Ich glaube, er sollte sich auch um meine Frau kümmern.«

Verstohlen blickte Mrs. Williams zu Inez hinüber und verstand, was George Nelson gemeint hatte. Inez Nelson war weg. Mit einem Blick suchte sie den Gang nach beiden Richtungen ab. Inez schritt zielsicher auf Judys Zimmer zu. »Mrs. Nelson!«

Aber es war schon zu spät.

»Raus hier!« schrie Judy. »Ich habe Ihnen doch gesagt, daß ich sie nicht sehen will!«

Inez hatte die Tür zu Judys Zimmer geöffnet, konnte ihre Tochter aber nicht sehen. Aber sie hatte sie gehört. Schnell drehte sie sich, und nun sah sie Judy aufgestützt im Bett liegen. Sie war kaum zu erkennen. Judy war der lebendige Zorn, und mit aller Wut zerzte sie an ihren Bandagen herum. Inez lief auf Judys Bett zu, doch bevor sie dort war, hatte Judy den Verband schon von ihren Handgelenken abgerissen und von neuem die Nähte aufgetrennt. Wieder lief das Blut herunter.

»Ich hasse dich!« schrie Judy ihre Mutter an. »Hau ab! Laß mich in Ruhe!«

Inez wollte ihre Tochter in die Arme nehmen, aber Judy raufte sich frei. Inez' Bluse war nun voller Blut. Als Inez das bemerkte, erschrak sie und fing ebenfalls an zu schreien. Inez hatte einen hysterischen Anfall; Judy, die mit ihrer Mutter rang, schien genau zu wissen, was sie tat. Und gerade noch rechtzeitig kam Hilfe in Gestalt von Mrs. Williams und George Nelson, gefolgt von anderen Pflegern und Schwestern, die offensichtlich die Notrufglocke und die Schreie der Schwester gehört hatten. Nun drängten alle in Judys Zimmer, und die Verwirrung war perfekt. Drei stämmige Pfleger bemühten sich, die schreiende Inez Nelson vom Bett zu zerren, als Dr. Shields hereinkam und die Situation auf den ersten Blick erfaßte und seine Anordnungen gab. Minuten später hatten beide, Judy und Inez Nelson, ihre Beruhigungsspritze verpaßt bekommen.

»Entschuldigen Sie, Doktor«, sagte Mrs. Williams, als wieder Ordnung herrschte. »Ich habe versucht, sie zurückzuhalten, aber ich schaffte es nicht.«

»Schon gut«, sagte Dr. Shields gelassen. »Wie ich sehe, ist der Schaden nicht allzu groß.«

»Sie wollten sie zurückhalten?« wiederholte George Nelson. »Warum wollten Sie meine Frau zurückhalten?« Verwundert schaute er von Mrs. Williams zum Doktor und wieder zurück zu Mrs. Williams.

»Es war eigentlich mein Fehler«, erklärte Dr. Shields. »Judy

sagte, daß sie ihre Mutter jetzt nicht sehen wolle. Ich hätte hier sein sollen, als Sie kamen, um Ihnen alles zu erklären. Es tut mir leid. Die ganze Angelegenheit ist wirklich meine Schuld.«

Etwas hatte George Nelson allerdings nicht verstanden. »Sie wollte ihre Mutter nicht sehen? Warum nicht? Ich verstehe das nicht!«

Dr. Shields sah ihn mitfühlend an. Er verstand die Verwirrung und Hilflosigkeit dieses Mannes. »Können Sie sich noch einen Augenblick gedulden?« fragte er George. Als George stumm nickte, klopfte er ihm freundschaftlich auf die Schulter. »Mrs. Williams wird Ihnen in der Zwischenzeit eine Tasse Kaffee machen. Ich werde dann gleich zurück sein und Ihnen den Vorfall und die weitere Therapie erklären.« Da George offensichtlich einige Befürchtungen hegte, sah er sich gezwungen, ihn zu beruhigen. »Es ist wirklich nicht so schlimm, wie es aussieht.« Und mit einem zuversichtlichen Lächeln verschwand er durch den Gang. George Nelson sank in einen Sessel; er wollte warten, fragte sich aber, wieso er das Gefühl hatte, dies alles war erst der Anfang. Er war überzeugt, daß es so schlimm war, wie es aussah - vielleicht war es sogar noch schlimmer.

Peter Balsam erhielt die Nachricht über Judys Selbstmordversuch von einer äußerst aufgeregten Schwester Marie. Sie hatte ihn sofort angerufen, nachdem sie es von Schwester Elisabeth gehört hatte.

Die hatte es wiederum vom Hausmeister erfahren. Schwester Marie schien die ganze Angelegenheit als ihren Fehler zu betrachten - den ganzen Nachmittag hatte sie vergeblich nach Judy Ausschau gehalten. Und nun war das passiert. Schwester Marie fühlte sich unsäglich schuldig, auch wenn Peter Balsam ihr zu verstehen gab, daß sie keine Schuld hatte und sich deshalb auch nicht selbst zu beschuldigen brauchte. Er unterließ es aber, ihr zu sagen, daß auch er sich für Judy verantwortlich fühlte. Er wollte ihre Sorgen nicht noch mehr

verstärken. Wenn er sich doch mehr darum bemüht hätte, mit Judy zu sprechen; wenn er sich doch nur mehr Zeit für sie genommen hätte, vielleicht...

Spontan beschloß Balsam, ins Krankenhaus zu gehen.

Mrs. Williams sah den Mann an, der unsicher vor ihrem Pult stand, und zeigte ihr freundlichstes, standesgemäßes Lächeln.

»Kann ich Ihnen helfen?« fragte sie. Immer noch schien der Mann ziemlich unruhig. »Brauchen Sie einen Arzt?« fragte sie besorgt.

»Ich?« fragte Balsam überrascht. »O nein - nein, ich bin gesund. Ich fragte mich nur gerade, ob ich hier richtig bin.«

»Das hängt ganz davon ab, was Sie für ein Problem haben.« Mrs. Williams lächelte. »Was kann ich für Sie tun?«

»Ich wollte mich nach Judy Nelson erkundigen«, erklärte Balsam. Am Rande bemerkte er zwei Männer, die nur wenige Meter von ihm entfernt zusammensaßen und plötzlich ihre Unterhaltung unterbrochen hatten und ihn ansahen. »Ist sie noch hier?«

Mrs. Williams nickte. »O ja. Aber ich fürchte, sie darf keinen Besuch empfangen.« Sie hielt kurz inne und fragte dann: »Sind Sie ein Freund der Familie?«

Welch eine dumme Frage, tadelte sie sich. Würde er die Familie kennen, hätte er mit Mr. Nelson gesprochen und nicht mit ihr. Der junge Mann verneinte ihre Frage mit einem Kopfschütteln.

»Nicht direkt«, erklärte er weiter. »Ich bin einer ihrer Lehrer. Mein Name ist Peter Balsam. Sagen Sie Judy einfach, daß ich hier war...«

Er wollte wieder gehen, blieb aber einen Moment stehen, da die beiden Männer inzwischen aufgestanden waren und auf ihn zugenagten.

»Mr. Balsam?« fragte einer der beiden. »Sind Sie Mr. Balsam, der neue Psychologielehrer?«

Balsam nickte.

»Ich bin George Nelson«, sagte einer der beiden Männer und reichte ihm seine Hand. »Der Vater von Judy. Und das ist Dr. Shields.«

Auch Balsam reichte ihm seine Hand und lächelte den Doktor anerkennend an.

»Guten Tag. Wie geht es ihr denn?«

»Es wird schon wieder«, antwortete der Doktor anstelle von Mr. Nelson. »Wir sprachen gerade über die Situation. Warum setzen Sie sich nicht zu uns?« und deutete auf die Sessel.

Als sie alle drei Platz genommen hatten, fragte Balsam: »Was ist denn genau passiert?« Nelson und Shields sahen sich voller Unbehagen an.

»Das wollen wir gerade herausfinden«, erklärte Shields. »Aber ich fürchte, wir kommen nicht sehr weit.«

»Ich hörte, der Hausmeister hat Judy gefunden, in der Turnhalle - mit aufgeschnittenen Handgelenken.« Beinahe hätte er gesagt, »mit aufgeschlitzten Handgelenken«. Aber das schien ihm zu anschaulich.

»Es ist im Umkleideraum der Turnhalle passiert«, korrigierte ihn Dr. Shields. »Glücklicherweise ist es nichts Ernstes. Wir versuchen jetzt, herauszufinden, warum Judy das getan haben könnte.«

»Warum?« Balsam wußte auch nicht, warum er das Wort wiederholte.

»Ja, warum sie sich die Handgelenke aufgeschnitten hat«, erklärte George Nelson noch einmal. »Sie schien mir nie das Mädchen zu sein, die sich so etwas antun würde.«

Peter Balsam kam das Wort »dramatisch« in den Sinn. Schwester Marie hatte heute nachmittag zu ihm gesagt, Judy hätte einen Hang zum Dramatischen. Er fragte sich, ob er sich in dieser Sache mitteilen sollte. Sie schienen darauf zu warten, daß er ihnen etwas sagen könnte.

»Hat Judy schon darüber gesprochen?« erkundigte er sich.

Der Doktor verneinte stumm mit einem Kopfschütteln. »Das



einzigste, was sie gesagt hat, ist, daß sie ihre Mutter nicht mehr sehen will. Offen gesagt, ich glaube nicht, daß die Lage besonders ernst ist. Nach meiner Erfahrung, die, zugegeben, sehr begrenzt ist, ruft niemand sofort nach dem Versuch die Polizei, wenn er sich umbringen will.«

»Sie hat die Polizei gerufen?« fragte Balsam nach.

George Nelson nickte. »Das stimmt. Die Schnitte sind nicht sehr tief. Trotzdem glauben wir, daß sie einen Grund gehabt haben muß. Ich denke, ein sechzehnjähriges Mädchen tut so etwas nicht aus heiterem Himmel.« Fragend blickte er Balsam und den Doktor an.

»Haben Sie Judy heute gesehen?« fragte Dr. Shields, ohne Nelsons Frage weiter zu beachten.

»Ja, natürlich. Sie war in meinem Psychologiekurs.«

»Schien sie irgendwie bedrückt?« drängte der Doktor.

»Schwer zu sagen.« Balsam fühlte sich etwas unsicher. Er wollte keinen falschen Alarm auslösen. »Ich meine, sie war heute irgendwie anders. Irgend etwas schien ihr auf der Seele zu liegen. Nach dem Unterricht blieb sie noch einige Minuten im Klassenzimmer, aber als ich sie ansprach, wollte sie nicht darüber reden. Darum schlug ich vor, sie solle vielleicht mit dem Monsignore sprechen.«

»Mit dem Monsignore?« fragte der Doktor.

»Ja, mit Monsignore Vernon«, erklärte George Nelson. »Er ist Priester und der Leiter der Schule. Hat sie mit ihm gesprochen?«

»Ich weiß es nicht«, antwortete Balsam. »Ehrlich gesagt, ich hatte die ganze Sache schon vergessen, bis mich Schwester Marie anrief.«

Fragend sah der Doktor ihn an. Peter fühlte sich gezwungen, weiter zu berichten.

»Das war so: Nachdem ich Judy vorgeschlagen hatte, mit dem Monsignore zu sprechen, fiel mir ein, daß sie vielleicht besser mit einer Frau spricht. Ich versuchte noch, sie

einzuholen, aber sie war schon fort. Danach suchte ich Schwester Marie auf und bat sie, einen Versuch zu machen und mit Judy zu sprechen.«

»Hat sie das getan?« fragte der Arzt wieder.

»Ich wünschte, sie hätte es.« Balsam schien unglücklich. »Es gelang ihr nicht. Sie sagte, sie habe Judy überall gesucht, aber nicht gefunden.«

»Besonders genau hat sie dann wohl nicht gesucht«, bemerkte George Nelson bitter. »Judy war ja den ganzen Nachmittag in der Schule!«

Peter wollte darauf nicht eingehen und fragte: »Wie geht es denn jetzt weiter?«

Der Doktor zuckte hilflos die Schultern. »Ich werde sie zunächst zur Beobachtung hierbehalten. Ein reiner Routinevorgang. Aber ob sie uns sagen wird, warum sie das gemacht hat, bleibt weiterhin offen. Es ist manchmal schwer, bei Kindern etwas zu erreichen.«

Damit schien irgendwie alles gesagt, und Peter Balsam bekam das Gefühl, daß der Arzt sich sicherlich noch mit dem Vater allein unterhalten wollte. Etwas verunsichert stand er auf und war froh, daß auch die beiden anderen Männer von ihren Sesseln aufstanden. Dieses Mal streckte der Doktor seine Hand aus.

»Es hat mich sehr gefreut, Sie kennenzulernen. Vielleicht sehen wir uns einmal wieder?«

»Hoffentlich unter angenehmeren Umständen«, erwiderte Peter und ergriff die Hand des Arztes. An George Nelson gewandt, fuhr er fort: »Ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie leid mir das alles tut.«

Nelson versuchte zu lächeln.

»Danke, daß Sie hergekommen sind. Ich werde Judy sagen, daß Sie hier waren. Oder jemand anderer wird es ihr ausrichten.«

Kurze Zeit später befand sich Peter Balsam auf dem Weg zu

seiner Wohnung. Langsam ging er durch die Straßen von Neilsville, als er plötzlich das Gefühl hatte, etwas unterlassen zu haben. Es war, als ob er noch mit jemandem reden müßte. Er blickte auf den Hügel mit der Kathedrale und sah die kurze Turmspitze von St. Francis Xavier. Er sollte mit dem Monsignore reden. Er machte sich auf den Weg, den Hügel hinauf zum Haus des Monsignore.

Balsam hatte sich selbst Eintritt ins Pfarrhaus verschafft und zog nun an der silbernen Glocke. Nichts rührte sich, also läutete er noch einmal. Immer noch meldete sich niemand. Schon war er wieder im Gehen begriffen, als ihm ein Lichtschimmer unter der Tür zum Arbeitszimmer des Monsignore auffiel. Balsam ging den Flur hinunter und stand einen Moment lang still. Er lauschte.

Alles schien ruhig; plötzlich hörte er jemanden beten. Es war ein eigenartiges Gebet: Nicht der stete Rhythmus des Rosenkranzgebetes trug es, sondern es kam stoßweise, in kurzen, abgebrochenen Schüben hervor. Er hörte eine Zeitlang zu. Dann vernahm er ein anderes Geräusch. Er hatte es schon einmal gehört, er erinnerte sich, es war in den Tagen seiner Kindheit im Kloster gewesen. Er starrte auf die Tür und fragte sich, ob er wirklich hörte, was er zu hören glaubte. Dann stellte er fest, daß die Tür nur leicht angelehnt war, und bevor ihm klar wurde, was er tat, hatte er sie auch schon ein wenig geöffnet.

In der Mitte des Zimmers kniete der Monsignore und betete. Er sah nach oben auf, aber aus Balsams Blickwinkel hätte *es* auch der Leuchter sein können, den Vernon gerade anbetete.

Vernon war bis auf die Hüften entkleidet; er schien leicht zu schwitzen. Balsam wußte nicht, ob das von der Hitze des Feuers kam, das im Kamin loderte, oder vom religiösen Eifer, der den Priester offensichtlich erfaßt hatte. In der einen Hand hielt er den Rosenkranz, in der anderen den Griff einer Peitsche, die er sich im Rhythmus des Gebets auf den nackten

Rücken schlug. Es waren aber nicht die leichten, symbolischen Peitschenhiebe, die die Nonnen, bei denen er, Balsam, aufgewachsen war, über sich hatten ergehen lassen; dies waren richtige Strafhiebe, die sich der Monsignore auflud. Balsam konnte mühelos die schweren Striemen sehen, die sich durch die weiß-blasse Haut des Priesters zogen. Etwas verlegen zog Balsam die Tür zu und trat den Rückzug an. Er wünschte sich, dieser eigenartigen Szene nie beigewohnt zu haben.

Dann hörte das Gebet auf. Im Pfarrhaus war es nun unheimlich still. In der Eingangshalle griff Balsam wieder zur Glocke, um noch einmal zu klingeln. Er glaubte, eine Bewegung im Arbeitszimmer gehört zu haben. Trotzdem wandte er sich zum Gehen. Dann aber hörte er den Monsignore mit schwacher Stimme rufen.

»Hallo?«

»Ich bin es«, antwortete Balsam. »Peter. Ich kann später wiederkommen, wenn Sie wollen.«

»Nein, warte, ich bin gleich bei dir. Einen kleinen Moment noch.«

Balsam fragte sich zwischenzeitlich, wie der Priester wohl aussehen werde. Ob sich sein Eifer und die Anstrengungen im Gesicht zeigen würden? Als Vernon endlich kam, machte er einen ganz erholten Eindruck, als ob er gerade ein entspannendes Buch gelesen hätte. Peter wunderte sich. Ob er sich die eigenartige Szene vor ein paar Minuten nur eingebildet hatte?

»Peter!« Monsignore Vernon begrüßte ihn mit einer Heiterkeit, die Balsam seit ihrer gemeinsamen Schulzeit nicht mehr gehört hatte. »Komm rein, komm. Ich habe gerade gebetet und deshalb wohl die Klingel überhört.«

Das Arbeitszimmer war nun hell erleuchtet, auch das Feuer loderte noch heftig, in das der Priester offensichtlich einen neuen Scheit gelegt hatte.

»Ist es nicht ein bißchen warm für diese Jahreszeit?« fragte

Balsam.

Der Priester lächelte und gab sich selbstzufrieden. »Das ist richtig, aber ab und zu will ich ein Feuer haben. Es ist mir egal, wie heiß es draußen ist.« Dann wich die kurze Heiterkeit von Monsignore Vernon, und sein Gesicht wurde wieder ernst. »Ich nehme an, du willst mit mir über Judy Nelson reden, nicht wahr?«

Die Frage war in einem Ton an ihn gestellt, der leicht verriet, daß der Priester über diese Angelegenheit nicht diskutieren wollte.

»Ich komme gerade aus dem Krankenhaus«, begann Balsam trotzdem, wenn auch zögernd.

Die Augenbrauen des Priesters krümmten sich. »So?«

»Niemand weiß, was passiert ist. Judy will nicht darüber reden.«

»Das kann ich mir vorstellen«, sagte der Monsignore voller Mißbilligung. »Außerdem kann ich mir vorstellen, daß sie mit mir darüber reden will.«

»Wirklich?« fragte Balsam verwundert, während der Priester kaum merklich, aber bestimmt nickte.

»Das wollte ich dich eigentlich fragen - hast du heute mit ihr gesprochen?« Peter war vorsichtig.

»Ja, aber das Gespräch ist streng vertraulich«, gab der Priester preis. »Ich habe ihr heute nachmittag die Beichte abgenommen.« Dann sah er Balsam scharf an. »Wie kommst du eigentlich darauf, mich zu fragen, ob ich mit ihr gesprochen habe?«

»Weil ich es ihr vorgeschlagen hatte.« Balsam fühlte sich etwas nervös. »Ich meine, ich habe ihr nicht geraten zu beichten, aber ich habe ihr gesagt, sie solle mit dir sprechen. Oder mit jemand anderem.«

»Ich verstehe«, antwortete der Priester und faltete die Hände. »Gab es denn einen besonderen Grund für deinen Vorschlag?«

»Ich - ich dachte, es wäre vielleicht gut für sie, mit

jemandem zu reden; und da sie nicht mit mir sprechen wollte, habe ich eben dich vorgeschlagen.«

Peter spürte förmlich, wie der Priester darüber nachdachte.

»Was hat dich denn so beunruhigt?« fragte der Monsignore.

»Es war ihr Verhalten, nichts Konkretes im Grunde.« Balsam versuchte, seine Eindrücke von Judy an diesem Tag noch einmal zusammenzufassen. »Sie blieb noch eine Weile im Klassenzimmer, als der Unterricht schon längst zu Ende war.« Balsam bemühte sich, das Gespräch mit Judy zu wiederholen. Am Ende schien der Priester erneut nachdenklich, ehe er fragte:

»Hast du irgend etwas gesagt, irgendeine unbedeutende Kleinigkeit vielleicht, die das Ganze möglicherweise ausgelöst hat?«

Balsam überlegte. Wieso sollte er etwas Derartiges gesagt haben? Aber plötzlich erinnerte er sich. Es schien so unbedeutend, so unmöglich. Er hatte doch damit nichts Bestimmtes gemeint. Doch je tiefer er jetzt darüber nachzudenken begann, desto mehr zog er nun auch die Umstände in Betracht. Er beschloß, mit dem Monsignore darüber zu sprechen.

»Nun erinnere ich mich. Da war eine Sache«, begann er vorsichtig und versuchte, seinen Worten so wenig Bedeutung wie möglich zu geben. Doch alles klang dadurch für den Monsignore um so wichtiger. »Wir sprachen über ein Experiment, das ich heute im Unterricht vorführte. Es ging um Frustration, und ich zeigte einen Versuch mit einer Ratte in einem Käfig, die wir durch ein Labyrinth schickten. Während des Unterrichts schon fiel mir auf, daß Judy von irgend etwas anderem abgelenkt schien. Als wir dann aber den Versuch beobachteten, war sie wieder ganz bei der Sache. Sie fragte mich sogar, was ich anstelle der Ratte tun würde. Ich sagte, daß ich alles tun würde, um mich von der Frustration zu befreien, selbst wenn ich mich dabei umbrächte oder sterben würde.

Welche Worte ich genau gebrauchte, weiß ich nicht mehr, aber so ungefähr hat es sich abgespielt.«

Der Priester starrte ihn mit eisigen Augen an. »Laß mich das noch einmal rekapitulieren«, sagte er. »Soll ich das so verstehen, daß du einem Schüler, von dem du wußtest, daß er ein Problem hat, im Unterricht sagst, daß der Tod eine Lösung des Problems ist?«

Balsam fühlte, wie sich sein Magen zu einem Knoten zusammenzog. In seinem Kopf begannen sich die Ereignisse erneut zu drehen. Nein, sagte er zu sich selbst, nein, so habe ich das doch nicht gesagt. Und wenn, so war es doch nie meine Absicht gewesen.

»Nein, so war es nicht«, sagte er in etwas kräftigerem Ton. Der Priester aber schnitt ihm das Wort ab und sagte:

»Wie war es denn dann? Nicht so, wie du es gesagt hast?«

Balsam dachte angestrengt nach. Plötzlich fielen ihm die Worte wieder ein, als ob sie vor seinen Augen niedergeschrieben standen.

»Jetzt erinnere ich mich wieder, ich sagte: Wenn ich die Ratte wäre, würde ich mich anstrengen, den Käfig niederzureißen, ich würde es zumindest versuchen, und wenn ich mich dabei umbrächte.« Wieder hatten seine Worte einen ominösen Klang.

»Dich umbringen«, sagte der Priester, um es gleich zu wiederholen, »dich umbringen. Nun, ich denke, das sagt uns allen, wie der Vorsatz in Judys Kopf gelangte, oder?« Der Priester schüttelte traurig den Kopf. »Nun gut, was geschehen ist, ist geschehen, wir können es nicht mehr rückgängig machen, nicht wahr? Und wenn man es genau nimmt, dann liegt die letzte Verantwortung ja bei Judy, das ist ganz klar.« Er lächelte Balsam an, aber *es* lag nicht die geringste Aufrichtigkeit darin. »Du solltest dich wirklich nicht schuldig fühlen, Peter. Sicher hatte sie längst den Entschluß gefaßt. Dennoch war es aber wohl eine unglückliche Redewendung

von dir. An deiner Stelle wäre ich in Zukunft etwas vorsichtiger. Kinder sind so leicht zu beeinflussen.«

Der Monsignore erhob sich, und Peter war dankbar für das Zeichen, daß die Unterhaltung beendet war. Nun stand auch er auf.

»Weißt du«, begann der Monsignore noch einmal, als er Balsam zur Eingangstür brachte, »du solltest über ein paar Dinge nachdenken.« Balsam sah ihn fragend an. »Ich meine, du tätest gut daran zu versuchen, in dir selbst ein bißchen mehr Glauben zu finden -Glauben an die Kirche, wohlgemerkt.« Peter schien ziemlich verwirrt, aber unbeirrt setzte der Priester seinen Gedanken fort: »Der Teufel arbeitet auf eigenartigen Wegen, genau wie auch unser Herr. Es ist sicherlich keine Geschichte von besonderer Bedeutung, darüber zu sprechen, wie sich eine Ratte verhält, die eine Chance bekommt und über ein bißchen Grips verfügt. Über Selbstmord zu reden, ist eine andere.«

»Ich habe nicht über Selbstmord geredet«, schnappte Balsam zornig zurück. »Ich habe nur eine Redewendung benutzt.«

»Das haben viele Ketzer auch gesagt«, sagte der Monsignore.

»Ketzer? Von wem sprichst du eigentlich?« Balsam geriet außer Fassung. Er sah seinen ehemaligen Freund an, dessen Augen nichts von dem verrieten, was in den Gedanken des Priesters vorging. »Es tut mir leid, aber ich sehe nicht ganz, wie irgend etwas von dem, was heute passiert ist, als Ketzerei oder auch nur in der Nähe der Ketzerei befindlich ausgelegt werden könnte.«

»Ach nein, wirklich nicht?« fragte der Priester mitleidig. »Bete, Peter. Bitte um Führung. Du mußt versuchen, deine Gebete an St. Peter den Märtyrer zu richten. Ich glaube, er kann dir helfen.« Mit diesen Worten schloß der Priester die Tür des Pfarrhauses, und Peter Balsam stand allein mit seiner Wut und hilflos zurückgelassen auf den Eingangsstufen.



Aufgebracht trat er den Heimweg an.

Peter Balsam schloß das Buch langsam und stellte es ins Regal zurück.

Er hatte Monsignore Vernons Rat nicht befolgt und nicht um Führung von St. Peter dem Märtyrer gebeten. Statt dessen hatte er ein bißchen Literatur über den Heiligen studiert, um zu wissen, wen der Monsignore so eifrig empfahl. Einer dieser unter dem Namen St. Peter der Märtyrer bekannten Heiligen gehörte zu den alten Inquisitoren Italiens. St. Peter der Märtyrer war dem Anschein nach einer der Eiferer gewesen, die ihr kurzes Leben im 13. Jahrhundert der Ausmerzungen der Sünde und Ketzerei aus der christlichen Welt widmeten. Dieser St. Peter war für die Gefangennahme, Folter und den Tod einiger Hundert von Ketzern verantwortlich, wie Peter beim Lesen herausfand. Dennoch verlor er am Ende: Er wurde von zwei Ketzern ermordet, was ihm den Beinamen ›Der Märtyrer‹ einbrachte.

Balsam saß eine Zeitlang im Stuhl und sah in den Himmel. Er fragte sich, was dem Monsignore an dieser Gestalt so gefiel. Und was machte den Priester überhaupt zu so einem besessenen Mann? Plötzlich hielt das Gedankenkarussell an; vielleicht war der Priester gar nicht besessen. Vielleicht war er, Balsam, nur überempfindlich. Er konnte sich die Frage nicht mehr beantworten, und langsam glaubte er, daß er sie wahrscheinlich nie lösen könnte.

## 8

Am nächsten Morgen lag Spannung in der Luft der Oberschule von St. Francis Xavier. Es war genau die Art von Spannung, die durch ein besonderes Schockerlebnis verursacht werden kann. Es hatte fast den Anschein, daß Judy Nelson nicht zurückkehren würde; als wäre sie entführt oder ermordet

worden oder bei einem Unfall ums Leben gekommen. Vielleicht wäre die Spannung nicht so groß gewesen, wenn Judy Schülerin an einer öffentlichen Schule gewesen wäre. Dort hätte man eine gewisse Zuversicht gehabt, daß sie noch lebte, gemischt mit dem Entsetzen über ihre Tat. Aber hier in St. Francis Xavier schockierte allein der Versuch schon genau wie die vollendete Tat.

Die Schwestern hatten das sofort gespürt und die Angelegenheit auf die einzige Weise behandelt, die sie kannten - sie überspielten sie. Judys Fehlen wurde in den Anwesenheitslisten vermerkt, aber es wurde nicht darüber gesprochen, schon gar nicht in den Klassenzimmern. Schwester Elisabeth hatte die geringsten Probleme von allen Schwestern. Ihre Schüler waren ihre strenge Disziplin gewohnt und unterdrückten ihren Drang, darüber zu reden. Da sie die scharfe Zunge und das nicht weniger gute Gehör von Schwester Elisabeth mehr als sonst fürchteten, sparten sie sich ihr Geflüstere auf für die Pausen zwischen den Stunden. Sie taten ihr Bestes, ihren aufgewühlten Gefühlen nur in den kurzen fünf Minuten Luft zu verschaffen, die sie für den Weg von einem Klassenzimmer ins nächste hatten.

Karen Morton spürte die Spannung an diesem Morgen mehr als alle anderen. Sie und Judy waren in den meisten Kursen zusammen, und obwohl sich Karen oft über die krummen Bemerkungen geärgert hatte, die Judy gewöhnlich über sie und ihren Freund machte, vermißte sie ihre Freundin. Und sie fand auch, daß sie zum Gegenstand der Neugier anderer Schüler wurde, als wäre sie durch ihre enge Freundschaft mit Judy deren Mitwiserin und hätte eine Antwort auf die Fragen, die an diesem Morgen in aller Munde waren: Warum? Warum hatte Judy das getan? Und wie würde es jetzt weitergehen mit ihr?

Karen fühlte sich von jedem beobachtet, wenn sie durch die Gänge ging. Sie senkte ihren Blick und wünschte einmal mehr,

daß sie sich nicht so aufreizend angezogen hätte. Plötzlich hatte sie das Gefühl, daß ihre Bluse zu eng war, und sie fand es unangenehm, wie sich ihr Rock in ihre Hüften schnitt. Etwas in ihrem Hinterkopf sagte ihr, daß sie in Trauerkleidung sein sollte. Doch dann fand sie ihre Idee lächerlich - Judy lag im Krankenhaus und nicht in der Leichenhalle. Sie ging um die Ecke in den Gang mit den Schränken. Die vier Mädchen hatten es damals geschafft, ihre Schränke nebeneinander zu bekommen. Mit Erleichterung sah sie, daß Penny Anderson und Janet Conally auf sie warteten. Sie wollte sie anlächeln, aber es gelang ihr nicht.

»Ist alles in Ordnung mit dir, Karen?« sagte Janet, als ihre Freundin näher kam.

Karen nickte stumm und fragte sich eine Minute lang, ob wirklich alles in Ordnung mit ihr war. »Alle starren mich an«, sagte sie, »ich fühle mich wie Marilyn Grane.«

»Obwohl sie dich aus anderen Gründen anstarren«, warf Penny Anderson ein. Dann konnte sie sich nicht länger beherrschen. »Warum, glaubst du, hat sie das getan?« sagte sie. »Ich meine, Judy ist doch die letzte, der man zutraut, daß sie sich umbringen würde.« Sie zuckte ein wenig mit den Schultern. »Es ist zu verrückt.«

»Ich weiß es auch nicht«, sagte Karen, »aber jeder starrt mich an, als wäre es meine Schuld. Und erst Schwester Elisabeth! Wie wild sah sie mich heute früh an! Ich wollte mich am liebsten unter meinem Schreibtisch verkriechen.«

»Typisch Schwester Elisabeth!« tröstete Janet Conally. »Sie schaut jeden so wild an. Du hättest heute früh Schwester Kathleen hören sollen. Sie hat eine halbe Stunde lang nur über die Sünde geredet. Aber mit keiner Silbe Judys Namen erwähnt. Und natürlich ist sie ihre Botschaft losgeworden. So wie sie gesprochen hat, hätte Judy sich auch...«, als ihr klar wurde, was sie um ein Haar gesagt hätte, unterbrach sie sich. »Ich meine«, fuhr sie klagend fort, »Schwester Kathleen hörte

nicht auf, davon zu reden, daß der Versuch genauso eine Sünde ist wie die vollendete Tat und solches Zeug. Aber ich kann nicht verstehen, wie das gehen soll.«

Karen Morton entgegnete achselzuckend: »Ich verstehe von allem, was sie uns erzählen, nicht einmal die Hälfte. Manchmal glaube ich, daß sie uns Angst einjagen wollen.«

»Bei Judy ist ihnen das ja gut gelungen«, sagte Penny Andersen. »Meine Mutter sagt, daß sie sie wahrscheinlich gar nicht mehr an die Schule zurückkommen lassen.« Daran hatten die beiden anderen Mädchen überhaupt noch nicht gedacht, und sie sahen Penny in tiefer Bestürzung an.

»Sie lassen sie nicht wieder zurückkommen?« sagte Janet leise. »Warum nicht?«

»Meine Mutter sagt, was Judy getan hat, sei schlimmer noch, als schwanger zu werden«, sagte Penny. »Und ihr wißt ja, was mit Sandy Taylor passierte, letztes Jahr.« Die drei Mädchen sahen einander an. Sandy Taylor war eines Tages einfach nicht mehr in der Schule erschienen. Ihnen allen wurde gesagt, daß Sandy »krank geworden« sei, aber es war ein leichtes gewesen, die Wahrheit herauszufinden, besonders, nachdem ihr Freund einige Tage später ebenfalls die Schule verlassen hatte. Die Möglichkeit, daß man Judy die Rückkehr an die Schule verbieten könnte, erschien ihnen sehr groß.

In diesem Augenblick erschien Marilyn Crane am Ende des Ganges. Janet Conally wollte ihr gerade zuwinken, da hielt ein Knuff von Penny sie davon ab. Sofort fiel ihre Hand wieder an die Rocknaht. Hinter Marilyn zeichnete sich die Gestalt von Monsignore Vernon ab, autoritär und mit finsterner Miene.

Marilyn, die nicht merkte, wer hinter ihr war, ging aufgeregt auf die Gruppe zu. Sie hatte ihnen etwas zu erzählen, was sie sicher interessieren dürfte. Sie platzte förmlich heraus mit ihrer Geschichte, daß sie Judy am vergangenen Nachmittag noch gesehen hatte, unmittelbar bevor sie - Marilyn konnte es nicht aussprechen, nicht einmal im Selbstgespräch. BEVOR SIE TAT,

WAS SIE TAT! Sie beschleunigte ihren Schritt, aber unvermittelt gingen die drei Mädchen weg. Der eifernde Ausdruck verschwand aus ihrem Gesicht, und Marilyn blieb stehen. Sie versuchte vorzutäuschen, daß sie sich ihnen gar nicht hatte nähern wollen, sondern eigentlich etwas anderes, sehr Wichtiges in diesem Teil des Schulhauses zu erledigen hätte. Sie drehte sich auf dem Absatz herum und stieß beinahe mit Monsignore Vernon zusammen.

»Oh«, sagte sie völlig überrascht. »Es tut mir leid. Ich - eh, ich wußte nicht, daß Sie hier sind.« Hilflös sah sie den zornig dreinschauenden Priester an und machte sich auf ein Donnerwetter gefaßt, das nun ganz sicher über sie ergehen würde. Aber nichts dergleichen geschah. Der Monsignore schien sie gar nicht zu bemerken. Er ging lediglich um sie herum und weiter den Gang entlang. Ein paar Meter weiter stoben die Mädchen, die eben noch dicht zusammenstanden, auseinander wie die Blätter im Wind. Sie hatte sich solche Hoffnungen gemacht. Jetzt war sie wieder allein. Sie hielt ihre Tränen zurück und entschloß sich, das Mittagessen ausfallen zu lassen. Sie wollte die Zeit in der Kirche verbringen und, Trost suchen in der angenehmen Gegenwart der Mutter der Leiden.

Ein paar Minuten später ließ Marilyn Crane sich auf dem einen freien Platz in der letzten Bankreihe von Zimmer 16 nieder. Sie konnte sehen, daß auch in der ersten Reihe ein Stuhl leer war: Der Platz, an dem gestern noch Judy Nelson gesessen hatte. Heute saß niemand dort, und sie hielt es nicht für wahrscheinlich, daß er morgen besetzt sein würde.

Peter Balsam beobachtete die Klasse. In den Köpfen dieser Schüler ging dasselbe vor wie schon in den Köpfen der Schüler der letzten Klasse und der Klasse davor. Aber die Schüler des Psychologiekurses stellten ihr Geflüster beim Betreten des Klassenzimmers nicht ein wie die anderen. Und er mußte sich bei sich selbst bedanken - falls bedanken das richtige Wort war -, denn er hatte wirklich sein Bestes dafür gegeben, damit sie

wußten, daß man hier nicht das gleiche Verhalten von ihnen erwartete wie sonst in St. Francis.

Xavier. Sie hatten ihm Glauben geschenkt. Sie unterhielten sich über Judy Nelson und machten erst gar nicht den Versuch, das vor ihm zu verheimlichen. Spontan beschloß er, das Thema ganz offen anzugehen.

»Nun, ich glaube«, sagte er, »es ist ein offenes Geheimnis, worüber wir heute reden wollen, oder?«

Seine Worte ließen sie verstummen. Sie starrten ihn an, auf ihren Gesichtern stand ihre Ratlosigkeit, Vorsicht überkam sie, als ob sie nicht sicher wären, was sie zu erwarten hätten.

»Ich weiß, daß ihr alle nur daran denkt«, sagte er ruhig, »und ich glaube nicht, daß ihr in einer anderen Stunde schon Gelegenheit hattet, darüber zu reden. Weil das, was mit Judy passierte, ausgesprochen psychologischer Natur ist, laßt uns darüber sprechen und ganz offen analysieren, dann können wir vielleicht morgen wieder planmäßig weiterarbeiten.«

Daß ihn die Klasse weiterhin nur stumm anstarrte, verblüffte Balsam. Er hatte eine wahre Fragenflut erwartet. Statt dessen geschah gar nichts. Endlich, sehr zögernd, erhob einer seine Hand. Es war Janet Conally.

»Ja, Janet?«

»Hat Ihnen der Monsignore befohlen, mit uns über Judy zu reden?« Ihre Stimme zitterte, und Balsam merkte, daß sie ziemlich erschrocken war über ihre Frage. Mit einem Kopfschütteln verneinte er und lächelte ihnen zu.

»Das ist eine Sache zwischen euch und mir. Tatsächlich habe ich da so eine Ahnung, daß es der Monsignore gar nicht gern sieht, wenn ich dieses Thema überhaupt behandle. Aber dieser Unterricht wird einzig und allein für euch und nicht für den Monsignore gehalten. So, warum machen wir nicht weiter?«

Das Eis war gebrochen. Schlagartig gingen fünf Hände hoch, und Balsam hatte die unangenehme Entscheidung zu treffen, wen er zuerst aufrufen sollte. Er wählte Karen Morton aus,

indem er sich einredete, daß ihre Hand eine Idee schneller hochkam als die der anderen. Aber er wußte, daß er sie in Wahrheit wegen ihrer Freundschaft mit Judy als erste aufgerufen hatte. »Karen?«

»Ich - ich weiß gar nicht richtig, was ich fragen will«, begann sie zögernd. »Ich meine, es gibt so viele Fragen, daß ich gar nicht weiß, wo ich anfangen soll.«

»Fang einfach an«, sagte Balsam freundlich.

»Ja, können Sie uns sagen, was genau passiert ist?« fragte Karen.

»Ich - wir haben so viele Gerüchte gehört, daß wir gar nicht wissen wie schlimm es wirklich ist.«

»Es ist überhaupt nicht schlimm«, sagte Balsam. »Die Schnitte sind nicht tief, und Judy liegt jetzt im Krankenhaus, damit die Ärzte sie im Auge behalten können.«

»Sie meinen, sie haben Angst, sie könnte es noch einmal versuchen?« Es war Penny Anderson, und sie hatte sich nicht erst die Mühe gemacht, ihre Hand zu heben. Sie war einfach mit ihrer Frage herausgeplatzt. Das gefiel Balsam.

»Nein, ich glaube nicht, daß man diese Befürchtung hat. Es ist immer so, wenn jemand sich das Leben zu nehmen versucht, daß man ihn einige Tage lang zur Beobachtung dabehält. Ich glaube sogar, das ist Vorschrift. Tatsächlich ist es nicht so sehr die Furcht davor, daß das Opfer es noch einmal versuchen könnte, sondern mehr aus dem Wunsch heraus, der Person etwas Ruhe zu gönnen und herauszufinden versuchen, was sie zu diesem Schritt veranlaßt hat.«

»Warum hat sie das getan?« fragte diesmal Janet Conally.

»Judy mag das wissen«, sagte Balsam. Balsam fragte sich, ob sie die Aufforderung annehmen würden. Jim Mulvey tat dies zu seiner Überraschung.

»Mag«, sagte Jim, »wie meinen Sie das? Ich denke doch, wenn überhaupt jemand weiß, warum sie es getan hat, dann Judy.«

»Das sollte man annehmen, oder? Aber was Judy getan hat, was jeder tut, der versucht, sich umzubringen, ist nicht besonders vernünftig. Normalerweise handelt es sich dabei um eine impulsive Handlung, und wenn alles vorbei ist, wundert sich derjenige oft darüber, warum er das überhaupt versucht hat. Leider ist es nur allzu häufig zu spät. Judy hat Glück gehabt. Sie wird schon wieder.«

»Aber wie kommt jemand dazu, so etwas zu tun?«

Balsam hörte die Frage, wußte aber nicht, wer sie gestellt hatte.

»Da gibt es viele Möglichkeiten«, sagte er. »Seid ihr noch nie abends zu Bett gegangen und habt euch gedacht, wie schön es doch wäre, am nächsten Morgen einfach nicht mehr aufzuwachen?« Alle rutschten unruhig hin und her. »Nun, manchmal beschließt man, es nicht dem Zufall zu überlassen, sondern sicherzustellen, daß man tatsächlich nicht mehr aufwacht. Aber, was viel häufiger ist, diese Menschen rufen eigentlich dringend nach Hilfe. Sie wollen nicht sterben. Sie wollen nur, daß jemand ihnen beisteht. Und so tun sie alles, um die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken.

»Aber es ist eine Sünde«, kam leise die Stimme von Marilyn Crane vom hinteren Ende des Zimmers. Alle drehten sich um und starrten Marilyn an. Sie bemerkte von alledem nichts. Sie war ganz auf Balsam konzentriert.

Da kam es also: ES IST EINE SÜNDE. Was sollte er darauf antworten? Dann glaubte er, eine Antwort gefunden zu haben. »Da bin ich mir nicht so sicher«, sagte er vorsichtig. »Was ich sagen will«, er durchbrach das Schweigen des Schocks, »was ich sagen will ist, daß ich nicht unbedingt überzeugt bin, daß ein *Selbstmordversuch* als Sünde angesehen werden sollte. Ich meine, wenn die Tat nicht ausgeführt wird, wo ist da die Sünde?«

»Es gibt keinen Unterschied zwischen Sünden, die man sich ausdenkt und plant, und Sünden, die man auch wirklich begeht



- oder doch?« meldete sich Marilyn Crane noch einmal.

Es dauerte einen Moment, bevor die Klasse sah, was geschehen war. Langsam ging Monsignore Vernon auf Mr. Balsam zu, sein finsternes Gesicht legte seine Stirn in Falten, seine schwarzen Augen funkelten nur so. Tiefes Schweigen lag über der Klasse. Es bahnte sich etwas an.

Der Priester war an der Stirnseite des Raumes angekommen, drehte sich um und sah die Klasse an. Er machte das Kreuzzeichen und segnete sie. Dann schickte er sie weg. Monsignore Vernon wartete in aller Ruhe ab, bis das Klassenzimmer langsam leer wurde. Dann wandte er sich Balsam zu.

»Wir gehen ins Pfarrhaus«, sagte er.

Inez Nelson lief den Haupteingang zum Krankenhaus von Neilsville hinauf und sah schnell zur Uhr. Sie war pünktlich, genau zwölf Uhr.

Inez folgte den grünen Pfeilen in die psychiatrische Station. Nur drei Räume standen zur Behandlung von Geisteskrankheiten in Neilsville zur Verfügung. Sie sah sich nervös um, in der Hoffnung, nicht auf bekannte Gesichter zu stoßen. Es gab ohnehin schon genug Geschwätz, ohne daß man sie in diese Abteilung der Klinik gehen sah.

Es schien niemand dazusein, also nahm Inez in dem kleinen Wartezimmer Platz. Eine Minute später hörte sie, wie eine Tür geöffnet wurde, und sie sah auf. Margo Henderson stand in der Tür und lächelte sie an.

»Inez«, sagte Margo voll Heiterkeit »Ich freue mich sehr, dich zu sehen.« Als sie den erstaunten Ausdruck im Gesicht von Inez sah, beeilte sie sich fortzufahren. »Natürlich hätte ich mir das unter glücklicheren Umständen gewünscht, aber Dr. Shields sagte mir, daß Judy schon auf dem Weg der Besserung ist.« Sie hielt einen Moment inne und hoffte auf irgendeine Antwort. »Dr. Shields wird jeden Augenblick hiersein. Aber nimm doch bitte Platz«, Margo deutete auf den Stuhl, von dem

Inez gerade aufgestanden war, und nahm selbst hinter ihrem Schreibtisch Platz. Nun, Inez wollte nicht mit ihr reden. Margo versuchte, sich nicht darüber zu ärgern. Natürlich stand Inez ziemlich unter Spannung, aber trotzdem... Und dann fiel Margo ein, daß Inez Nelson die beste Freundin von Leona Andersen war. Und Leona war auch die treibende Kraft gewesen, als es um den Ausschluß von Margo Henderson aus der Gemeinde von St. Francis Xavier ging. Leona, zusammen mit Monsignore Vernon. Ach, zum Teufel mit beiden, sagte Margo zu sich selbst. Sie nahm einen Füller zur Hand und schob einige Papiere auf ihrem Schreibtisch herum. Sie fühlte Inez' Augen auf sich ruhen.

»Es war ein Unfall«, sagte Inez plötzlich mitten in die Stille hinein. »Ich will, daß du weißt, daß es ein Unfall war.« Margo sah flüchtig zu Inez auf und bemerkte die Verzweiflung in den Augen der anderen Frau. Wen wollte Inez damit überzeugen? Margo oder sich selbst? »Selbstverständlich«, sagte sie knapp und machte sich wieder an ihre Arbeit. Kurz darauf ertönte der Summer auf ihrem Tisch.

»Dr. Shields erwartet dich jetzt«, sie sagte das in einem gleichmäßigen, geschäftsmäßigen Tonfall. »Hier geradeaus.« Sie zeigte auf die Tür, aus der sie zuvor gekommen war, und sah zu, wie Inez, ihre frühere Freundin, ihrem Blick entschwand. Dann schüttelte Margo traurig den Kopf und widmete sich wieder ihrer Arbeit.

Inez Nelson fühlte sich beim Verlassen von Dr. Shields Büro keinen Deut besser als beim Betreten. Sie wollte immer noch ihre Tochter sehen. Noch immer wurde ihr das nicht erlaubt. Statt dessen wurde sie gezwungen, sich allerlei psychologische Doppelzüngigkeiten anzuhören. Sie war doch Judys Mutter und wußte besser als jeder andere, was Judy brauchte. Aber dennoch fürchtete sie sich und war sich ihrer gar nicht so sicher. Vielleicht hatte der Arzt recht. Als sie eilig die Klinik verließ, klangen noch die Worte von Dr. Shields in ihrem Ohr.

Judy ist leicht zu beeinflussen, hatte er gesagt. Und er hatte recht. Aber Inez wußte, daß noch mehr war als das. Dr. Shields selbst mußte wohl so gedacht haben. Warum hätte er wohl sonst abschließend gesagt:

*»Man muß immer nach einem Grund suchen! Irgendwo gibt es einen. Er wird nicht besonders schlüssig sein, aber es gibt einen.«*

Wovon sprach er? Was hatte das zu bedeuten? Inez fühlte sich ratloser und ängstlicher als je zuvor.

## 9

Mürrisch saß Peter Balsam im Arbeitszimmer des Pfarrhauses und sehnte sich danach, daß Monsignore Vernon das Fenster aufmachte. Er sah sich um und fand, daß das Arbeitszimmer, welches ihm noch vor kurzem - es war erst zwei Tage her - so gemütlich erschienen war, jetzt geradezu erdrückend und überladen wirkte. Er sah zur Uhr und fragte sich, wie lange ihre Begegnung noch dauern sollte. Er war nun fast eine ganze Stunde hier, und noch hatte der Priester nicht mit ihm gesprochen. Statt dessen hatte der Monsignore abwechselnd gebetet und dann wieder drohend zu Balsam herübergesehen. Einmal war Balsam schon aufgestanden, in der Absicht zu gehen, aber Monsignore Vernon hatte ihm nur barsch bedeutet, sich wieder zu setzen. Balsam hatte sich wieder hingesetzt, erst nur zögernd, dann wütend, und schließlich überwog seine Neugierde.

Dann fing der Priester so unvermittelt an zu sprechen, daß er erschrak.

»Du bist ein eigensinniger Mensch, Peter«, sagte er, »aber, das bin ich auch. Nur halte ich mich gern für beharrlich. Beharrlich, was meine Grundsätze betrifft, beharrlich, in meiner Absicht, das zu tun, was ich für richtig halte, und

beharrlich in meiner Absicht, mich darum zu kümmern, daß auch die Menschen in meiner Umgebung tun, was recht ist.«

»Ich habe getan, was ich für richtig hielt«, sagte Balsam leise.

»Richtig?« Der Priester schrie beinahe. »*Richtig?* Leugne nicht, was du deinen Schülern gesagt hast; ich habe es gehört. Jedes einzelne Wort der Blasphemie!«

»Mach dich doch nicht lächerlich«, empörte sich Balsam. Gleich darauf bereute er seine Wortwahl. Der Priester lief rot an. »Es tut mir leid«, fuhr er fort, verzweifelt darum bemüht, sich seine Wut nicht an der Stimme anmerken zu lassen, »ich habe das nicht ganz so gemeint, wie es herauskam.«

»Aber du hast es gemeint, oder?« sagte Monsignore Vernon eisig.

»Ich weiß es nicht.« Balsam fühlte sich erschöpft. »Laß es mich mal so sagen: Ich wurde hierher geholt, um Psychologie zu unterrichten und nicht den Katechismus. Und heute war es für meine Schüler wichtig, zu verstehen, was mit Judy passiert ist und warum es geschah. Jemand mußte sie beruhigen. Und was sie nicht brauchten, war eine Belehrung darüber, daß Judys Tat eine Todsünde und ihre Seele verloren sei oder sonst irgendwelchen mittelalterlichen Unsinn!«

Mit einem Mal war der Priester auf den Beinen und baute sich vor Balsam auf. »Laß es uns mal so sagen«, er rang nach Luft, »*du* glaubtest, daß es das war, was sie brauchten. *Ich* behaupte, daß sie etwas ganz anderes brauchten, und aus meiner Position heraus kann ich die Bedürfnisse der Schüler an dieser Schule wesentlich besser als du beurteilen.« Der Wutanfall des Priesters war noch nicht zu Ende, und Peter fühlte sich tiefer und tiefer in seinem Sessel versinken. »Das letzte, was meine Schüler brauchen, ist ein Haufen verwirrendes, widersprüchliches und pseudowissenschaftliches Geschwätz. Mag ja sein, daß diese Schüler eine kleine Dosis von dem, was du Psychologie nennst, gebrauchen

könnten, falls sie zur Universität gehen. Aber die meisten von ihnen gehen nirgendwo hin. Sie brauchen das Rüstzeug, um ihr Leben hier, in Neilsville, zu meistern. Und dafür ist die Kirche da. Sie gibt den Leuten Glauben und mit dem Glauben die Erlösung.« Er unterbrach sich, und Peter konnte die Anstrengung des Priesters beobachten, sich zu beruhigen. »Die Welt ist schon komplex genug, auch ohne daß wir unsere Kinder in Verwirrung stürzen und ihren Glauben unterwandern. Genau solche Redensarten wie ich sie von dir vernehmen mußte, sind nämlich schuld am Untergang unserer Gesellschaft. Du nimmst den Menschen ihren Halt und ihren Trost. Ich werde das nicht dulden. Verstehst du mich?«

»Ich glaube, ich verstehe dich sehr gut«, antwortete Peter unterkühlt, »und ich denke, es ist das beste für uns beide, wenn ich meine Stellung hier sofort kündige. So wie es aussieht, gibt es keine Möglichkeit, meine Klasse erfolgreich zu unterrichten.«

Ein Hauch von Furcht huschte über Monsignore Vernons Gesicht, verschwand aber sofort wieder.

»Das ist doch ein törichter Standpunkt«, antwortete der Priester, »und ich glaube, du weißt das auch.« Der Zorn, den er eben noch hatte, war verraucht, und die Freundlichkeit, die er nun zeigte, schien fast genial. Er nahm wieder in dem Sessel gegenüber Peter Platz und lehnte sich nach vorn, die Ellbogen auf die Knie gestützt, sein Kopf ruhte auf den Innenflächen der Hände. »Peter, warum willst du nicht verstehen, daß du es hier nicht mit einer großen Hochschule in einer städtischen Umgebung zu tun hast? Warum willst du nicht verstehen, daß die Bedürfnisse unserer Schüler nicht die gleichen sind, wie die der Schüler in, sagen wir, Philadelphia? Wir haben es hier nicht mit Intellektuellen zu tun. Es ist nicht so sehr meinetwegen und, wie du ja sicher denkst, meiner engstirnigen Weltanschauung wegen. Nein, es geht weit darüber hinaus. Es hat viel mehr mit den Menschen, die hier leben, zu tun, als mit

mir.« Er nahm ein verschwörerisches Lächeln an und sprach weiter: »Ich weiß ja nicht, inwieweit dir bekannt ist, daß man großen Druck auf den Bischof ausgeübt hat, mit der Forderung, deinen Kurs gar nicht in den Lehrplan aufzunehmen. Alles, worum ich dich bitte, ist, ein gewisses Maß an Vorsicht walten zu lassen. Es gibt doch sicher genügend Stoff, aus dem du mit etwas Klugheit einiges herauspicken und eine Vorauswahl treffen kannst, oder?«

»Du meinst, ich soll mein Material zensieren?« fragte Balsam vorsichtig. Er spürte, wie seine Entschlossenheit nachließ und ärgerte sich darüber.

Monsignore Vernon seufzte: »Ja, so kannst du es auch ausdrücken.«

»Soviel also zum Thema Gedankenfreiheit«, sagte Balsam.

»Ich habe ja nicht gesagt, daß du zu denken aufhören sollst«, sagte der Monsignore. »Ich habe dir lediglich vorgeschlagen, daß du dir ein paar Einschränkungen dahingehend auferlegst, was du deinen Schülern erzählst.«

»Ist das denn nicht dasselbe? Wie sollen meine Schüler denken lernen, wenn man ihnen nichts zum Nachdenken anbietet?«

»Ist das wirklich so wichtig? Offen gesagt, unsere Schüler brauchen eher etwas mehr Glauben als Stoff zum Nachdenken.«

»Unwissenheit bedeutet Seligkeit«, bemerkte Balsam.

»In manchen Fällen schon«, antwortete der Priester, seine Stimme wurde dabei so sanft, wie Balsam sie noch nicht gehört hatte. »Ich weiß, daß das für dich befremdend klingt, aber es ist schon wahr. Mein Leben hier, in den vergangenen zwölf Jahren, hat mir die Augen ganz schön geöffnet. Es gab Zeiten, da hätte ich dir recht gegeben - da wollte ich über alles die Wahrheit wissen. Aber im Alter habe ich entdeckt, daß die Wahrheit, oder das, was wir uns als die Wahrheit einzureden versuchen, etwas ist, mit dem sich schwer leben läßt. Und ich

habe erkannt, daß die *Wahrheit, Gottes Wahrheit*, so wie sie von der Kirche gelehrt wird, viel besser ist. Sie gibt mir Frieden, und sie gibt meiner Herde Frieden. Falls dir das wie eine Einschränkung deiner Freiheit vorkommt, so möchte ich dich daran erinnern, daß Gott all unseren Freiheiten Einschränkungen auferlegt.«

Wie er ihm so zuhörte, hatte Balsam den Eindruck, daß so gesehen alles recht vernünftig klang. Aber der Grundtenor hieß immer noch ›Unterdrückung‹. Unterdrückung von Gedanken, von Ideen.

»Trotzdem«, sagte er und stand dabei wieder auf, »ich glaube dennoch, daß ich für diese Aufgabe nicht der richtige Mann bin. Es tut mir leid, aber am besten siehst du dich schon mal nach Ersatz für mich um. Wenn mir eines immer etwas bedeutet hat, dann Freiheit. Nicht nur meine eigene Freiheit, sondern auch die Freiheit derer, die in meiner Nähe sind. Jeder sollte allen möglichen Vorstellungen ausgesetzt sein und die Freiheit besitzen, daraus zu wählen.«

»Das ist doch Unsinn«, warf der Monsignore ein, »und, ehrlich gesagt, du überraschst mich. Man hat dich zu einem guten Katholiken erzogen, und ich hätte gedacht, daß dein Glaube stärker ist.« Seine Augen blitzten wieder auf, und einmal mehr hatte Peter das Verlangen, sich der Macht von des Priesters Glauben zu entziehen. Aber es gab keinen Ausweg. »Nur das Vertrauen und der Glaube an das Wort des Herrn bringen Seligkeit, und nicht eine selbstherrliche Wissenschaft, die nur dazu dient, Ausreden für die schlimmsten und unmoralischsten Verhaltensweisen zu liefern«, sagte Vernon jetzt, »und was die Kündigung deines Postens hier betrifft, an deiner Stelle würde ich einmal darüber nachdenken und dann noch zweimal.« Er hielt kurz inne, und seiner Stimme war nun der Überdruß anzumerken. »Es war nicht leicht für mich, Peter, dich hierher zu holen, und ein weiterer Fehltritt in deiner Beurteilung wird nicht hilfreich für dich sein. Dein Leben ist

eine Geschichte von unvollendeten Tatsachen, und allmählich beginne ich zu verstehen, warum. Du versteckst dich vor der Wirklichkeit. Du weigerst dich, die Dinge so zu sehen, wie sie nun mal sind, statt dessen drehst du sie dir lieber so hin, daß sie deine eigenen Schwächen überdecken. Ich an deiner Stelle würde erst einmal nachdenken und beten, bevor ich mich entschließen würde, Neilsville zu verlassen. Gott hatte eine bestimmte Absicht, als er dich hierher schickte. Du hast kein Recht dazu, dich dieser Absicht und dem Herrn zu widersetzen, bevor du nicht deine Aufgabe, was immer sie ist, zu deren Erledigung er dich hergeschickt hat, erfüllt hast.«

»Ach, der direkte Draht, ja?« sagte Peter, aber Vernon fuhr fort, indem er seinen Sarkasmus gar nicht beachtete. Seine Stimme wurde beim Sprechen langsam lauter.

»Ich glaube, er hat dich geschickt, damit du mir hilfst. Wir leben in einer schweren Zeit, und der Glaube an die Kirche wird aus allen Richtungen erschüttert. Ich glaube, er hat dich nicht zu mir geschickt, damit du auf der Stelle wieder wegrennst, sondern um dir die Macht des Glaubens zu zeigen und dir den Glauben an die Kirche wiederzugeben.« Balsam starrte den Priester an. »Ja, so ist das«, sagte der Monsignore in einem Ton, als ob er der Gegenwart des anderen Mannes nicht mehr gewahr wäre. »Er hat dich zu mir geschickt, damit du mir hilfst, die Arbeit von St. Peter Martyr fortzuführen. Damit du mir hilfst, die Ketzer wieder zur Herde zurückzubringen. Die Sünder zu bestrafen.« Und plötzlich sah er direkt zu Peter Balsam, seine Augen funkelten. »Bete, Peter!« sagte er eindringlich, »Bitte um Führung und bleibe hier bei mir. Laß uns gemeinsam zu Ende bringen, was vor so langer Zeit begonnen wurde!«

Monsignore Vernon fiel auf die Knie nieder und begann zu beten. Einen Augenblick lang fragte sich Peter Balsam, ob er von ihm erwartete, daß er an den Gebeten teilnahm. Aber es schien, als wäre der Priester in tiefer Trance versunken, und



Balsam vermutete, daß er seine Umgebung gar nicht mehr wahrnahm. Er sah Vernon besorgt an und bekam Mitleid mit ihm. Er wollte beten und versuchen, innere Führung zu finden. Und er wollte nachdenken.

Peter Balsam ging langsam auf den Flur hinaus und verließ das Pfarrhaus. Eine Minute später trat er in die erfrischende Kühle der Kirche ein.

Er saß eine Weile still in der Dämmerung, versuchte seine Gedanken zu sammeln und etwas Sinn in das Durcheinander zu bringen. Wovon hätte der Monsignore geredet, als er ihn bat, zu bleiben und ihm dabei zu helfen, das zu Ende zu bringen, was ›vor so langer Zeit‹ begonnen wurde. Und dann das Gerede von wegen ›die Ketzer zur Herde zurückbringen‹ oder ›die Sünder bestrafen‹. Das roch förmlich nach Inquisition. War aus Pete Vernon irgendwo auf seinem Weg zum Monsignore ein Fanatiker geworden? Es hatte ganz den Anschein. Dennoch, manches von dem, was der Priester gesagt hatte, hatte seine Berechtigung. Peter war vor manchen Dingen davongelaufen und suchte gerne ›Ausflüchte‹ - wie der Priester es genannt hatte - für seine Fehler. Nur daß er sie lieber Vereinfachungen nannte, sagte sich Balsam mit gekünstelter Heiterkeit.

Jemand war an Balsam vorbeigegangen. Marilyn Crane. Er sah geschwind in die Richtung, aus der sie gekommen war. Ja, sie hatte zur Heiligen Jungfrau gebetet. Balsam hoffte für das Mädchen, daß ihr die Heilige mehr Trost geben konnte, als er dazu während des Unterrichts imstande gewesen war. Er schaute sich in der Kirche um, ob noch andere die heilige Stätte aufgesucht hatten, um der Sonne und ihren Problemen zu entkommen. Aber die Kirche war jetzt ganz leer. So wandelte Peter Balsam durch die Säulengänge und sah sich die Statuen der verschiedenen Heiligen an.

Er war schon fast bis zum Altar gegangen, da fiel ihm etwas auf. Dann durchschritt er schnell das Kirchenschiff und

untersuchte die Heiligen in den gegenüberliegenden Alkoven. Es war genau das gleiche. Mit Ausnahme der obligatorischen Statuen von der Heiligen Jungfrau und St. Francis Xavier, nach denen die Kirche benannt war, waren alle Heiligen, wenigstens die, die ihm bekannt waren, Dominikaner des dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderts. Da war zum einen der heilige Dominicus selbst, St. Peter Martyr, und eine Statue des heiligen Franz von Venedig. Dann der Portugiese St. Sanchia, der damals die Dominikaner nach Portugal gebeten hatte. Es gab noch andere, an einige hatte Peter Balsam noch eine schwache Erinnerung. Aber einen gab es, der ihm gänzlich unbekannt war, Sankt Acerinus. Balsam dachte angestrengt nach, aber er konnte sich absolut nicht an diesen Heiligen erinnern. Das war nicht weiter überraschend: Es gab so viele Heilige, und er hatte nie ein besonderes Interesse an ihnen gehabt. Im Gegenteil, er war sehr zufrieden mit sich, daß er überhaupt so viele von ihnen erkannt hatte. Ihn beunruhigte, daß sie alle Dominikaner waren, alle aus der Zeit der Inquisition. Und es waren vor allem die Dominikaner gewesen, die sich mit der Durchsetzung der Inquisition hervortaten. War ihm denn nicht vorhin der Gedankenblitz gekommen, daß die Ausschweifungen des Monsignore ›förmlich nach Inquisition rochen‹? Balsam sah sich noch einmal die Heiligenstatuen an. Plötzlich hatte er den Drang, die Kirche zu verlassen, den geheiligten Visagen zu entkommen, die ihn so bedrohlich, anklagend anzustarren schienen.

Er rannte aus der Kirche, zurück in sein Klassenzimmer. Kurz darauf, genau um ein Uhr, ertönte die Glocke. Der Nachmittag begann. Peter Balsam war überzeugt, daß es ein langer Nachmittag werden würde.

Als es an der Tür klingelte, sah Balsam von dem Buch auf, in dem er gerade las, aber er verließ seinen Sessel nicht. Er schaute auf die Uhr: Margo konnte das doch nicht sein, sie war gerade erst mit der Arbeit fertig. Wieder klingelte es.

»Peter?« Margos Stimme drang durch die Tür, etwas gedämpft zwar, aber eindeutig Margos Stimme. »Bist du da drin?«

Jetzt sprang er aus seinem Sessel auf und öffnete schwungvoll die Tür. »Du kommst früh«, sagte er. Dann faßte er nach der randvollen Tüte, die sie in den Armen hielt, um sie ihr abzunehmen. »Laß mich das mal nehmen.«

Er schielte in die Tüte. »Großer Gott, sollen wir das etwa alles austrinken?«

»Das kommt darauf an«, grinste Margo, »es kommt darauf an, wie ernst dein Problem ist, und wie lange es dauert, es zu lösen. Und wenn dann noch was übrig ist, werde ich an einem anderen Abend eins von meinen Problemen runterspülen.« Sie zwinkerte ihm zu, gab ihrem Zwinkern eine verführerische Note. »Außerdem könnte es ja auch eine lange Nacht werden.«

Sie hatte die Tür zugemacht und zog ihre Jacke aus. Peter sah ihr zu, er beobachtete die Sinnlichkeit an ihren Bewegungen und genoß ihre Art sexy zu wirken, ohne dabei unzüchtig zu sein. Er merkte, wie die Sehnsucht in ihm wuchs. Während Margo ihre Jacke im Schrank aufhängte, ließ er seinen Blick nicht ab von ihr.

»Ich habe ein bißchen früher aufgehört«, hörte er sie sagen. »Was immer es ist, was dich belastet, du hast so ernst geklungen, als du anriefst, daß ich beschloß, Dr. Shields' Berichte warten zu lassen.« Sie blickte umher, als ob sie erwarte, das Problem in irgendeiner Ecke versteckt liegen zu sehen. Dann betrachtete sie Peter sorgsam.

»Nun, das Apartment ist noch ganz, du auch, es kann also nicht ganz so schlimm sein, wie du es am Telefon dargestellt hast. Vielleicht sollte ich schleunigst die Flaschen zurückbringen.«

Auf einmal, seit sie mit ihm in diesem Zimmer war, schien das Problem nicht mehr annähernd so schwer... Tatsächlich, der ganze Nachmittag löste sich in Dunst auf, wie ein

halbvergessener Alptraum. Aber es war kein Alptraum, es war alles ganz wirklich. Er mußte eine Entscheidung fällen, und er wollte vorher Margos Stellungnahme hören.

»Ich trage mich mit dem Gedanken, zu kündigen«, bemerkte er. Er ging in die Küche und machte den Wein auf, den sie mitgebracht hatte, während Margo an seiner Ankündigung herumkaute. Als er ins Wohnzimmer zurückkam und ihr ein Glas reichte, sah sie ihn fragend an.

»Na, das macht ja nichts«, sagte sie herzlich, »du bist ja auch gerade erst hier angekommen.« Dann wurde sie ernst. »Ich verstehe nicht, Peter. Was ist heute passiert?«

Er erzählte ihr von seinem Gespräch mit dem Monsignore und über die Unterrichtsstunde, die vorausgegangen war, und als er fertig war, sah sie ihn erstaunt an.

»Ich kann nicht sehen, wo das Problem liegt«, sagte sie.

»Ach, komm, Margo. Du machst mir Spaß. Kannst du das nicht verstehen? Der Mann ist verrückt. Er ist ein Fanatiker.«

Margo dachte über seine Behauptung nach. Und dann schien sie ihre Worte sehr bewußt zu wählen.

»Peter«, eröffnete sie, »ich weiß nicht, ob Monsignore Vernon verrückt ist, oder ein Fanatiker oder was sonst. Aber eins weiß ich, das, was er dir heute nachmittag gesagt hat, mag fanatisch, verrückt oder sonstwie geklungen haben, ist es aber nicht. Nicht hier. Nun, ich kann nicht sagen, ob die Stadt ihre Einfälle von Monsignore Vernon bekommt, oder er seine Einfälle von der Stadt. Die Denkart, die hier umgeht, ist wirklich manchmal schaurig. Weißt du, daß es etliche Situationen nach meiner Scheidung gab, wo ich daran dachte, die Stadt zu verlassen? Wirklich, das stimmt. All die Leute, die ich für meine Freunde gehalten habe - Inez Nelson zum Beispiel. Ich sah sie heute, im Krankenhaus. Sie sprach kaum mit mir, auch wenn ich arbeitete. Sie glaubt, ich bin eine Sünderin. Kannst du dir das vorstellen? Heutzutage, in unserem Jahrhundert? Eine Sünderin. Aber so sind die Dinge hier nun

einmal.« Dann strahlte sie ihn mit einem Lächeln an.  
»Vielleicht kannst du mithelfen, das zu verändern.«

Traurig schüttelte Peter den Kopf. »Ich nicht. Entweder passe ich hierher oder ich gehe weg. So ist meine Persönlichkeit eben.«

»Du kannst dich doch ändern.« Margo zuckte die Achseln.  
»Wenn ich mich ändern kann, kannst du es auch. Und, das laß dir gesagt sein, ich mußte mich sehr ändern, um während der letzten paar Jahre überleben zu können. Jedesmal wenn ich höre, daß Leona Anderson eine dumme Bemerkung macht, gerade so laut, daß ich es noch verstehen kann, drehe ich mich um und zwinkere ihr zu. Aber früher habe ich geheult.« Sie starrte in ihr Glas und ließ die Flüssigkeit darin kreisen. Dann schaute sie zu Peter auf. »Zwinkern ist besser«, sagte sie leise, »es ist nicht so verletzend, wenn man zwinkert. Für mich gab es nur die Alternativen: zwinkern oder wegrennen. Lerne zu zwinkern, Peter.«

»Ich weiß nicht«, sagte Peter, »ich bin nicht sicher, was ich machen soll. Mir gefällt die Handlungsweise des Monsignore nicht, und mir gefällt es nicht, wie sich seine Religionsauffassung auf die Kinder auswirkt. Nur, was kann ich tun? Weißt du, das ist letztlich eine Frage des Gehorsams. Ich habe eben keine Gewerkschaft, bei der ich mich beschweren kann. Alles, was ich habe, ist die Kirche, und ich bin überzeugt, auch du weißt, daß sie es nicht besonders gut meint mit Untergeordneten, die über ihre Vorgesetzten meckern.«

»Aber wenn du recht hast?« fragte Margo. »Was, wenn Monsignore tatsächlich verrückt ist, oder ein Fanatiker? Sollte man da nicht etwas unternehmen?«

»Natürlich, aber wie willst du beweisen, daß jemand, der in totalem Glauben an die Kirche lebt, zuviel Glauben hat? Das widerspricht sich doch selbst.«

Margo dachte darüber nach, war sich aber nicht ganz sicher,

ob sie ihn ganz verstanden hatte. So änderte sie das Thema. Sie redeten Smalltalk, in der Art, wie sich Menschen unterhalten, die um jeden Preis etwas vermeiden wollen. Und sie aßen zu Abend. Erst als sie schon abgespült und die zweite Flasche Wein geöffnet hatten, kam das Thema Kirche wieder zur Sprache.

»Hast du dir schon einmal alle Heiligen in der Kirche angesehen?« sagte er plötzlich. Fragend sah Margo zu ihm und zuckte dann die Schultern.

»Ich könnte einen nicht vom anderen unterscheiden«, sagte sie. »Warum? Stimmt mit ihnen auch etwas nicht?«

Peter übergang diese Anspielung einfach und versuchte, seine düsteren Ahnungen zu erklären.

»Sie stammen alle aus dem dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert«, sagte er. »Dominikaner. Was ja wohl nicht stimmen kann, wenn man bedenkt, daß die Kirche nach St. Francis Xavier benannt ist, der zufälligerweise einer der ersten Jesuiten war.«

Margo runzelte die Stirn, als ob sie sich angestrengt an etwas zu erinnern versuchte. »Weißt du«, sagte sie schließlich, »mir scheint, daß ich mich noch an eine Zeit erinnere, vielleicht vor fünf Jahren etwa, als mir auffiel, daß wir andere Heilige in der Kirche haben. Als ob die, die ich gewohnt war, plötzlich durch andere ersetzt worden wären. Aber ich habe dem keine große Aufmerksamkeit gewidmet. Damals redete ich mir ein, daß ich sie mir vorher gar nicht so genau angesehen hatte. Aber vielleicht hat er sie ausgetauscht.«

»Sie ausgetauscht? Wer?«

»Monsignore Vernon. Vor fünf Jahren, als er Monsignore wurde. Vielleicht hat er sie ausgetauscht. Hast du mir nicht erzählt, daß er sich gut auskennt mit Dominikanern? Wer sind sie? Die, die jetzt dastehen?«

»Die meisten sind Italiener«, sagte Balsam, »der heilige Dominikus, und der große Favorit von Monsignore, St. Peter

Martyr, der auch mein Klassenzimmer schmückt, und noch ein paar andere. Dann noch St. Sanchia, der nicht aus Italien stammte, aber den Dominikanern dabei half, sich in Portugal niederzulassen. Und dann noch einer, von dem ich noch nie gehört habe, St. Acerinus. Ich habe keine Ahnung, wer er war, aber wahrscheinlich paßte er ganz gut zu allen anderen.«

»Das klingt nicht gerade so, als ob du sie besonders achtest«, grinste Margo. »Sagt man den Heiligen nicht nach, daß sie so wundervolle, liebenswerte Menschen waren?«

Balsam kicherte. »Das ist unterschiedlich. Nimm zum Beispiel St. Peter Martyr. Wenn du in *Das Leben der Heiligen* nachliest, scheint er ein ganz toller Kerl gewesen zu sein. Lehrer, Priester; er hat viel Zeit damit verbracht, Ketzer davon zu überzeugen, daß sie wieder zur Herde zurückkehren sollten. Stunden und Stunden hat er damit zugebracht, mit ihnen zu diskutieren und ihnen ihre Irrwege aufzuzeigen.«

»Was ist daran schlecht?« fragte Margo.

»Nichts, außer daß sich herausstellte, daß die Vorstellung von Peter Martyr, mit jemandem zu diskutieren, oft auch Folter, Einkerkierung oder die Verbrennung auf dem Scheiterhaufen beinhaltete.«

»Um Himmels willen!« Margo atmete tief durch. »Das ist ja furchtbar.«

Balsam nickte. »So waren sie alle. Die meisten Heiligen in St. Francis Xavier hatten ihren Anteil an der Inquisition. Ich habe noch nicht viel darüber gelesen, aber es reicht, daß es mir eiskalt den Rücken herunterläuft.«

»Die Inquisition«, sagte Margo mit einem Schaudern, »und ›Ketzer‹, was für ein Wort, es klingt so archaisch.«

»Nicht so, als Monsignore Vernon es heute aussprach«, sagte Peter. »Weißt du«, fuhr er fort, »ich bekomme ein sehr eigenartiges Gefühl, wenn ich mich mit dem Monsignore unterhalte. Ihn scheint die Inquisition nicht im geringsten zu beunruhigen. Im Gegenteil, ich habe den Eindruck, er wünscht,

daß diese Zeit niemals zu Ende gegangen wäre.«

»Vielleicht ist sie für ihn noch nicht zu Ende«, sinnierte Margo. Dann wurde sie heiterer. »Der eine Heilige, von dem du noch nie gehört hast. Kannst du nicht mal nachsehen?«

»Das habe ich bereits versucht«, sagte Balsam lächelnd, »aber offensichtlich bin ich nicht der einzige, der noch nie von ihm gehört hat.«

»Wie meinst du das?«

»Siehst du die Bücher dort?« Er zeigte auf vier dicke Bände auf seinem Schreibtisch. Margo sah sie an und nickte. »Das sind die Ausgaben von *Das Leben der Heiligen*. Die Nonnen haben sie uns gewöhnlich an Weihnachten geschenkt. Und soweit ich weiß, haben auch sie niemals von einem St. Acerinus gesprochen.«

»Du scherzt«, sagte Margo.

»Sieh selbst nach. Der Gesamtindex ist im vierten Band.«

Margo nahm das Buch zur Hand und blätterte die Seiten durch. Nachdem sie den Heiligen, den sie suchte, nicht finden konnte und sich überzeugt hatte, daß St. Acerinus auch im Index nicht aufgeführt war, ließ sie ihren Blick einige Spalten auf und ab wandern. Erschrocken hielt sie inne. »Hey!« rief sie aus.

»O Gott«, stöhnte Peter, »du hast ihn gefunden.«

»Du bist ein Heiliger!« rief Margo. »Hier, genau da steht dein Name. Sankt Peter Balsam. Was steht da über dich?«

»Ach der«, sagte Peter, »er ist ein sehr früher Heiliger. Drittes Jahrhundert.« Aber sie hörte ihn nicht mehr. Hektisch nahm sie einen anderen Band und suchte nach dem Eintrag mit der Überschrift »Peter Balsam«. Er fiel in Schweigen und sah ihr zu, wie sie die Seite las, die dem Heiligen gewidmet war, dessen Namensvetter er war. Als sie fertig war, klappte sie das Buch zu und grinste ihn an.

»Nun«, sagte sie schadenfroh, »das löst es.«

»Löst was?«



»Dein Problem. Du wirst nirgends hingehen, Peter Balsam. Du wirst schön hier in Neilsville bleiben.« Plötzlich wurde ihre Stimme ernst. »Sankt Peter Balsam hat sich nicht unterkriegen lassen und ist auch nicht davongelaufen. Er ließ sich nicht von seiner Überzeugung abbringen und stand auf, wenn es um das Recht ging.«

Balsam lächelte gequält. »Und schau mal, was mit ihm passiert ist.«

»Natürlich ist er gestorben, aber das ist lange her.«

»So?« sagte Peter. »Wenn ich mich mit Monsignore unterhalte, scheint nichts lange her zu sein.«

Aber er wußte, daß sie recht hatte. Er wollte in Neilsville bleiben, so lange er konnte. Er hatte das Gefühl, daß seine Schüler ihn brauchten. Und dann war da auch noch Margo. Auch sie brauchte ihn. Oder brauchte er sie? Darüber wollte er sich nicht den Kopf zerbrechen. Statt dessen machte er noch eine Flasche Wein auf.

»Auf Sankt Peter Balsam!« sagte er und hob sein Glas.

In dieser Nacht ging Margo nicht nach Hause.

## 10

Der Rest der Woche verging langsam. Es hatte fast den Anschein, als ob Neilsville auf ein Zeichen wartete, das das Ende der Krise ankündigte. Aber es gab kein Zeichen. Man beschäftigte sich sehr viel mit Judy Nelson.

Bis Samstag waren Judys engste Freundinnen, Penny Anderson, Karen Morton und Janet Conally, bei ihr zu Besuch gewesen, zuerst nur einzeln, dann alle zusammen. Sie hatten sich überzeugen können, daß sie nicht im Sterben lag; ganz im Gegenteil, sie schien prächtig in Form zu sein - so erkundigte sie sich bei ihnen nach dem Unterricht, wollte wissen, was sie an Arbeit versäumte, und ließ sich von ihnen das Versprechen

geben, sie über alle Vorgänge der für Samstag angesetzten Party zu informieren, an der sie nun nicht teilnehmen konnte.

Das eigentliche Thema, über das alle ihre Freundinnen mit ihr reden wollten, wurde sorgfältig vermieden. Niemand wollte die erste sein, die es zur Sprache brachte, und von sich aus erwähnte Judy es mit keiner Silbe. Aber die Bandagen an ihren Handgelenken spielten es für alle sichtbar in den Vordergrund.

Seit diesem ersten Tag hatte sich Balsam dazu entschlossen, keine weitere Bemerkung mehr über Judys Selbstmordversuch zu machen. Er sagte sich, daß es fürs erste besser wäre, das Thema ruhen zu lassen. Er war überzeugt, daß er seinen Standpunkt in den wenigen Minuten vor des Monsignore plötzlichem Erscheinen klar gemacht hatte. Balsam behielt die Klasse sorgfältig im Auge, besonders aber Judys Freundinnen. Seine Absicht war es, privat mit ihnen zu reden, falls eine von ihnen durch den Vorfall zu sehr beunruhigt war. Aber sie schienen alle wohlauf. Er sah Margo jetzt jeden Abend, und das half. Vernon hatte ihre stürmische Sitzung zu Wochenbeginn offensichtlich vergessen, denn er behandelte Balsam genau wie schon am Anfang, mit formeller Herzlichkeit, die einen gewissen Respekt schaffte, aber keine Wärme.

Harriet Morton, die Mutter von Karen, hatte überlegt, die Party ihrer Tochter zu streichen, aber nachdem sie sich mit Leona Anderson beraten hatte, beschloß sie, alles wie geplant stattfinden zu lassen. Schließlich kamen ja nur die Mädchen, und sie konnten ein wenig Zerstreuung ganz gut gebrauchen. Sie und Leona fanden, daß man mit einer Absage der Party nur noch mehr Aufmerksamkeit auf eine Angelegenheit lenken würde, die man ohnehin am besten vergaß. Jetzt sah sie ungeduldig zur Uhr.

»Karen?« rief sie nach oben. Sie langte in ihre Handtasche und angelte nach ihren Schlüsseln, dabei behielt sie die Treppe im Auge und wartete darauf, daß ihre Tochter kam. Sie hörte,

daß Karen oben herumging und rief noch einmal. »Karen! Ich muß jetzt gehen. Kommst du runter?«

»Ich bin schon unterwegs«, rief Karen und erschien gleich darauf an der Treppe.

»Ist denn schon alles für die Party vorbereitet?« fragte Harriet besorgt.

Karen zuckte die Schultern.

»Noch nicht. Penny kommt früher und will mir helfen. Darf ich das Punschgefäß benutzen?«

Harriet seufzte. »Aber du solltest es vorher noch einmal abspülen.«

Karen machte ein Gesicht, grad so, als ob sie die Vorstellung, das Glas abspülen zu müssen, davor abhielt, es zu verwenden. »Dann wasch es eben *nicht* ab«, sagte Harriet, »ihr werdet alle eine Staubvergiftung kriegen, falls es so etwas gibt.« Die beiden lachten, und Harriet merkte mit einem Male, wie sehr sie ihre Tochter liebte. Sie drückte Karen schnell, gab ihr einen Kuß und ging zur Tür hinaus. »Vergnügt euch schön«, rief sie über ihre Schulter zurück, »und ich sehe euch alle ja nachher.«

»Bis dahin ist alles schon vorbei«, sagte Karen und winkte. Hoffentlich, dachte sie mit einem Anflug von schlechtem Gewissen. Nicht auszudenken, was passierte, wenn ihre Mutter nach Hause käme und die Jungs hier sehen würde. Sie machte hinter ihrer Mutter die Tür zu und ging nach oben, um weiter an dem Kleid zu arbeiten, das eigentlich Judy an diesem Abend tragen wollte. Nur noch ein paar kleine Änderungen, und es würde Karen perfekt passen.

Eine Stunde später, sie hatte gerade das letzte Ende Faden abgebissen, hörte Karen die Glocke. »Es ist offen«, rief sie nach unten, und einen Augenblick danach hörte sie Pennys Stimme.

»Hallo! Bist du oben?«

»Ja, komm doch rauf! Ich bin gerade mit meinem Kleid für

heute abend fertig geworden, und du kannst mir gleich sagen, wie es mir steht.«

Eine Minute später erschien Penny in der Tür. Beim Anblick des schwarzen Kleides, das Karen ihr stolz entgegenhielt, blieb ihr fast die Luft weg.

»Wo hast du es her?« Penny rang nach Luft. »Es ist wunderschön. Aber es muß ein Vermögen gekostet haben.«

»Ehrlich gesagt, es gehört Judy«, erklärte Karen. »Eigentlich durfte sie es nicht kaufen, aber wir haben es hier gebunkert, damit ihre Mutter es nicht rauskriegt. Sie wollte es am Montag zurückbringen, und ich...« Sie zögerte, platzte dann aber mit der Wahrheit heraus. »Ich habe es an den Hüften ein bißchen enger gemacht, nach allem wird sie es ja nun gar nicht mehr tragen. Glaubst du, daß die in dem Geschäft das merken werden?« Sie hielt Penny das Kleid zu einer näheren Prüfung hin. Penny sah sich die Nähte kritisch an. »Wenn sie es nicht zu genau anschauen«, fand sie. »Die neuen Nähte sind perfekt. Natürlich läßt sich noch sehen, wo die alten waren. Aber weshalb sollten die überhaupt nachschauen? Zieh es an.«

Karen schlüpfte in das Kleid und führte es Penny vor.

»Großartig«, sagte Penny. »Wirklich sexy. Ich wünschte, ich hätte eine Figur wie du.«

»Sei froh, daß du sie nicht hast«, sagte Karen. »Nichts paßt mir wirklich, und ich sehe immer aus wie so ein ...« Sie würgte den Satz ab, weil sie das Wort ›Tramp‹ nicht aussprechen wollte.

»Aber doch nicht in diesem Kleid!« versicherte ihr Penny. »Und weißt du was? Ich wette, wenn du das Make-up wieder abschminkst und dein Haar offen trägst, wirst du ganz großartig aussehen.«

Zusammen fingen nun die beiden Mädchen an, mit Karens Gesicht und Haar zu experimentieren. Eine halbe Stunde später besahen sie sich das Ergebnis im Spiegel, und Penny kicherte los. »Weißt du was? Du siehst genau so aus, wie Judy schon

immer aussehen wollte. Wenn sie dich in dem Kleid sehen könnte, würde sie sterben.« Dann merkte sie, was sie da gesagt hatte, und die zwei Mädchen sahen einander an.

»Was glaubst du, warum sie es getan hat?« fragte Karen. »Hast du sie gefragt?«

Penny schüttelte den Kopf. »Ich glaube, ich will es gar nicht wissen. Wenn du mich fragst, es ist schaurig. Und es muß wie verrückt weh getan haben.«

»Ich weiß nicht«, grübelte Karen, »ich kann mir vorstellen, wenn es dir so schlecht geht, daß du am liebsten sterben möchtest, ist dir das egal.«

Penny schüttelte sich ein wenig. »Ich glaube nicht, daß ich es tun könnte. Ich würde die Schmerzen nicht aushaken.« Dann lächelte sie. »Aber die Behandlung, die Judy jetzt bekommt, könnte ich gut aushalen. Alles, was sie macht, ist im Bett zu liegen, dabei wird sie von vorn bis hinten bedient und sieht den ganzen Tag lang fern.«

»Ja«, sagte Karen leise, »aber stell dir vor, sie wäre gestorben. Was glaubst du, wie das wäre?«

»Denkst du niemals daran?« fragte Penny. »Ich denke immer daran. Manchmal macht es mir Spaß, mir meine eigene Beerdigung vorzustellen.«

Der Gedanke war Karen noch nie gekommen. Jetzt hatte sie ein Bild vor Augen. »Das könnte ganz nett sein«, sagte sie. »Ich denke, ich hätte gern eine kleine Beerdigung. Nur mit dir, Janet, Judy und meiner Mutter. Und mit Jim, natürlich. Es wäre zu schrecklich für ihn, und er würde sich wahrscheinlich auf meinen Sarg stürzen.« Die Vorstellung gefiel ihr - ein am Boden zerstörter Jim Mulvey, sein Leben für immer vertan, durch den viel zu frühen Tod des Mädchens, das er zu heiraten gehofft hatte, hingestreckt auf dem Sarg hemmungslos über seinen Verlust weinend.

»Meine Beerdigung wäre viel würdiger«, sagte Penny. »Selbstverständlich wären alle da, und es gäbe massenhaft

Blumen. Und meine Eltern wären in der ersten Reihe. Ich glaube nicht, daß sie weinen würden. Im Gegenteil, sie würden sich gegenseitig helfen, alles zu überstehen. Du kennst ja meine Mutter; sie würde versuchen, sich an die Devise zu halten, daß das Leben weitergeht, aber innerlich wäre sie natürlich ein Wrack. Und Daddy würde es umbringen, auch wenn er es sich nicht anmerken ließe. Wahrscheinlich wären auch sie innerhalb eines Jahres tot. Für was sollten sie nach alldem auch weiterleben?« Dann, als das Bild ihrer Eltern, die sich in unausgesprochenem Kummer aufzehrten, verschwand, gluckste Penny.

»Kannst du dir Marilyn Cranes Beerdigung vorstellen?« kicherte sie. »Drei welke Rosen, und alle wären da, um sicherzugehen, daß sie auch tot ist.«

»Wen würde das schon kümmern, wenn sie tot wäre?« sagte Karen schnippisch. Sie begann das schwarze Kleid auszuziehen. »Wir fangen besser an, sonst werden wir nie fertig, bis alle da sind.« Sorgfältig hängte sie das Kleid auf und zog ein Paar Jeans an. »Komm«, sagte sie, »du kannst mir beim Abspülen des Punschglases helfen.«

Anderthalb Stunden später war die Party voll im Gange, obwohl bis jetzt noch keiner der Jungen eingetroffen war. Und während Karen und Penny darüber witzelten, das Punschgefäß zerkratzt zu haben (hatten sie nicht), ging die Haustür auf, und Janet Conally kam herein. Zusammen mit Jeff Bremmer.

»Jeff hat mir heute nachmittag bei einer wissenschaftlichen Ausarbeitung geholfen, da habe ich ihn gleich eingeladen, mitzukommen«, erklärte Janet. Jeff sah sich im Raum um und stellte fest, daß er das einzige männliche Wesen war, soweit er das sehen konnte.

»Ich weiß nicht«, sagte er unsicher, »vielleicht hätte ich nicht kommen sollen.«

»Sei nicht kindisch«, sagte Penny, »alle anderen kommen auch. Einer mußte der erste sein. Du darfst aber niemandem

sagen, daß du hier warst. Karens Mutter glaubt nämlich, daß dies eine Kükenparty ist.«

Jetzt war Jeff wirklich entnervt. »Ich denke, ich gehe besser«, sagte er. Aber einen Augenblick später fuhr ein Auto vor dem Haus vor, und Jim Mulvey und Lyle Crandall erschienen an der Tür. Plötzlich gefiel Jeff die Party schon besser.

»Hey, hey«, sagte Jim Mulvey und pfiß Karen nach, »das nenn ich ein Kleid.«

»Gefällt es dir? Es ist das Kleid, das Judy heute abend tragen wollte.«

»Steht dir viel besser«, bestätigte Jim. Dann zwinkerte er ihr zu. »Ich habe hier ein paar Biere. Darf ich sie in den Kühlschrank stellen?« Als Karen unsicher dreinschaute, faßte er nach ihr und kniff sie in die Hüften.

»Komm schon«, sagte er, »es ist doch nur ein kleines Bier. Wir Jungs werden schnell durstig.« Er zog eine Dose ›Olympia‹ hervor und hielt sie in Lyle Crandalls Richtung. »Wie war's mit einem, Crandall?«

»Gut«, sagte Lyle, »und gib mir auch eins für Jeff. Jim Mulvey warf ihm noch eine Dose zu, und Lyle öffnete beide. »Probier mal diese Größe, Jeff«, sagte er und reichte ihm die Dose.

Jeff erwog die Möglichkeit, sie zurückzugeben. Dann überlegte er sich's anders. Er hielt die Dose an die Lippen, und die bittere Flüssigkeit schockte ihn. Als die beiden anderen Jungen über ihn lachten, lief er tiefrot an.

»Und was war bis jetzt los?« fragte Jim Mulvey in die Runde und zog dabei den Ringverschluß seiner Bierdose auf.

»Wir haben über Judy Nelson gesprochen«, sagte eine Stimme aus dem Hintergrund, »und über Selbstmord im allgemeinen.«

Eine Lachsalve ging durch den Raum. Judy Nelson war zum Gegenstand geschmackloser Witze geworden.

»Vor Jahren hat sich der Kerl von nebenan umgebracht«, warf Lyle Crandall ein.

»Du scherzt«, sagte Jim, »wer war das?«

»Ich weiß nicht mehr, wie sie hießen. Seine Frau ist gleich nachdem es passiert war weggezogen.«

»Wie hat er es gemacht?«

Lyle lachte und begann zu erzählen, aber Janet Conally schnitt ihm das Wort ab.

»Uaah«, sagte sie schauernd, »das ist ja furchtbar. Laßt uns von etwas anderem reden.«

»Ich finde das interessant«, grinste Jim Mulvey. »Wenn du dich umbringen wolltest, wie würdest du es machen?«

Plötzlich sprachen alle darüber, was die beste Methode sei, um Selbstmord zu begehen. Man beschloß, daß Tabletten am besten geeignet wären, dann folgte Selbstmord durch Gas. Die eher schmerzhaften Methoden wurden als entweder zu grausam oder zu schmutzig verworfen. Als sie das Thema erschöpfend besprochen hatten, wandten sie sich der Frage zu, wer in ihren Klassen zu den wahrscheinlichsten Kandidaten für einen Selbstmord zählte. Niemand erwähnte einen der Anwesenden. Wenn jemand eine derartige Bemerkung fallenließ, ging niemand darauf ein. Als sie damit durch waren, einigten sie sich darauf, daß, wenn überhaupt jemand von St. Francis Xavier sich umbringen sollte, Marilyn Crane diejenige sei. Oder, wie Jim Mulvey es ausdrückte: »Sie sollte sich selbst einen Gefallen erweisen.« Alle lachten, und irgendeiner schlug vor, daß Marilyn sogar eine neue Methode erfinden könnte. Sie könnte sich zu Tode langweilen. Auch darüber lachten alle, mit Ausnahme von Jeff. Es tat ihm leid um Marilyn, und er fand, daß er einen Fehler gemacht hatte, auf diese Party zu gehen. Er kämpfte mit sich, ob er gehen solle, aber schließlich ging er zum Kühlschrank und genehmigte sich noch ein Bier. Als er es zur Hälfte getrunken hatte, fühlte er sich schon viel besser.

Kurz vor neun Uhr klingelte das Telefon. Karen bat, mit den



Armen gestikulierend, um Ruhe, bevor sie den Hörer abnahm. Nachdem sie kurz ins Telefon gesprochen hatte, winkte sie in die Runde. »Es ist alles in Ordnung«, rief sie. »Es ist Judy.« Dann nahm die Party wieder ihren Lauf, und Karen schwatzte mit Judy. Als sie endlich aufhängte, winkte sie erneut, bis sie aller Aufmerksamkeit auf sich gelenkt hatte.

»Judy hat eine wunderbare Idee«, sagte sie. Dann erklärte sie Judys Idee.

Genau um neun Uhr klingelte das Telefon im Hause der Cranes. Geraldine Crane nahm ab und war angenehm überrascht, daß eine Stimme nach Marilyn fragte.

»Für mich?« sagte Marilyn neugierig und kam ins Zimmer. »Wer ist es?«

»Keine Ahnung.« Geraldine hob die Schultern. Sie reichte Marilyn das Telefon und ließ sich wieder in dem Sessel nieder, den sie verlassen hatte, als der Apparat geklingelt hatte. Sie nahm das Buch, in dem sie gelesen hatte, zur Hand, schlug es aber nicht auf. Statt dessen lauschte sie Marylins Part der Konversation.

»Ich glaube nicht«, sagte Marilyn, »es wird furchtbar spät, und ich bleibe besser zu Hause.« Es entstand ein kurzes Schweigen, dann: »Nein, ehrlich - ich fühle mich nicht wohl. Trotzdem danke.« Sie legte den Hörer wieder auf und wollte aus dem Zimmer gehen.

»Wer war das, Liebes?« fragte ihre Mutter.

»Niemand.«

»Sei nicht albern. *Es* war jemand. Wer war es?«

»Karen Morton«, sagte Marilyn. Sie unternahm einen neuen Versuch, aus dem Zimmer zu gehen, scheiterte aber wieder an ihrer Mutter.

»Und was wollte sie?«

»Nichts.«

»Marilyn, sie muß doch etwas gewollt haben. Es klang so, als ob sie wollte, daß du irgendwohin kommst. Wohin?«

»In ihr Haus.«

»Wirklich?« Geraldine war freudig erregt. Marilyn wurde selten eingeladen und fast nie von Leuten in ihrem Alter, außer von dem netten Jeff Bremmer. »Wofür?«

»Sie sagt, sie feiern eine Party, eine ›Komm-wie-du-bist‹-Party. Sie wollen, daß ich komme.«

»Also das klingt ja toll«, sagte Geraldine begeistert. Sie erinnerte sich, daß sie Vorjahren selbst auf solche Partys gegangen war, und es viel Spaß gemacht hatte. Man war in den ulkigsten Aufzügen erschienen.

»Nun, ich gehe nicht hin«, sagte Marilyn ruhig.

Geraldine wollte den Stier bei den Hörnern packen. Es wurde langsam Zeit, daß Marilyn sich mit den anderen Kindern zusammentat, fand sie. »Selbstverständlich gehst du hin«, sagte sie, »warum um alles in der Welt denn nicht?«

»Es ist schon spät«, sagte Marilyn. »Es ist neun Uhr, und ich wollte morgen zur Frühmesse gehen...«

»Du kannst doch auch in eine spätere gehen und dich ausschlafen«, entgegnete Geraldine.

»Aber Mutter, sieh mich an, wie ich aussehe.«

»Das macht die ›Komm-wie-du-bist‹-Partys ja so lustig«, sagte Geraldine, schärfer als sie das eigentlich wollte. »Jetzt zieh dir einen Mantel über, und ich fahre dich schnell zu Karen rüber.«

Marilyn sah sich im Spiegel an. Sie war gerade dabeigewesen, mit einem Buch zu Bett zu gehen. Sie trug ein Flanellnachthemd und einen alten rosa Bademantel, den sie gegen ihren Willen zur Kommunion bekommen hatte. In ihr Haar hatte sie Lockenwickler gedreht, und ihr Gesicht war dick mit Nachtcreme beschmiert.

»Ich will nicht gehen«, beharrte sie. Aber Geraldine war unerbittlich. Sie bügelte Marylins Einwände nieder und packte sie ins Auto.

Fünf Minuten später wurde Marilyn vor dem Haus der

Mortons abgesetzt, ein Mantel bedeckte den Bademantel, und an den Füßen trug sie Pantoffeln. Ohne ihrer Tochter Zeit für weitere Einwände zu lassen, fuhr Geraldine Crane ab. Sie war sicher, daß ihr Fräulein Tochter, das häßliche Entlein, endlich in die Herde aufgenommen würde. Marilyn, die sicher war, daß die Herde ihr nur eins auswischen wollte, ging langsam den Eingang hinauf. Das Haus erschien dunkel, verdächtig ruhig. Sie streckte ihre Hand aus und drückte zögernd auf die Klingel.

Es war Samstag abend, halb elf. Harriet Morton sah sich in dem Speisesaal um, in dem sie zusammen mit einer weiteren Kellnerin schon den ganzen Abend ohne viel Arbeit zugebracht hatte. Nur zwei Tische waren besetzt, und beide lagen im Bereich des anderen Mädchens. Irgend etwas quälte sie. Sie hatte so ein Gefühl, daß sie besser zu Hause wäre. Sie sah zur Uhr, da hörte sie die Stimme der anderen Kellnerin hinter sich. »Das nenne ich eine Nacht!« sagte Millie. »Du bist schon den ganzen Abend lang so nervös wie eine Katze gewesen, und es sieht nicht so aus, als ob ich das nicht alleine schaffe.« Es war ein verlockendes Angebot, aber Harriet mußte an die Trinkgelder denken, die ihr entgehen könnten. Millie konnte ihre Gedanken lesen. »Ich sag' dir, was ich tun werde. Sobald ich es mir erlauben kann, schmeiß' ich dich raus, und wir werden alle Trinkgelder teilen, die in deiner Abteilung von jetzt an bis zum Schluß anfallen. Wenn wir Glück haben, könnten das zwölf einhalb Cents für jeden werden. Geh nach Hause, wenn du willst. Ich seh' dir doch an, daß dich irgend etwas bedrückt.«

»Es ist wahrscheinlich albern«, entgegnete Harriet. »Es ist nur, daß Karen heute eine Party gibt, und es ist das erste Mal, daß ich ihr das erlaube habe, obwohl ich nicht zu Hause bin.«

»Angst, daß eine Orgie daraus wird?« grinste Millie.

»Ach was, laß die Scherze. Mit dem Pöbel komm' ich schon klar.« Sie blickte mürrisch zu den zwei einsamen Gästen hinüber, die gelangweilt in dem Gemisch von Kartoffeln mit

Bratensoße, was als ›Gutbürgerliche Küche‹ bezeichnet wurde, herumstocherten.

Fünf Minuten später saß Harriet in ihrem Wagen, und zehn Minuten danach fuhr sie die Auffahrt hoch. Dem äußeren Anschein nach schien die Party vorbei zu sein - das Haus lag im Dunkeln. Aber dann, als sie die Autotür schloß, hörte sie die Musik. Leise Musik, nicht die laute Rockmusik, die sie erwartet hatte.

Die Haustür war nicht verschlossen. Als sie die Lichter anknipste, hörte sie die Geräusche einer Balgerei im Wohnzimmer. Da waren sie also.

Harriet sah sich die Teenager an, die mit schuldbewußten Mienen im Wohnzimmer herumstanden und so zu tun versuchten, als seien sie nicht bei etwas Verbotenem erwischt worden - nur daß ihre Kleidung verrutscht war, und die Schminke der Mädchen sich auf sonderbare Weise auf die Gesichter der Jungens übertragen hatte. Nun, eines Tages mußte das wohl kommen, sagte sich Harriet. Sie *werden* erwachsen. Sie riß sich zusammen, um ihnen die Lektion zu erteilen, die auch ihr Mann ihnen erteilt hätte, würde er noch leben. Von allen Kindern sah ausgerechnet ihre Tochter sie mit dem größten Groll an. Die anderen sahen ziemlich verschämt drein; Karen jedoch war wütend. Harriet war gar nicht klar, daß sich Karens Zorn weniger gegen Harriet richtete, Karen hatte vielmehr Angst davor, was die anderen sagten, daß jetzt alles vorbei war. Karen sah ihre Felle davonschwimmen. Sie hatte immer gesagt, daß ihre Mutter ihr alles erlaubte, was sie wollte. Jetzt kam die Wahrheit ans Licht. Harriet Morton war genauso streng wie alle anderen Mütter in Neilsville.

Karen flüsterte etwas in Jim Mulveys Ohr. »Wir schleichen uns davon, wenn das hier alles vorbei ist«, sagte sie leise, »dann können wir das, was wir gerade angefangen haben, zu Ende bringen.« Jim wurde es plötzlich eng in der Leistengegend. Sollte es wirklich passieren? Mit einem Mal

hatte er ein bißchen Angst.

Peter Balsam steuerte Margos Wagen in ihre Einfahrt und hielt an. Er drehte sich zu ihr und lächelte sie an.

»Kommst du noch mit rein auf einen Gute-Nacht-Drink?« fragte Margo. Balsam schüttelte den Kopf. Er wollte die Einladung annehmen, sie in die Arme nehmen, aber irgend etwas hielt ihn zurück.

»Heute abend nicht«, sagte er und wich ihrem gekränkten Blick aus. »Ich muß noch einiges lesen.« Und weiter: »Macht es dir wirklich nichts aus, wenn ich deinen Wagen nehme?« Margo lächelte. »Nicht, wenn du ihn mir morgen früh zurückbringst. Und für mich ist das beste Mittel, dich morgen garantiert zu sehen, dir mein Auto zu leihen. Schließlich halte ich dich ja nicht für einen Autodieb.«

Sie küßte ihn flüchtig und stieg dann aus. »Bis morgen früh also. Soll ich ein kleines Frühstück vorbereiten?«

»Das wäre großartig«, sagte Peter. »Und Margo, danke, daß du mich begleitet hast.«

Sie grinste ihn an. »Ich war nur besorgt um mein Auto. Das nächste Mal, wenn du wieder nach Seattle fährst, kannst du alleine fahren, mir ist der Weg zu lang.« Sie winkte ihm zu und verschwand in ihrem Haus. Gleich darauf hörte sie den Wagen starten und rückwärts aus der Einfahrt fahren. Fünf Minuten später lag Margo Henderson im Bett.

Balsam fuhr langsam durch die Seitenstraßen von Neilsville. Er wollte nicht mit Margos Wagen gesehen werden. Er hatte die Vermutung, daß es bereits eine Menge Klatsch gab, und er wollte nicht noch Öl in dieses Feuer gießen. Er war nur noch fünf Häuserblocks von zu Hause entfernt und fing an, sich von der Reise zu erholen, als er die Gestalt verloren an der Bordsteinkante sitzen sah. Als er etwa auf gleicher Höhe mit der eigenartigen Erscheinung war, sah ein Gesicht zu ihm auf, und er erkannte Marilyn Crane. Er stieg auf die Bremse und brachte den Wagen derartig abrupt zum Stehen, daß die

Bücher, die sorgfältig gestapelt auf dem Rücksitz lagen, zu Boden stürzten. Peter Balsam setzte den Wagen zurück und kurbelte das Fenster herunter.

»Marilyn?« rief er. »Bist du es, Marilyn?«

Sie wollte schon weggehen, in der Hoffnung, im Schatten zu verschwinden, als sie seine Stimme erkannte. Verunsichert wandte sie sich um, und Peter konnte sehen, daß sie geweint hatte. Sie besah sich den Wagen, als ob sie sich nicht sicher wäre, ob sie näher kommen oder weglaufen sollte. Peter öffnete die Tür und stieg aus. Er ging um den Wagen herum. »Marilyn? Ich bin *es*, Balsam. Was fehlt dir? Was ist los, daß du im Bademantel herumrennst?«

»Mir geht es gut«, sagte sie, was aber offensichtlich nicht stimmte. Dann erinnerte sie sich an den Tag, als sie zusammen von der Kirche in die Stadt gegangen waren, und wie Mr. Balsam sie zu verstehen schien. Mit einem Mal begannen ihre Tränen wieder zu fließen. »Nein, es geht mir gar nicht gut. Ich fühle mich schrecklich, wenn Sie es genau wissen wollen. Darf ich in Ihr Auto kommen?«

»Aber selbstverständlich darfst du!« Instinktiv faßte er nach ihrem Arm und half ihr in den Wagen. Bis er die Tür fest hinter ihr zugemacht hatte, schluchzte sie auch schon unkontrolliert los. Er eilte hinüber auf die Fahrerseite. Und parkte dann den Wagen, anstatt loszufahren, näher am Bürgersteig, und stellte den Motor ab. Er wollte das unglückliche Mädchen berühren, und sie griff nach seiner Hand.

»Was ist los, Marilyn?« sagte er leise. »Kannst du es mir nicht sagen?«

»Es - es war schrecklich«, sagte sie. »Sie waren alle so gemein.« Flehend sah sie zu ihm hinüber. »Warum sind sie alle so gemein?«

»Ich weiß es nicht«, sagte Peter freundlich. »Warum fängst du nicht von vorne an?«

Marilyn nickte tapfer und bemühte sich nach Kräften, den

plötzlichen Weinkrampf, der sie überwältigt hatte, unter Kontrolle zu bekommen, während sie Peter Balsam erzählte, was ihr an diesem Abend widerfahren war.

»Es war schrecklich, Mr. Balsam«, sagte sie und durchlitt dabei ihre Erfahrungen noch einmal. »Ich stand da und klingelte, und ich wußte, daß es sich um einen ganz üblen Scherz handelte, und ich wartete, aber niemand öffnete die Tür. Und dann, als ich gerade gehen wollte, kam Mutter vorbeigefahren, so blieb mir keine andere Wahl. Ich klingelte also noch mal, und da konnte ich sie drinnen hören. Alle kicherten sie, und ich wußte, daß sie über mich lachten. Schließlich öffnete Karen die Tür und bat mich, hereinzukommen. Ich wollte auf der Stelle abhauen, aber ich hoffte - nun, ich hoffte, daß es vielleicht doch kein Scherz war, sondern nur Karen sich so angezogen hatte, so daß *jeder so* aussah wie ich, und sie die einzige wäre, die gut aussah. Also ging ich hinein. Und sie alle warteten auf mich. Alle - Penny und Janet, und Lyle und Jeff - einfach alle. Da stand ich nun. Und sie lachten mich aus. Ich hatte versucht, Mutter davon zu überzeugen - ich wußte, daß es so kommen würde!« Sie begann wieder zu weinen, und Peter ließ sie weinen, er wußte zu genau, daß nichts, was er sagte, ihr die Demütigung abnehmen konnte. Er ließ sie sie wegweinen. Und als ihr Schluchzen langsam ruhiger wurde, drückte er ihre Hand.

»Möchtest du, daß ich dich nach Hause bringe?« sagte er leise. Marilyn schien erschrocken.

»Nein«, sagte sie, »noch nicht. Ich kann noch nicht nach Hause kommen. Mutter wäre wütend auf mich. Sie würde behaupten, ich sei zu empfindlich und ich hätte einfach auch loslachen sollen, mit allen anderen, um dann zu bleiben und mir einen schönen Abend zu machen.«

»Vielleicht hättest du das tun sollen«, schlug Peter freundlich vor.

»Aber ich konnte das nicht. Verstehen Sie das nicht? Sie

haben mich nicht eingeladen, weil sie mich wollten. Sie haben mich nur eingeladen, damit sie etwas zum Lachen haben. Als der Spaß erst mal vorbei war, wollten sie nicht, daß ich dableibe. O Gott, ich wollte sterben. Es war so schrecklich!«

»Ich mach' dir einen Vorschlag«, sagte Balsam. »Laß uns doch irgendwohin gehen und ich spendiere dir eine Cola.«

Voller Hoffnung sah sie ihn an, doch dann fiel ihr Gesicht vor Enttäuschung zusammen. »In dem Aufzug? So wie ich aussehe, kann ich nirgendwo hingehen.«

Balsam konnte nicht anders, er mußte sie angrinsen, und doch, war er vorsichtig genug, nicht zu lachen.

»Dir ist es doch immerhin gelungen, in dem Aufzug hierher zu kommen, oder?«

»Das war etwas anderes. Ich mußte einfach weg.«

»Wie lange ist das schon her?«

Gleichgültig zuckte sie mit den Schultern. »Keine Ahnung. Eine halbe Stunde. Vielleicht eine Stunde.«

»Du willst mir doch nicht etwa sagen, daß du schon eine Stunde lang so herumläufst?« Sie nickte. »Und du willst noch nicht nach Hause gehen?« Sie schüttelte den Kopf. »Nun gut, dann laß uns zu einem Drive-in fahren, und während ich uns Coca-Cola besorge, kannst du im Wagen bleiben. Wie klingt das?«

Sie sah ihn dankbar an. »Wäre das möglich?« flehte sie ihn an. »Ich möchte nur nicht, daß Mutter herauskriegt, was passiert ist. Sie würde überhaupt nichts verstehen und nur auf mich losgehen und mir vorwerfen, daß ich alles falsch mache.«

»Ist schon in Ordnung«, versicherte ihr Balsam. Er ließ den Wagen an und fuhr ihn wenige Minuten später in die hinterste Ecke des Parkplatzes bei »A & W«. Er ging hinein, und während er zwei Cokes kaufte, fühlte er die neugierigen Blicke. Als er zum Auto zurückkehrte, hatte sich Marilyn spürbar beruhigt.

»Sie wissen nicht, wie das ist«, sagte sie und schlürfte dabei



an ihrer Cola.

»Woher willst du das wissen?« sagte Peter. »Du bist nicht die einzige, die je von so etwas verfolgt wurde.« Dann fing er an, eine Geschichte aus seiner eigenen Vergangenheit zu erfinden, in der auch er so lächerlich dastand, wie es Marilyn an diesem Abend passiert war. Er sagte sich, daß es gar nicht darauf ankam, daß die Geschichte nicht wahr war. Es kam vielmehr darauf an, daß Marilyn verstand, daß sie nicht der einzige Mensch war, der jemals öffentlich gedemütigt wurde. Schweigend hörte sie ihm zu. Als er fertig war, zeigte sich in ihren Mundwinkeln der winzige Anflug eines Lächelns.

»Diese Geschichte ist nicht wahr, oder?«

»Nein«, gab Balsam zu. »Sie könnte aber wahr sein, aber die Geschichten, die wahr sind, schmerzen noch zu stark, als daß man darüber reden könnte.« Er dachte an seine Frau, Linda, und den anderen Mann. Den Mann, mit dem er sie erwischt hatte. Das, fand er, war eine Erniedrigung. Aber davon konnte er Marilyn nicht erzählen.

»Wie soll's jetzt weitergehen?« fragte sie ihn unvermittelt. »Ich meine, wie kann ich ihnen am Montag in der Schule gegenübertreten?«

»Mach dir darüber mal keine Sorgen«, sagte Balsam, »verhalt dich einfach so, als ob nichts geschehen wäre, und ich möchte wetten, daß nicht einer den Vorfall überhaupt erwähnt. Und hör gut zu, in meiner Stunde am Montag. Ich glaube, ich werde eine besondere Vorlesung halten - ein kleines Gespräch über Leute, die sich gut fühlen, indem sie anderen Leuten übel mitspielen. Es werden natürlich keine Namen genannt. Und sei nicht überrascht, wenn ich so tue, als ob es dich gar nicht gäbe. Ich möchte nicht, daß irgend jemand glaubt, du und ich hätten etwas im voraus geplant.«

Das half. Jetzt lächelte Marilyn ihn an, und die Tränen waren wie weggewischt.

»Ich danke Ihnen, daß Sie mich heute abend gefunden

haben«, sagte sie leise. »Ich glaube, Sie sind der einzige Mensch auf der Welt, den ich heute nacht zum Reden brauchte.« Sie reichte ihm ihren leeren Pappbecher, und Balsam stieg aus dem Auto, um ihn, zusammen mit dem seinen, wegzuworfen. Dann fuhr er sie nach Hause. Es herrschte friedliches Schweigen.

»Marilyn?« rief ihre Mutter aus dem Wohnzimmer, als diese die Haustür hinter sich zumachte. »Wie war die Party?«

»Schön, Mutter«, antwortete Marilyn. Sie sah keinen Grund, sich durch einen Vortrag ihrer Mutter ihre gute Stimmung kaputtmachen zu lassen.

»Wer hat dich nach Hause gebracht?«

Bevor sie noch überlegen konnte, etwas anderes zu sagen, platzte Marilyn mit der Wahrheit heraus.

»Mr. Balsam?« wiederholte Geraldine Crane. »Wieso in aller Welt Mr. Balsam?«

»Er - er kam gerade vorbeigefahren, und sah mich gehen«, sagte

Marilyn; sie bog die Wahrheit ein bißchen zurecht. »Er bot mir an, mitzufahren, und da ich es albern fand, in meinem Aufzug herumzulaufen, nahm ich an.«

Geraldine Crane dachte einen Augenblick darüber nach. Sie war nicht sicher, ob sie es gutheißen sollte. Immerhin, dieser Mann war ja praktisch ein Fremder. »Also, ich wünschte, du würdest so etwas nicht tun«, sagte sie. »Wenn er dir wieder eine Mitfahrt anbietet, schlag es ihm ab.«

»O Mutter«, sagte Marilyn, »um Himmels willen, er ist einer meiner Lehrer.«

»Aber schließlich kennen wir ihn nicht genau, oder?« sagte Marilyn besorgt. »Bevor man es bereut, ist es besser, auf Nummer Sicher zu gehen.«

Aber Marilyn war schon die Treppen hinaufgeschlichen. Sie hörte nicht, was ihre Mutter gesagt hatte.

Leona Andersen überlegte, ob sie Geraldine Crane noch in

dieser Nacht anrufen sollte, oder erst am nächsten Morgen, oder überhaupt. Es war ganz schön schockierend gewesen. Zum Glück hatte ihre Bridge-Partie länger gedauert, und sie war zufällig erst dann ins ›A & W‹ gefahren, sonst hätte sie es gar nicht gesehen. Da waren sie also, frech wie Rotz am Ärmel, Mr. Balsam und Marilyn Crane. Und sie auch noch in ihrem Bademantel! Und im Wagen von Margo Henderson. Das war wirklich zuviel des Guten.

Und dann, nach langer Überlegung, beschloß Leona Anderson, in dieser Nacht niemanden mehr anzurufen. Sie wollte bis zum nächsten Morgen warten und es dann in der Kirche Inez Nelson erzählen. Sie beide, Inez und sie, würden beschließen, was zu tun sei.

Peter Balsam sah zur Uhr, als er seine Wohnung betrat. Es war fast Mitternacht. Die lange Fahrt hatte ihn erschöpft, aber er hatte den weiten Weg bis nach Seattle auf sich genommen, nur um an diese Bücher heranzukommen, und jetzt blickten sie ihn an. Er nahm das außergewöhnlichste zur Hand, Henry Leas *Die Inquisition im Mittelalter*.

Er schlug den Index des Buches auf und fuhr mit den Fingern die Spalten entlang. Dann fing er an, das Buch durchzublättern, las mal hier eine Überschrift, mal da eine Seite, und bemühte dann wieder den Index.

Peter Balsam schlief die ganze Nacht nicht. Bis zum Morgengrauen wußte er wesentlich mehr über die Heiligen, die St. Francis Xavier zierten, als noch um Mitternacht. Was er entdeckt hatte, hätte ihn nicht besonders schlafen lassen, auch wenn er zu Bett gegangen wäre. Als die Sonne über Neilsville aufging und die unerträgliche Hitze der letzten Sommertage die Stadt in einen Backofen verwandelte, las Balsam immer noch. Und ab und zu fröstelte ihn wie im Winter.

Karen Morton ging den Kirchberg hinauf, allein. Gewöhnlich wartete sie am Sonntagmorgen am Fuß des Hügels, an der Kreuzung Erste/Hauptstraße, auf Penny Anderson, Janet Conally und Judy Nelson. Aber heute morgen würde Judy nicht kommen. Heute morgen hatte Karen nicht den Wunsch, Penny oder Janet zu sehen. Oder überhaupt jemanden. Sie wollte, sie wäre zu Hause, behaglich eingeschlossen in die Sicherheit ihres Schlafzimmers.

Das war kein leichter Morgen für Karen gewesen, und es versprach auch nicht, besser zu werden.

Sie hatte daran gedacht, im Bett zu bleiben und eine Krankheit vorzutäuschen, aber sie hatte schnell eingesehen, daß es erfolglos wäre. Noch bevor sie ihre Mutter gesehen hatte, fühlte sie, daß ihr heute keine Ausreden abgenommen würden. Es blieb ihr nichts anderes übrig, als aufzustehen, sich dem Zorn ihrer Mutter zu stellen und in die Kirche zu gehen. Sie sollte für ihre Sünden büßen müssen. Das war es, was ihr angst machte, denn Karen wußte, daß sie viel zu beichten hatte. Und so war sie, noch früher als gewöhnlich, aufgestanden, hatte sich angezogen und war hinuntergegangen. Es schien nicht sinnvoll, es auch noch zu verzögern.

Ihre Mutter war in der Küche. Sie hatte nicht mit Karen gesprochen, als diese zum Frühstück herunterkam. Sie hatte sie einfach nur angestarrt und sich dann wieder zum Herd umgedreht, wo sie Spiegeleier briet. Endlich, immer noch Karen den Rücken zugewandt, stellte sie die Frage, die Karen nicht hören wollte.

»Um welche Zeit bist du heute nacht nach Hause gekommen?« fragte sie ruhig.

»Ich bin nicht sicher«, wehrte Karen ab.

»Nun, ich aber«, sagte Harriet schnippisch, »es war nach zwei Uhr. Wo bist du die ganze Zeit gewesen?«

»Jim und ich sind ins ›A & W‹ gefahren«, antwortete Karen.

Sofort wußte sie, daß sie einen Fehler gemacht hatte.

»So?« Es war eine Anklage, keine Frage. »Ihr wart also wirklich dort? Es muß ja interessant gewesen sein, dort im Dunkeln herumzusitzen. Das ›A & W‹ schließt nämlich um Mitternacht.«

Karen sank in einen Stuhl am Küchentisch und wartete schweigend den Wutausbruch ihrer Mutter ab. Doch er kam nicht. Statt dessen fuhr Harriet Morton schweigend mit der Vorbereitung des Frühstücks fort, stellte schweigend die Teller auf den Tisch und nahm schweigend Platz. Für Karen war dieses Schweigen viel schlimmer als ein lauter Vortrag.

»Es tut mir leid«, flüsterte sie schließlich. Wieder starrte ihre Mutter sie an. Dann, endlich, begann Harriet Morton zu sprechen.

»Ich weiß nicht, was ich sagen soll«, fing sie an, und Karen fühlte, wie sich ihr Magen zusammenzog. Genau mit diesen Worten wollte sie immer Karens Vater herbeischwören. Sie wartete ab.

»Wenn dein Vater noch am Leben wäre«, war Harriet fortgefahren, »könnte ich all den Ärger ihm überlassen. Aber er lebt nicht mehr, und so muß ich mich damit herumschlagen. Aber letzten Endes, glaube ich, sollte ich dir keine Vorwürfe machen. Ich weiß ja, es kann für dich auch nicht leichter sein ohne deinen Vater, als es für mich ist. Aber ich hatte gehofft, du wärest jetzt alt genug, um dir vertrauen zu können. Da habe ich mich offensichtlich getäuscht. Offensichtlich ist alles, was dein Vater und ich dir beizubringen versuchten, zum einen Ohr hinein- und zum anderen wieder hinausgegangen. Nun, ich kann da jetzt auch nichts mehr ändern. Aber es gibt da ein paar Dinge, die ich für die Zukunft tun kann. Das heißt zum ersten, daß es keine Partys mehr geben wird. Da ich unmöglich die Aufsicht dabei führen kann, wirst du keine mehr veranstalten.«

»Für wie lange?« fragte Karen vorsichtig. Sie hatte mit so etwas gerechnet.

»Für wie lange?« hatte Harriet entgegnet und sie dabei erstaunt angesehen. »Nun, natürlich, bis du achtzehn bist. So lange trage ich für dich die Verantwortung.«

Karen hatte geseufzt. »Aber Mutter...«

»Und selbstverständlich wirst du diesen Jim Mulvey nicht mehr treffen«, fuhr Harriet fort. Sie sah tief in Karens Augen und fügte hinzu: »Es sei denn, daß du heiraten mußt, natürlich. Ich habe die ganze Nacht dafür gebetet, daß das nicht passiert, aber wenn es doch passiert, ist es ein Kreuz, das wir beide werden tragen müssen.«

Karen starrte ihre Mutter voll Bestürzung an, brach dann in Tränen aus und rannte vom Tisch weg. Ihre Mutter fand sie weinend auf ihrem Bett liegend.

»Karen, es ist Zeit für die Kirche«, sagte sie leise.

»Ich gehe nicht«, schluchzte sie in ihr Kissen.

»Natürlich gehst du«, sagte Harriet. »Ist es nicht gerade heute wichtiger denn je zuvor, daß du gehst? Du brauchst die Kirche heute, Karen. So, nun steh auf, zieh dich um und geh los.«

Sie kam allmählich auf dem Hügel der Kathedrale an. Andere Gläubige strebten der St.-Francis-Xavier-Kirche zu. Karen nahm nicht an ihrem Sonntagmorgentratsch teil, und sie war von einer Aura umgeben, die die Leute davon abhielt, sie zu grüßen. Karen Morton war tief in Gedanken versunken.

Sie ging die Treppen hinauf und durch den Eingang. Dann tauchte sie die Finger in das Weihwasserbecken, kniete nieder und ging dann den Säulengang entlang zu der Bank, in der sie und ihre Mutter normalerweise saßen. Hinter ihr flüsterte ihr jemand einen schnellen Gruß zu. Karen erwiderte ihn nicht. Sie sank auf ihre Knie nieder und hob an mit den Gebeten, die sie jeden Sonntagmorgen wiederholte. Dann setzte sie sich auf die Bank und versuchte, sich auf den Gottesdienst zu konzentrieren.

Eine Stunde später, als die Messe zu Ende war, stand sie

zögernd auf. Das Schlimmste würde erst noch kommen. Jetzt mußte sie noch zur Beichte gehen. Sie wußte, daß sie nur ablegen wollte, damit sie sich besser fühlte; sie wußte, daß ihre Sünden vergeben würden. Bis zu diesem Morgen *hatte* sie sich nach der Beichte auch besser gefühlt. Aber dieser Morgen war ein besonderer Morgen. An diesem Morgen mußte sie etwas sehr Schweres beichten. Karen riß sich zusammen, verlor beinahe ihre Zweifel, und huschte geschwind in einen der Beichtstühle, die links von der Tür standen, sie ergriff ihren Rosenkranz, bekreuzigte sich... »Im Namen des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen«, und kniete nieder.

»Segne mich, Vater, denn ich habe gesündigt«, fing Karen an. »Meine letzte Beichte liegt eine Woche zurück.« Dann stockte sie, sie wußte nicht, wo sie anfangen sollte. »Ich bin schuldig, weil ich mich der Fleischeslust hingegeben habe«, sagte sie leise. Sie hörte, wie auf der anderen Seite des Holzgitters leise eingeatmet wurde und bekam es sofort mit der Angst.

»Mein Kind, was sind deine Sünden?«

Karen kannte diese Stimme.

Sie hatte sie schon zu lange Jahre in den Fluren der Schule gehört, als daß sie sie nicht erkennen würde, selbst wenn sie so gedämpft klang wie bei der Beichte. Es war Monsignore Vernon.

»Ich - ich...« Karen wollte aus dem engen Beichtstuhl fliehen, hinaus aus der Kirche und den Hügel hinunter. Sie versuchte, ihre Fassung zu gewinnen. Von der anderen Seite des Gitters drängte sie die Stimme des Monsignore zu beginnen.

»Aber es ist nicht leicht...«, stammelte Karen.

»Nichts in dieser Welt ist leicht, mein Kind«, sagte der Priester.

»Aber wir müssen unsere Sünden beichten. Was hast du getan?«

Sie erzählte es ihm. Sie begann ihm alles zu erzählen, was sich während der vergangenen Woche zugetragen hatte. Sie beichtete, hinterlistig gewesen zu sein, und erzählte ihm zuerst, wie sie Judy bei der Sache mit dem Kleid geholfen hatte. Dann fing sie an, ihm von der Party in der letzten Nacht zu erzählen, und davon, daß sie ihre Mutter getäuscht hatte. Sie erzählte ihm, wie sie Marilyn Crane hereingelegt und sie damit verletzt hatte. Und dann erzählte sie ihm von den letzten Stunden der Nacht, als sie und Jim Mulvey im Schutz der Dunkelheit in seinem Wagen saßen.

»Ich habe es zugelassen, daß er mich berührt, Vater«, flüsterte sie. Noch einmal fühlte sie die Hitze zwischen ihren Schenkeln, so wie sie sie in der vergangenen Nacht gefühlt hatte, und eine Flut von Schuldbewußtsein schlug über sie.

»Du hast zugelassen, daß er dich berührt?« fragte der Monsignore. »Wo hast du dich von ihm anfassen lassen?«

»Ich - ich habe nicht...« Karen kam ins Stottern. Dann platzte es heraus. »Ich ließ ihn mich überall berühren.«

Auf der anderen Seite des Holzgitters herrschte lange Schweigen. Dann sprach der Monsignore wieder.

»Was genau meinst du mit überall?«

Karen wurde in der Dämmerigkeit des Beichtstuhls tiefrot und wünschte sich einen Augenblick lang, sterben zu können.

»Segne mich Vater, denn ich habe gesündigt«, murmelte sie wieder.

»Ich kann keine Sünden vergeben, die nicht gebeichtet sind«, kam die Stimme unerbittlich aus dem Dunkeln. Karen wand sich hin und her vor Verlegenheit.

»Er - ich habe mich von ihm an meiner Brust berühren lassen und zwischen den Beinen«, sagte sie leidend.

»Und hast du ihn berührt?« fuhr der Priester unbarmherzig fort.

»Ja«, die Antwort kam fast unhörbar, und Karen fragte sich, ob sie gehört worden war. Aber sie brachte es nicht fertig, es



noch einmal zu wiederholen. Dann begann die Stimme zu ihr zu sprechen.

»Die Lust ist eine sehr schlimme Sünde, mein Kind. Deine Seele ist in großer Gefahr, und du mußt sehr achtgeben, daß sich das Böse nicht deiner bemächtigt.«

»Ich versuche es, Vater«, sagte Karen unglücklich.

»Der Teufel weilt unter uns«, hörte sie den Priester sagen. »Er ist immer bei uns und führt uns vom Pfad der Tugend. Schütze dich gegen ihn und sei wachsam, mein Kind. Er erscheint dir als Freund, aber er führt dich vom rechten Wege ab.«

Dann verstummte die Stimme, und Karen dachte über die Worte nach. Was versuchte der Priester ihr zu sagen? Wollte er sagen, daß Jim Mulvey der Teufel war? Das ergab keinen Sinn. Dann sprach er wieder.

»Gibt es noch etwas?« sagte er.

Karen überlegte angestrengt. Es war fast geschafft. Gleich würde sie von ihren Sünden erlöst werden, und sie wäre wieder frei. Sie versuchte, sich zu erinnern, ob sie noch etwas zu beichten hätte, aber die Anspannung hatte sie ganz durcheinander gebracht.

»Nein, Vater«, sagte sie schließlich.

»Deine Sünden sind zahlreich, mein Kind, und deine Strafe muß schwer sein.«

Karen merkte, wie ihre Zuversicht schwand. Oft schon hatte sie die Leute aus dem Beichtstuhl kommen und dann durch den Säulengang zum Altar gehen gesehen. Dort knieten sie dann nieder und verharrten so für den Rest des Tages. Oft schon hatte sie sich gefragt, welche Gebete sie sprachen. Jetzt war sie davon überzeugt, daß sie es erfahren würde.

»Du wirst auf deinen Knien den Beichtstuhl verlassen und dich zur Heiligen Jungfrau begeben. Für deine Sünden wirst du einhundert Rosenkränze beten und zwischen jedem Rosenkranz wirst du ein Glaubensbekenntnis leisten. Verstehst du deine

Strafe?«

»Ja, Vater.« Karen war zum Heulen zumute. Den Beichtstuhl auf ihren Knien verlassen? Sie konnte sich nicht erinnern, daß vor ihr jemand das tun mußte. Die Leute würden sie anstarren. Sie würden wissen, daß sie etwas Böses getan haben mußte. Sie wünschte sie könnte auf der Stelle sterben. Dann bemerkte sie, wie der Priester die Worte der Absolution sprach. Schnell wiederholte sie...

»O mein Gott«, begann sie, die Worte kamen trotz ihrer Verwirrung ganz automatisch. »Ich fühle tiefe Reue, weil ich ihn beleidigt habe, und ich verabscheue all meine Sünden, weil ich den Verlust des Himmels und die Qualen der Hölle fürchte; aber vor allem, weil ich euch, mein Gott beleidigt habe, der ihr nur Gutes tut und all meine Liebe verdient. Ich gelobe fest, mit der Hilfe eurer Gnade, nie mehr zu sündigen und jede Gelegenheit dazu zu meiden.« Als sie fertig war, empfing sie die Worte der Absolution.

»Ich erlöse dich von deinen Sünden, im Namen des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen. Gehe hin in Frieden, mein Kind.« Die Klappe über dem Holzgitter schloß sich, und Karen Morton war nun allein im Beichtstuhl. Sie saß lange Zeit da und wünschte, sie hätte den Mut, oder besser die Feigheit, die Strafe zu mißachten, den Beichtstuhl zu verlassen und aus der Kirche zu gehen, hinein ins Sonnenlicht. Aber Karen Morton fürchtete den Herrn, darum hielt sie den Rosenkranz ganz fest, stieß die Tür vom Beichtstuhl auf, und, noch immer auf den Knien, kroch sie in die Kirche hinein. Mit festem Blick sah sie zur Heiligen Jungfrau auf und wandte ihre Augen nicht von dem friedlichen Gesicht ab, während sie ihren schmerzlichen Weg durch den Säulengang machte. Bis sie an der Statue angekommen war und angefangen hatte, den Rosenkranz zu sprechen, war der Schmerz in ihren Knien fast so schlimm wie die Pein in ihrem Gewissen. Sie legte das Glaubensbekenntnis ab und bewegte dabei stumm ihre Lippen.

Peter Balsam sah in die Morgensonne hinaus und überlegte sich, was er als nächstes tun wollte. Sein erster Gedanke war, Margo Henderson anzurufen, und er war schon ans Telefon gegangen, als ihm klar wurde, was er statt dessen zu tun hatte. Er mußte in die Kirche gehen. Er mußte beten. Er mußte eine Entscheidung für sich treffen. Er wußte, nach allem was er in der vergangenen Nacht gelesen hatte, daß es heute nicht leicht werden würde zu beten, daß es nicht leicht wäre, zwischen den glühenden Gestalten der Heiligen der Inquisition - den Heiligen von Neilsville - zu sitzen und zu einer vernünftigen Entscheidung zu finden.

Aber an diesem Morgen gab es ohnehin wenig, was Peter Balsam vernünftig erschien. Seine nächtliche Lesearbeit hatte ihn bis ins Mark erschüttert. Jetzt galt es für ihn, herauszufinden, ob sein Glaube dieser Erschütterung standgehalten hatte, oder ob er daran zerbröckelt war.

Er verließ seine Wohnung, schloß sorgfältig die Tür und machte sich auf den Weg, den Hügel zur Kathedrale hinauf.

Er betrat die Kirche, gerade als Karen Morton aus dem Beichtstuhl kam, und erschrocken mußte er mit ansehen, wie sie den Weg durch den Säulengang zu dem der Heiligen Jungfrau geweihten Altar zurücklegte. Für den Bruchteil einer Sekunde hatte er den Wunsch, auf sie zuzugehen. Er überlegte es sich aber anders, als er sah, daß alle anderen Gläubigen sie nicht beachteten. Er sah ihr immer noch hinterher, als er hinter sich eine Stimme hörte.

»Ich hatte gehofft, daß du früher hier bist«, flüsterte Monsignore Vernon ihm leise ins Ohr. Erschrocken machte Balsam einen Schritt zurück, wandte sich dann um und schaute den Priester an.

»Was in aller Welt ist denn hier los?« fragte er herausfordernd.

Monsignore Vernon sah ihn ausdruckslos an, als ob er die Frage nicht gehört hätte.

»Warum geht Karen Morton auf Knien den Säulengang hinab?«

Der Priester lächelte ihn gelassen an, mit einem geradezu friedvollen Blick.

»Das ist eine Angelegenheit zwischen ihr und dem Herrn, oder?«

»Es handelt sich also um eine Art Buße?« setzte Balsam nach.

»Das geht dich nichts an«, erwiderte der Priester. Er wandte sich ab, als ob er weggehen wollte, drehte sich aber noch einmal um. »Werde ich dich bei der nächsten Messe sehen?« fragte er Balsam.

Bevor Balsam antwortete, blickte er noch einmal zu Karen Morton hinüber, die jetzt ganz in ihre Gebete versunken war. Dann wandte er sich wieder dem Priester zu und schüttelte den Kopf.

»Ich weiß es nicht«, sagte er. »Aber ich muß mit dir reden.«

»Mit mir?« fragte Monsignore Vernon. »Sehr gut. Sollen wir ins Pfarrhaus gehen?«

»Wenn es dir nichts ausmacht, würde ich lieber woanders hingehen. Wie wäre es mit meinem Klassenzimmer?«

Der Monsignore zuckte gleichgültig mit den Schultern und geleitete Peter Balsam aus der Kirche. Wenige Minuten danach schloß er die Tür zu Zimmer 16 auf und ließ Peter Balsam zuerst eintreten. Dann folgte er dem Lehrer nach und schloß die Tür hinter sich.

»Stimmt etwas nicht?« Die Frage war weniger Frage als Vorwurf. Balsam beschloß, sich keine Vorwürfe gefallen zu lassen. Statt dessen näherte er sich der Statue von St. Peter Martyr und stand einige Minuten lang schweigend davor und sah sie an. Dann drehte er sich geschwind um und sprach.

»Er war ein Bastard erster Klasse, nicht wahr?« Balsam hatte absichtlich schockierende Worte gewählt. Das hatte Erfolg. Der Priester bekreuzigte sich sofort. Dann warf er Balsam

zornige Blicke zu.

»Wie war das bitte?«

»Ich habe über ihn gelesen«, sagte Balsam besonnen. »Über ihn und alle anderen Heiligen, die du hier versammelt hast. Fast alle von ihnen kommen unmittelbar aus der Zeit der Inquisition, über die ich ebenfalls gelesen habe.«

Der Priester saß auf der Kante von Peter Balsams Schreibtisch, er hielt die Arme verschränkt, eine Geste übertriebener Geduld.

»Ja, stimmt, ich habe viele Dominikanerheilige hier«, sagte er gedankenvoll. »Und ich glaube, du hast recht - viele von ihnen haben zur Zeit der Inquisition gelebt. Aber ich verstehe nicht, worauf du hinaus willst.«

Balsam merkte, wie sein Mut sank. »Es ist nur«, sagte er, plötzlich verunsichert, »die Heiligen in der Kirche hatten mich neugierig gemacht, und ich entschloß mich, ein bißchen nachzuforschen. Und dann merkte ich, je mehr ich darüber las, daß die Art von Intoleranz, für die alle diese Heiligen standen, sich in fast nichts davon unterscheidet, worüber wir uns kürzlich unterhalten haben. Da hatten wir darüber gesprochen, was ich in meinem Unterricht lehren darf und was nicht.«

Der Priester lächelte trocken. »Du glaubst, die Inquisition wird wieder belebt, hier in Neilsville?«

»Mit einem Wort, ja, das glaube ich.«

»Bevor ich mit dir über dieses Thema überhaupt diskutiere«, sagte Monsignore gelangweilt, »darf ich erfahren, welchem Zweck dieses Treffen hier dient?«

»Sicher«, gab Balsam zurück, »es handelt sich darum, daß ich dir sagen will, daß ich es mir anders überlegt habe. Ich glaube, ich kann nicht in Neilsville bleiben. Ich glaube, daß ich nach allem, was ich letzte Nacht gesehen habe, nicht länger in der Kirche bleiben kann.«

Der Priester wirkte plötzlich betroffen.

»Das meinst du doch nicht ernst«, rief er aus. »Du erwägst

doch nicht wirklich, aus der Kirche auszutreten?«

Jetzt, wo er das gesagt hatte, war er sich gar nicht mehr sicher, daß er es so gemeint hatte. Nervös sah er den Monsignore an, dann wieder zu der Figur von St. Peter Martyr.

»Ich weiß nicht«, sagte er unsicher. »Ich kann einfach die Dinge, für die Leute wie er einstanden, nicht ertragen. Und mir scheint, daß die Kirche seit dieser Zeit keine Fortschritte gemacht hat.«

»Natürlich nicht«, hob der Priester an. »Warum sollte sie das auch? Der Glaube ist etwas Absolutes, und auch die Wahrheit des Herrn ist absolut. Im Rahmen des Glaubens gibt es Spielraum für Meinungsverschiedenheiten.«

Als Balsam verständnislos dreinsah, beruhigte sich die Stimme des Monsignore, und er besann sich wieder. Er lächelte. »Peter, ich weiß, daß wir Meinungsverschiedenheiten hatten. Die sind auch noch nicht erledigt. Wir hatten immer unsere Auseinandersetzungen. « Er hielt kurz inne, als ob er die Klugheit dessen, was er darlegen wollte, abwägen wollte, dann fuhr er mit einem Seufzer fort. »Eigentlich wollte ich es dir nicht sagen, aber gerade wegen dieser Auseinandersetzungen habe ich dich für diese Stelle hier ausgewählt.« Er stand vom Schreibtisch auf und schritt durch den Raum und sprach währenddessen weiter. »Ich habe deine Laufbahn immer genau verfolgt, Peter, viel genauer, als du es je wußtest. Und ich habe mir Sorgen um dich gemacht. Von uns allen schienst du mir immer am meisten Probleme zu haben, nicht nur mit der Kirche, sondern auch mit dir selbst. Ich glaube, vieles davon hat mit deiner Kindheit zu tun...«

»Vergiß das«, warf Balsam ein, »das hat doch mit alldem gar nichts zu tun.«

»So, hat es nicht?« sagte der Priester spöttisch. Dann lächelte er wieder. »Nun, vielleicht nicht. Wie dem auch sei, das ist alles eine Frage der Auslegung. Wenn du es wünschst, werde ich deinen Kündigungsgrund prüfen. Ich werde es nicht gerne

tun, aber ich werde es tun. Inzwischen möchte ich, daß du mir einen Gefallen tust. Ich wünsche, daß du dein Gewissen prüfst, und ich wünsche mir, daß du dir mehr Mühe gibst, zu verstehen, was die Dominikaner wollten. Ihre Methoden mögen heutzutage etwas rauh erscheinen, aber, vergiß nicht, daß einige Überlieferungen aus dieser Zeit außerordentlich übertrieben sind. Vor allem haben sie den Menschen geholfen, ihren Glauben zu behalten. Und genau da liegt die Wurzel von deinem Problem. Ich glaube, du bist in einer Glaubenskrise. « Er legte seine Hand auf Peters Schulter. »Das kann uns allen passieren«, sagte er freundschaftlich. »Mir ist es passiert, als ich hierherkam. Aber ich habe sie überwunden. Natürlich hat mir die Gemeinschaft von St. Peter Martyr dabei geholfen. Die Gemeinschaft könnte auch dir helfen.«

Balsam sah den Priester fragend an. »Was ist die Gemeinschaft von St. Peter Martyr genau?« fragte er.

Der Priester lächelte geheimnisvoll. »Komm und sieh sie dir an.«

»Wir treffen uns morgen abend.« Da Peter zu zögern schien, fügte er noch hinzu: »Was kann sie noch verschlimmern? Sie könnte dir sogar helfen. Und wenn du uns auch nur besser verstehst. Und wenn du dann immer noch weggehen willst, bin ich mir sicher, daß wir das einrichten können.«

Balsam seufzte tief. Irgendwie hatte er das Gefühl, daß etwas nicht stimmte - daß das Gespräch nicht den Verlauf genommen hatte, den er sich vorgestellt hatte. Er verdrängte dieses Gefühl und lächelte den Monsignore an.

»Gut«, sagte er. »Morgen abend?«

»Um halb acht, im Pfarrhaus.«

Die beiden Männer verließen das Klassenzimmer und gingen gemeinsam aus dem Schulgebäude. »Werde ich dich in der Messe heute abend sehen?« fragte der Priester.

»Ich weiß es nicht«, gab Balsam ehrlich zur Antwort. »Aber ich glaube schon. Wenn ich es nicht schaffe, kann ich immer

noch beichten.« Er bereute die freche Bemerkung sofort, aber der Monsignore hatte nicht zugehört.

»Dann sehen wir uns also spätestens morgen abend, wenn nicht schon früher.« Er wandte sich um und verschwand im Pfarrhaus.

Peter Balsam machte sich auf den Weg den Hügel hinab. Dann aber, als ob ihm etwas eingefallen wäre, ging er in die Kirche zurück. Dort lag Karen Morton immer noch auf Knien vor der Heiligen Jungfrau, die Perlen des Rosenkranzes glitten durch ihre Finger, und ihre Lippen bewegten sich zum stillen Gebet. Als Balsam die Kirche wieder verließ und den Hügel herunterging, fragte er sich, wie lange sie wohl da sein würde.

Wenn er gewußt hätte, daß Karen Morton die nächsten acht Stunden in der Kirche verbringen würde, auf Knien betend, er hätte es sich noch einmal anders überlegt und noch an diesem Nachmittag Neilsville verlassen. Aber es war schon zu spät; die Dinge waren schon zu weit fortgeschritten, und Balsam war schon zu stark darin verwickelt. Die Bestrafung begann.



## 2. BUCH

### Die Gemeinschaft von St. Peter Martyr

#### 12

Inez Nelson huschte die Treppen hinauf und durch das Hauptportal der Schule von St. Francis Xavier. Sie war spät dran, und sie wußte, daß es der Monsignore nicht gerne sah, wenn man ihn warten ließ. Sie ging durch das Empfangszimmer und sah nervös auf die Tür, die in Monsignores privates Arbeitszimmer führte, und überlegte, ob sie an die verschlossene Tür klopfen sollte. Gerade als sie sich dagegen entschieden hatte, hörte sie das Klicken des Türschnappers und sah auf. Voller Erleichterung sah sie, daß der Priester sie anlächelte.

»Kommen Sie herein, kommen Sie«, sagte er mitteilksam. »Ein Glück, daß Sie zu spät kommen... Montage sind immer die hektischsten Tage. Über das Wochenende scheint sich die Arbeit aufzutürmen, obwohl gar keine Schule ist. Oder aber ich arbeite nicht hart genug an den Feiertagen.« Er machte hinter Inez die Tür zu und bot ihr einen Platz an. Dann begab er sich hinter seinen Schreibtisch und setzte sich. Sein Lächeln war verschwunden.

»Ich denke, Sie waren in der Klinik?« fragt er.

Inez nickte. »Ich habe beinahe eine Stunde mit diesem Dr. Shields zugebracht.«

»Dem Psychiater?« unterbrach der Monsignore.

»Ja«, Inez hielt kurz inne, sie mußte ein Schluchzen unterdrücken. »Oh, Monsignore, ich bin so durcheinander, und ich war das ganze Wochenende in Sorge. Er sagte, daß es Judy gutgeht. Aber sie will nicht darüber sprechen, warum sie das getan hat. Alles was sie ihm sagt ist, daß es ihr jetzt gutgeht und es nicht wieder vorkommen wird.«

»Und was erzählt sie Ihnen?«

Inez rutschte verlegen hin und her. »Das ist es ja gerade, Monsignore. Deshalb hatte ich das Verlangen, mit Ihnen zu reden. Über so vieles. Aber vor allem über Judy. Sie will mich nicht sehen.«

Monsignore Vernon riß überrascht die Augen auf. »Sie will Sie nicht sehen? Wie meinen Sie das, sie will Sie nicht sehen?«

»So wie ich es sage«, sagte Inez unglücklich. »Sie weigert sich absolut, mich zu sehen.« Sie kämpfte gegen die Tränen. »Und es geht nur um mich«, sie fuhr fort, ihre Stimme fing an zu zittern. »Alle anderen empfängt sie. Ihren Vater. Ihre Freundinnen. Aber mich will sie nicht sehen. Und jeder sagt, es geht ihr gut.«

»Sagen sie das?« Der Unterton in des Priesters Stimme suggerierte Inez, daß er nicht glaubte, daß es Judy wirklich gutging. »Wenn sie Sie nicht sehen will, frage ich mich, wie gut es ihr dann überhaupt gehen kann.«

»Genau das habe ich auch gedacht«, sagte Inez. Sie fühlte sich plötzlich besser. »Aber ich weiß nicht, was ich tun soll. Wenn ich wenigstens mit ihr reden könnte, ich würde bestimmt herausfinden, was der Grund ist.« Der Priester zuckte mit den Schultern. »Offen gesagt, ich sehe das Problem nicht. Judy ist erst sechzehn, und Sie *sind ihre Mutter*. Wenn Sie sie sehen wollen, ich wüßte nicht, wer Sie daran hindern könnte.«

Inez nickte energisch. »Das habe ich auch immer gedacht. Aber niemand gibt mir recht. O nein, nicht daß ich sie nicht sehen könnte, wenn ich das forderte. Jeder sagt, daß ich das tun kann. Aber alle glauben, es wäre unklug. Dr. Shields und George - mein Mann - beide scheinen davon überzeugt, daß ich noch warten soll. Sie sagen, daß sie mich dann vielleicht sehen will, und ich glaube, sie haben recht. Aber in der Zwischenzeit scheint sich auch niemand über meine Gefühle Gedanken zu machen. Ich fühle mich wie ein - ja, wie ein Versager!« Sie sah den Priester schuldbewußt an. »Wissen Sie, was ich getan habe? Jeden Tag bin ich zur Besuchszeit in die Klinik

gegangen und habe vollkommen fremde Personen besucht. Nein, natürlich nicht vollkommen Fremde, aber Leute, die ich normalerweise nicht im Krankenhaus besucht hätte. Dann sagte ich ihnen, daß ich gerade Judy besucht hätte und schnell noch auf einen Sprung zu ihnen hereinschauen wollte.« Jetzt flossen ihre Tränen, und Inez blickte den Priester unglücklich an. »Ich weiß wirklich nicht, wie lange ich das noch aushalte, Vater«, sagte sie. »Wenn das je herauskommt, daß Judy sich die ganze Zeit weigert, mich zu sehen - oh, Sie können sich gar nicht vorstellen, was für ein schlimmes Gefühl das ist.«

Monsignore Vernon bot ihr ein Kleenex an und schenkte ihr ein Lächeln. »Es ist schwer, ich weiß«, sagte er leise. »Manchmal glaube ich, in diesen Tagen steht alles kopf, und alle erwarten, daß wir unseren Kindern immer nachgeben.«

»Ich weiß«, sagte Inez und schneuzte sich in das Papiertaschentuch, darum bemüht, wieder Kontrolle über sich zu erlangen. »Aber ich fing schon an zu glauben, ich wäre die einzige, die so denkt.«

»Ganz und gar nicht«, antwortete Vernon. »Obwohl ich manchmal glaube, daß wir nur noch wenige sind, die sich weigern, sich von ihren Kindern manipulieren zu lassen.«

Inez sah den Priester scharf an. *Manipulieren*. Genau das gleiche Wort hatte Dr. Shields gebraucht. »Genau das ist es«, sagte sie, »ich fühle mich von Judy manipuliert. Als ob sie versucht, mich zu bestrafen.«

»Und genau das passiert auch«, sagte Monsignore Vernon bedeutungsvoll. »Sie haben keine Vorstellung, wie das hier sein kann.« Er drehte seinen Stuhl und sah zum Fenster hinaus, während er weitersprach. »Ich muß meine Augen immer überall haben. Die sind ganz schön schlau, wissen Sie? Aufgeweckter, als wir das in unserer Jugend waren. Aber es ist keine gute Art der Aufgewecktheit. Es ist eine durchtriebene Aufgewecktheit. Sie testen mich ständig, schubsen mich herum, um zu sehen, wie weit sie gehen können, bevor ich

ihnen ein Donnerwetter bereite. In öffentlichen Schulen muß das noch schlimmer sein. Die haben kaum noch Möglichkeiten zur Kontrolle. Gott sei Dank erkennt die Kirche die Bedeutung von Disziplin in der Erziehung von Kindern. Aber es wird von Jahr zu Jahr schwieriger. Jedes Jahr werden sie überspannter. Jedes Jahr versuchen immer mehr von ihnen, mich einzukreisen. Aber ich habe nicht die Absicht, das hinzunehmen. Dieses Jahr werden die Kinder noch herausfinden, wer in dieser Schule das Sagen hat, und sie werden herausfinden, daß sie es nicht sind.« Er drehte plötzlich wieder seinen Stuhl herum und schien fast überrascht, daß Inez Nelson ihm gegenüber saß. Er hatte beinahe schon vergessen, daß sie in seinem Arbeitszimmer war, und daß sie es war, mit der er sprach. Sie saß jetzt reglos da, entnervt von der Eindringlichkeit, mit der er gesprochen hatte. Er unterbrach den Augenblick mit einem flüchtigen Lächeln. »Es tut mir leid«, sagte er und schluckte kurz. »Manchmal werde ich richtig weggetragen. Worüber hatten wir noch gesprochen?«

»Judy...«, sagte Inez zerstreut. »Wir sprachen von Judy. Das bringt mich auf die andere Geschichte, die ich mit Ihnen besprechen wollte. Dr. Shields sagte mir, daß sie bis zum Wochenende wieder genesen sein wird und heute in einer Woche wieder an die Schule zurück kann. Nächsten Montag.«

»Ich verstehe«, sagte Monsignore Vernon vorsichtig und fuhr sich dabei nervös mit der Zunge über die Lippen. Inez bemerkte die Geste sofort.

»Das geht doch in Ordnung, oder?« sagte sie schnell. »Ich meine, es wird doch keine Probleme geben, oder?«

»Um ehrlich zu sein, ich weiß es nicht«, sagte Monsignore Vernon zögernd. »Soweit ich weiß, waren wir noch nie zuvor mit etwas Derartigem konfrontiert, und mir ist es bis jetzt noch nicht gelungen, herauszufinden, was man in diesem Fall tun kann.«

»Was in so einem Fall zu tun ist?« fragte Inez verwundert.

»Was soll es da zu tun geben? Ich verstehe nicht.«

»Nun«, sagte der Priester langsam, »es ist ja nicht so, als ob sie wirklich krank gewesen wäre, oder? Was sie getan hat, kommt einem Sakrileg sehr nahe. Judy wird beichten müssen, und man muß ihr die Absolution erteilen, bevor sie wieder an die Schule zurückkehren kann.«

»Bevor?« fragte Inez. »Weshalb bevor?«

»Wegen der Art ihrer Sünde. Sie müssen sich vor Augen halten, daß Selbstmord eine der schwersten Sünden ist, die ein Katholik überhaupt begehen kann. Nur Gott kann sie vergeben, die Kirche nicht.«

Inez war plötzlich beunruhigt. Sollte Judy etwa exkommuniziert werden? »Aber, sie hat doch nicht...«, begann sie. »Ich meine, tatsächlich hat sie doch gar nichts getan, oder?« fragte sie verzweifelt. »Gut, ich meine, sie hat es wohl versucht, aber Dr. Shields sagt, er glaubt nicht, daß sie sich wirklich töten wollte, und außerdem ist sie ja nicht tot, oder doch?«

Monsignore Vernon schenkte der verzweifelten Frau seinen verständnisvollsten Blick. »Ich fürchte, darum geht es nicht. Der springende Punkt ist, daß sie allen Ernstes absichtlich gesündigt hat. Daß sie keinen Erfolg hatte, war Glückssache, nicht Absicht. Und ich bin davon überzeugt, daß Ihnen bewußt ist, daß eine geplante Sünde im gleichen Maß eine Beleidigung Gottes darstellt, wie eine Sünde, die man auch begeht.«

Inez Nelson starrte ihn hilflos an. »Aber was wird mit ihr geschehen?«

»Ich fürchte, ich bin außerstande, das zu beantworten. Da sind schwerwiegende philosophische und theologische Fragen angeschnitten. Ich habe die Antwort einfach noch nicht gefunden. Aber ich habe vor, die *ganze* Angelegenheit heute abend vor unseren Arbeitskreis zu bringen, und ich bin sicher, daß wir sechs gemeinsam eine Antwort darauf finden können. Der Herr in Gestalt von St. Peter Martyr möge mich leiten.«

Er stand hinter seinem Schreibtisch auf und geleitete Inez aus dem Arbeitszimmer. Während sie schon wegging, rief er ihr noch einmal nach, und sie wandte sich um; sie war blaß im Gesicht, und ihr Blick flehte ihn an. Er hob die Hand zum Zeichen des Kreuzes. »Der Herr segne und beschütze dich, möge der Herr dir erscheinen und dir Frieden geben.«

Aber als sie aus der Schule heraus und langsam zum Parkplatz ging, wurde Inez Nelson klar, daß es für sie keinen Frieden geben würde. Nicht für sie oder ihre Tochter oder irgend jemand anderen in Neilsville. Als sie in den Wagen einstieg, verdeckte gerade eine Wolke die Sonne. Der Sommer in Neilsville hatte ein abruptes Ende gefunden.

Die Schlußglocke war gerade ertönt, und die Schüler strömten aus den Klassenzimmern in die Gänge hinaus. Alle außer Marilyn Crane. Sie saß alleine im Zimmer, zusammen mit Schwester Elisabeth, die ihren Schreibtisch in Ordnung brachte. Der Tag war nicht leicht gewesen für Marilyn; wenn es nach ihr gegangen wäre, so wäre sie überhaupt nicht in die Schule gegangen. Aber ihre Mutter hatte darauf bestanden, und Marilyn hatte sich den Hügel hinaufgequält. Er war ihr heute steiler als je zuvor erschienen, und als sie endlich angekommen war, mußte sie sich zwingen, hineinzugehen. Den ganzen Tag lang hatte sie das Gekichere und die Flüstereien gehört, während die Geschichte mit ihrer Demütigung in den Gängen die Runde machte. Jeder hatte davon gehört. Plötzlich waren es nicht mehr nur die eigenen Klassenkameraden, die sie schroff abwiesen und sich wendeten, wenn sie näher kam. Jetzt zeigten auch die jüngeren Kinder, die sonst wenigstens ein bißchen Respekt hatten, auf sie und steckten kichernd ihre Köpfe zusammen.

Sie versuchte, das alles zu ignorieren und sich so zu verhalten, wie es Mr. Balsam ihr geraten hatte, einfach so zu tun, als ob nichts Besonderes vorgefallen wäre. Den ganzen Tag hatte sie nur auf die Schlußglocke gewartet, und nun hatte

sie endlich geläutet. Aber noch immer verließ sie ihr Pult nicht. Statt dessen stierte sie traurig auf das Blatt Papier, das anklagend vor ihr lag. Es war eine Schularbeit, und sie war mit B-minus zensiert.

Die Note war nicht einmal so schlecht. Was ihr am meisten weh tat, war die Bemerkung, die gleich neben der Note stand. Dort stand, mit der runden Schrift von Schwester Elisabeth, die eigentlich ehe Beurteilung. »Das ist äußerst enttäuschend. Ich weiß, daß du es besser kannst.«

Marilyn war zum Heulen zumute. Was wollten sie denn von ihr? Sie gab sich Mühe. Sie wußte, daß sie sich Mühe gab. Aber einmal mehr war sie gescheitert.

Wie sie so auf die Benotung mit der Bemerkung daneben blickte, ballte sich die Wut in ihr zusammen. Sie kämpfte dagegen an. Auf wen sollte sie denn wütend sein, wenn nicht auf sich selbst. Sie war es doch, die die Note bekommen hatte. Sie war es doch, die die Erwartungen von Schwester Elisabeth nicht erfüllte. Ihre Wut wurde zu Frustration. Was *wollten* sie denn überhaupt. Ja, selbst wenn sie das wüßte, warum sollte sie sich nach ihren Erwartungen richten? Warum sollte sie das?

Warum sollte sie überhaupt etwas tun?

Doch als ihr die Größe ihres Gedankens, der ihr so unvermittelt eingefallen war, bewußt wurde, bat sie eilig um Vergebung. Sie beschloß, in die Kirche zu gehen. In der Kirche war alles besser. Die Heilige Jungfrau stellte keine Forderungen an sie.

Marilyn packte ihre Sachen zusammen und verließ den Raum. Dabei blickte Schwester Elisabeth auf und sah sie fragend an. Sie fand, daß irgend etwas mit Marilyn Crane nicht stimmte. Sie faßte den Plan, mit Monsignore Vernon über Marilyn zu sprechen. Monsignore würde schon wissen, was zu tun sei. Schwester Elisabeth ging wieder an ihre Arbeit und dachte nicht weiter an Marilyn.

Pünktlich um halb acht traf Peter Balsam im Pfarrhaus ein.

Er öffnete sich selber die Tür, nahm das silberne Glöckchen und klingelte. Nachdem ihm niemand antwortete, ging er den Flur entlang und klopfte leicht gegen die Tür zum Arbeitszimmer. Sofort wurde ihm von einem Mann geöffnet, den er nicht kannte, der jedoch zu wissen schien, wer er war.

»Peter Balsam«, sagte der Mann und öffnete die Tür gerade so weit, daß Peter Balsam durchschlüpfen konnte. Er hielt einen Zeigefinger auf die Lippen. »Monsignore spricht gerade den Segen.«

Das Arbeitszimmer war nur spärlich beleuchtet, und als Balsam sich umsah, stellte er fest, daß er von den sechs Männern, die in dem kleinen Zimmer versammelt waren, lediglich Monsignore Vernon kannte. Alle anderen waren ihm fremd, aber er hatte das bestimmte Gefühl, daß er ihnen kein Unbekannter war. Sie sahen ihn unvermittelt an, und er fühlte sich gemessen - und für gut befunden. Bis er die mögliche Bedeutung ihrer Blicke abgeschätzt hatte, war Monsignore Vernon mit dem Segen fertig und lächelte ihn an.

»Peter«, sagte er überschwenglich, »ich möchte dich der Gemeinschaft vorstellen.« Er nahm ihn am Ellbogen und stellte ihn nacheinander den Mitgliedern der Gemeinschaft von St. Peter Martyr vor. Sie waren alle Priester und stammten alle aus Gemeinden außerhalb von Neilsville. Aber als der Monsignore sie ihm vorstellte, bemerkte er, daß sie zwar alle um einiges älter waren als Vernon, aber doch einige Züge mit ihm gemein hatten. Auf ihren Gesichtern lag so eine Verkniffenheit, besonders bei Pater Bryant, dessen Gesichtsausdruck in Mißbilligung erstarrt schien. Pater Martinelli, der älteste unter ihnen, blickte aus tiefliegenden Augen, die man hinter den buschigen Brauen schon fast nicht mehr sehen konnte. Er knurrte Balsam einen Gruß zu, aber es war ein Ausdruck des Mißfallens darin, als ob er das Gefühl hätte, die Vorstellung hätte besser nicht stattgefunden. Pater Prine, der vom Rheumatismus ganz knorrig geworden war, streckte seine



Hand aus, aber bevor Balsam sie schütteln konnte, zog er sie unter Schmerzen wieder zurück. Die beiden anderen, deren Namen Peter nicht verstanden hatte, begrüßten ihn förmlich, aber ohne einen besonderen Gruß.

Als die Vorstellung beendet war, hieß Monsignore Vernon Balsam Platz zu nehmen. Der Stuhl neben dem Kamin, wo er jedesmal gesessen hatte, wenn er sich im Arbeitszimmer aufhielt, war noch frei. Er überlegte kurz, ob das Zufall oder Absicht war, kam dann zu dem Schluß, daß er für diese familiäre Not ganz dankbar war.

»Ich habe schon viel von Ihnen gehört«, sagte er zu der Gruppe. Sie starrten ihn an. Gerade als das Schweigen unangenehm zu werden drohte, fing Pater Prine zu sprechen an.

»Und wir haben viel über Sie gehört.« Irgend etwas in seiner Stimme verriet Peter, daß nicht alles, was sie gehört hatten, positiv gewesen war.

»Sicher nur Schlimmes, vermute ich«, grinste er. Der Humor war bei dem alten Priester fehl am Platze; er wandte sich nur stumm an Monsignore Vernon.

»Du mußt uns verzeihen«, sagte der Monsignore zu Peter. »Wir sind eine geschlossene Gruppe, und wir folgen strengen Regeln, was das Sprechen betrifft. Solange du unter uns bist, wirst auch du dich an diese Regeln halten. Aber du solltest dich nicht als ein Mitglied der Gemeinschaft von St. Peter Martyr betrachten. Jedenfalls noch nicht. Unsere Entscheidung, ob wir dich in unseren Orden aufnehmen oder nicht, hängt von vielen Dingen ab.« Peter hätte sich beinahe über den Gebrauch des Wortes ›Orden‹ durch den Priester empört, aber ihm fielen die Sanktionen gegen Fragen ein. Er merkte, daß er in Rage kam und mußte sich dagegen wehren, nicht spontan zu gehen. Er hielt sich zurück. Es gab ja einen Grund, warum er ins Pfarrhaus gekommen war. Hier hoffte er, herauszufinden, woraus die Wandlung des Monsignore Vernon von einem recht

lockeren Studenten, den Balsam vom Priesterseminar in Erinnerung hatte, zu einem hartherzigen Dogmatiker, der er jetzt war, resultierte. Und wenn Balsam eine Einstellung zu St. Francis Xavier finden wollte, mußte er zunächst den Direktor verstehen. So hielt er seinen spontanen Einfall, wieder zu gehen, zurück, und saß ruhig in seinem Sessel am Kamin. Und dann begann die Fragerei.

Die Fragen schienen auf den ersten Blick recht leicht, und Peter bekam bald das Gefühl eines Kindes, das man über dem Katechismus schwitzen läßt. Man bat ihn, das Apostolische Glaubensbekenntnis aufzusagen. Er wurde nach seinem Wissen über die Unbefleckte Empfängnis befragt. Aber je länger das Fragespiel andauerte, wobei jeder der Priester an die Reihe kam, um so deutlicher spürte Balsam, daß sie mehr von ihm wollten als einfach zu prüfen, wie es mit seinem Wissen über die kirchliche Glaubenslehre bestellt war. Sie versuchten auszumachen, ob er Zweifel an seinem Glauben hatte; ob es Gebiete gab, wo er nicht in Einklang stand mit den Dogmen.

»Verstehen Sie die Kirche als die wahre Hüterin vom Wort Gottes?«

»Akzeptieren Sie die Unfehlbarkeit des Papstes?«

»Haben Sie der Priesterschaft abgeschworen, weil Sie an Ihrem' Glauben Zweifel hatten oder an Ihrer Berufung?«

Die Fragen klangen ihm in den Ohren, und allmählich fand er, daß er mit allem, was sie ihn fragten, in Einklang stand, so erzählte er ihnen, was sie hören wollten, nicht etwa, um sich bei ihnen einzuschmeicheln, sondern weil die Fragen, je mehr sie sie herunterleierten, ihren Sinn verloren. Er fing an zu glauben, daß sie ihn nicht nach seinen eigenen Antworten fragten, die wegen ihrer Kompliziertheit und ihrer Vielseitigkeit nicht in ihr enges Schema gepaßt hätten. Statt dessen überschwemmten sie ihn mit ihren eigenen Überzeugungen und versicherten sich lediglich, ob er diese Überzeugungen umgekehrt wieder ihnen darlegen konnte.

So verging eine Stunde. Peter merkte, daß er ihre Fragen gar nicht mehr hörte, daß sie ihm nicht mehr vernünftig schienen. Er erhob eine Hand.

»Wäre es da nicht einfacher, wenn nur ich sprechen würde?« fragte er. »Ich weiß, worauf Sie hinauswollen, aber mit diesem Verfahren sitzen wir noch die ganze Nacht hier.«

Pater Martinelli funkelte ihn an. »Sie wissen gar nichts«, bebte der alte Priester. »Beantworten Sie bitte unsere Fragen. Wenn wir Ihren Kommentar brauchen, werden wir Sie darum bitten.«

So ging es weiter.

Und auf einmal war alles vorbei. Als ob sich die Priester ein unsichtbares Zeichen gegeben hätten, hörte die Fragerei schlagartig auf. Peter suchte ihre Gesichter ab, er versuchte, an ihren Mienen ihre Reaktion auf seine Antworten abzulesen.

Die Gesichter waren ausdruckslos.

Dann hörte er Monsignore Vernon sprechen.

»Es ist an der Zeit, in die Diskussion des heutigen Abends einzusteigen«, sagte er leise. »Thema ist, wie sollte es anders sein, Judy Nelson.«

Balsam stutzte. Judy Nelson? Warum wollte man hier über sie diskutieren? Wie weit betraf ihr Fall diese Gruppe? Die Antwort kam schnell. Während der folgenden zehn Minuten - Peter hatte schweigend zugehört - diskutierten die Priester, welche Strafe man Judy auferlegen sollte, wenn sie wieder an die Schule zurückkehrte. Die Frage, ob sie überhaupt wieder zurückkehren dürfe, war recht schnell geklärt; da sie sich die Möglichkeit der Erlösung nicht verbaut hatte, mußte man sie wieder in die Herde eingliedern. Die Frage nach der Bestrafung war allerdings nicht so leicht zu lösen. Schließlich, als die Diskussion fruchtlos zu werden drohte, unterbrach Peter.

»Glauben Sie nicht, daß es gut wäre, mit Judy zu reden, bevor Sie etwas beschließen?« schlug er vor. Pater Martinelli sah ihn mit fassungsloser Verwunderung an.

»Vollkommen ausgeschlossen«, krächzte die alte Stimme. »Was von allem, was sie uns sagt, könnte denn für uns von Belang sein?«

Peter war erstaunt. »Mir scheint, daß es klug ist, herauszufinden, warum sie das getan hat, bevor Sie anfangen Strafen zu verhängen«, sagte er.

»Unsinn«, schnappte Pater Bryant dazwischen. »Ihre Beweggründe interessieren uns nicht. Sie hat gesündigt, und in den Augen der Kirche ist es die Sünde, die zählt, nicht das Motiv für eine Sünde.«

Die anderen fünf Priester nickten in feierlicher Übereinstimmung. Balsam wollte sich auf den Weg machen. »Dann brauchen Sie mich ja nicht länger, oder? Ich bin Psychologe, nicht Priester und schon gar nicht Richter.«

»Setz dich«, sagte Monsignore Vernon. Peter gehorchte. »Du bist hier aus einem ganz bestimmten Grund. Über die Jahre haben wir festgestellt, daß eine streng durchgeführte Prüfung des eigenen Glaubens oft dazu gedient hat, den Glauben wieder zu bestärken. Das haben wir mit dir praktiziert. Aber du bist auch hier, um ein heikles Problem zu diskutieren, zu dessen Lösung wir uns nicht ganz kompetent fühlen.«

Sechs Augenpaare bohrten sich in Peters Augen. Niemand sprach, ehe Peter das Schweigen brach.

»Was für ein Problem?« fragte er.

Nun war Pater Prine an der Reihe.

»Wir sind um die Sicherheit unserer Kinder besorgt«, sagte er, mit gedämpfter, aber gleichmäßiger Stimme. »Für uns gibt es keinen Grund, der kleinen Judy die Rückkehr an die Schule zu verbieten, trotzdem haben wir das Gefühl, daß wir irgendwie die anderen Kinder vor - was immer - schützen müssen...« Er rang nach dem passenden Wort, fand dann eines, das er aber nur zögernd gebrauchte. »...was immer an Bösem in Judy lauert.«

Balsam wollte dem alten Priester sagen, daß seiner

Überzeugung nach nichts ›Böses‹ in Judy lauerte, sondern daß sie einfach das Opfer psychologischer Probleme war. Er wußte, daß es zwecklos war. Das war es nicht, was sie hören wollten. Infolgedessen konzentrierte er sich auf den wirklichen Kern der Frage.

»Ich weiß auch nicht genau, was man tun kann«, sagte er leise. »Ich meine, selbst wenn man Judy nur für kurze Zeit isoliert - man lenkt damit nur die Aufmerksamkeit auf die ganze Situation. Mir scheint das beste zu sein, so zu tun, als ob nichts geschehen wäre und zu hoffen, daß sich die Dinge von selbst regeln.«

Die Priester wogen offensichtlich die Klugheit dieses Vorschlags ab. Schließlich war es Monsignore Vernon, der die Stille unterbrach.

»Ich bin am Überlegen«, begann er, »ich habe da von etwas gehört oder darüber gelesen. Ich glaube, es wurde Entspannungstherapie genannt.«

Peter Balsams Aufmerksamkeit wurde schlagartig von dem Priester gefesselt. Wo hatte er je von der Entspannungstherapie gehört? Aber der Monsignore beachtete die plötzliche Spannung des Lehrers nicht und fuhr fort, sachlich und ruhig.

»Ich habe gerade überlegt, ob man sie möglicherweise in dieser Situation anwenden könnte. Die Schüler waren in der letzten Zeit ziemlich aufgekratzt. Glauben Sie, daß es eine Möglichkeit gibt, die Entspannungstherapie anzuwenden, um sie zu beruhigen? Bevor Judy in der nächsten Woche zurückkommt, meine ich?«

Balsams Gehirn begann zu rasen. Hier war Gefahr im Verzug, aber er konnte sie nicht recht ausmachen. Das einzige was er konnte, war, auf die Unstimmigkeit des Vorschlages des Priesters hinzuweisen. Von allen Anwesenden war Vernon der letzte, von dem Peter erwarten würde, daß er etwas vorschlug, was bestenfalls eine experimentelle Entwicklung war. Sein Instinkt sagte ihm, vorsichtig vorzugehen.

»Ich weiß nicht«, sagte er mit einiger Hochachtung, »ich fürchte, ich verstehe nicht viel davon, und soviel ich darüber gelesen habe, glaube ich nicht, daß sie in unserem Fall zum Erfolg führt.«

»Aber Sie wissen es nicht genau?« drängte Pater Bryant.

»Nein«, antwortete Peter zögernd, »ich weiß es nicht.«

»Also«, meinte Monsignore Vernon, »sie könnte ihnen unter Umständen helfen, oder nicht?«

Peter fühlte sich plötzlich in der Fall. »Möglicherweise, ja«, gab er zu.

»Nun denn«, sagte der Priester umgänglich, »warum lassen wir es dann nicht dabei? Du überschläfst es noch einmal und tust, was du für richtig hältst.«

Er stand auf, und Peter spürte, daß er entlassen wurde. »Ich will dir danken, daß du heute abend hergekommen bist. Ich glaube, es war für uns alle gut.«

Erst als die Tür leise hinter ihm ins Schloß fiel, hatte Peter das sichere Gefühl, daß seine Mitwirkung an diesem Treffen beendet war. Verwirrt stand er einen Moment lang im Flur, dann machte er sich langsam auf den Weg zur Eingangstür des Pfarrhauses. Dabei hörte er, wie die Gesänge anhoben. Zuerst ganz leise, dann wuchsen sie an. Es waren Gregorianische Choräle, aber irgendwie ein bißchen falsch. Beim Verlassen des Hauses vermutete Peter Balsam den Grund für den etwas eigenartigen Klang der Gesänge in der Tatsache, daß die Teilnehmer alt waren und ihre Stimmen mit dem Alter schwächer geworden waren.

Aber auch als er den Hügel hinunterging, behielt er den Klang der Gesänge im Ohr und im Kopf.

Er versuchte abzuklären, was es mit der Gemeinschaft von St. Peter Martyr auf sich hatte. Er war überzeugt, daß sie nicht die harmlose Arbeitsgruppe war, als die Monsignore sie hinstellte. Nein, sie war etwas anderes. Er überlegte angestrengt. »Orden.« Sie hatten sich als Orden bezeichnet.

Sicher, in diesen Tagen, in dieser Zeit, versuchten sie nicht, einen neuen Orden zu gründen, einen, der sich dem Gedenken an einen Großinquisitor des dreizehnten Jahrhunderts verbunden fühlte? Das war absurd.

Und noch etwas quälte ihn, etwas, über das er noch lange, nachdem er zu Hause war, nachdachte. Kurz vor dem Einschlafen fiel es ihm ein. Die Gemeinschaft von St. Peter Martyr hatte sich nicht wie andere ›Arbeitsgruppen‹, die er kannte, verhalten. Nein, die Gemeinschaft von St. Peter Martyr hatte sich wie ein Tribunal verhalten.

Peter Balsam fand das alles sehr verwirrend. Als er endlich schlief, waren seine Träume angefüllt mit dem Klang der Gesänge und den unheimlichen, intoleranten Gesichtern der Mitglieder der Gemeinschaft von St. Peter Martyr.

## 13

Während seine Klasse langsam in Zimmer 16 eintraf, merkte Peter Balsam, daß er schon den ganzen Morgen nur an diese Unterrichtsstunde gedacht hatte. Auf seinen Lateinunterricht hatte er sich noch weniger als sonst konzentriert. Die Lateinschüler hatten seine Abgelenktheit gespürt und sie natürlich ausgenutzt, indem sie die vergangenen drei Stunden damit verbrachten, ihre Aufgaben fehlerhaft zu übersetzen, sich zuzublinzeln, wann immer er es versäumte, ihre absichtlichen Fehler zu entdecken, und von Klasse zu Klasse herumzuerzählen, daß heute ein toller Tag war in Balsams Unterricht - alles war machbar! Inzwischen war die vierte Stunde gekommen, und die Psychologieschüler freuten sich noch mehr als sonst auf ihren etwas ausgefallenen Unterricht, und so betraten sie das Zimmer 16 mit einer gewissen Vorfreude. Es war fast, als ob sie wüßten, daß Balsam in den anderen Stunden etwas lax gewesen war, weil er etwas

Besonderes für sie geplant hatte.

Nun, als sich das Klassenzimmer langsam füllte, bekam er es plötzlich mit der Angst, zum ersten Mal, seit er die Entscheidung getroffen hatte. Was er vorhatte war ein Experiment, ein Experiment, mit dem er nicht vertraut war. An diesem Morgen war er früh aufgestanden, reich an Vorsätzen, und sah das wenige Material durch, das er zum Thema Entspannungstechnik finden konnte. Dabei sah er rasch, daß sie sich kaum von einer leichten Form der Hypnose unterschied. Nach einer Periode der herbeigeführten Entspannung, wofür sowohl Musik als auch die menschliche Sprache dient, werden die Subjekte - Balsam haßte dieses Wort - in ein Stadium geführt, das einem leichten Schlaf ähnelt. Aber nur kurz vor einem leichten Schlaf, nicht direkt. Die Musik war wichtig, und er traf aus seiner begrenzten Sammlung von Platten und Tonbändern eine vorsichtige Auswahl. Von seinem Gefühl geleitet, hatte er religiöse Musik gewählt. Es war eine Aufnahme Gregorianischer Choräle, die von ein paar Nonnen in Frankreich gespielt war. Ihm war nicht klar, ob die Gesänge der Gemeinschaft von St. Peter Martyr am vergangenen Abend ihn in dieser Richtung beeinflußt hatten. Er beeilte sich, den Plattenspieler aufzustellen, während die letzten Schüler ins Zimmer gehetzt kamen.

Die letzten, die hereinkamen, waren Karen Morton und Marilyn Crane. Aber obwohl sie das Zimmer zusammen betraten, war für Balsam offensichtlich, daß dies lediglich ein Zufall war. Marilyn schien fast gar nicht zu bemerken, daß alle anderen schon im Zimmer waren. Und Karen Morton ignorierte Marilyn vollkommen, während sie langsam zur ersten Bankreihe voring. Heute morgen setzte sie sich nicht sofort hin; sie stapelte ihre Bücher auf den Tisch und kam auf Balsam zu, um ihre Mundwinkel ließ sie ein leichtes Lächeln spielen. Balsam hatte das sichere Gefühl, daß sie irgendein Spiel mit ihm spielen wollte und beschloß, dem ein Ende zu



bereiten, noch bevor es überhaupt angefangen hatte.

»Setz dich bitte hin, Karen«, sagte er knapp, dabei übersah er den verletzten Ausdruck, der sie wegen dieser Abweisung überkam. »Wir sind schon spät dran, und ich habe heute viel vor.« Dann wandte er seine Aufmerksamkeit wieder der Klasse zu, im besonderen Marilyn Crane, die sich beinahe leblos zu ihrem üblichen Platz am hinteren Ende des Zimmers begeben hatte. Als er fertig war, die Anlage aufzubauen, begann Balsam zu erklären, worum es sich bei der Entspannungstechnik handelte, ohne ihnen dabei zu sagen, was er damit zu erreichen hoffte. Er fürchtete nämlich, daß sie gewarnt wären und nicht mehr auf die Technik ansprechen würden, wenn sie erst einmal wüßten, daß er mehr als ein einfaches Experiment mit ihnen plante. In der ersten Reihe hob sich eine; Hand, Janet Conally.

»Janet?«

»Ich weiß nicht, ob ich das richtig verstehe«, sagte Janet langsam. Dann grinste sie hintergründig. »Ich meine, das klingt, als ob ich einschlafen könnte.«

Balsam erwiderte ihr Grinsen. »Das könntest du«, stimmte er ihr zu. »Aber keine Angst. Heute findet ein denkwürdiges Ereignis statt in St. Francis Xavier. Es ist erlaubt, im Unterricht zu schlafen. Ja, wirklich, einige von euch könnten die ganze Geschichte schnarchend erleben, also laßt uns die Schulbänke wegräumen. Am besten, wir stellen sie ringsum an die Wände, dann haben wir genügend Platz, daß sich jeder auf den Fußboden legen kann. Wenn wir uns schon entspannen wollen, dann gleich richtig.«

Die Klasse tauschte Blicke aus, erschrockene, dann begannen sie, die Möbel zur Seite zu räumen. Diese Arbeit war gerade halb getan, als plötzlich die Tür aufging und Monsignore Vernon erschien, der schnell die Vorgänge im Raum erfaßte. Das Treiben hatte aufgehört. Es war beinahe, als ob jemand einen Schalter betätigt hätte und jede Bewegung zu Eis erstarrt wäre. Aber statt zu fragen, was hier vorging, blickte

der Priester Balsam nur an, lächelte kurz und verschwand wieder.

Nachdem die Tür wieder gut verschlossen war, ging das Aufräumen der Möbel weiter.

Bis die Schüler sich auf den Boden gelegt hatten, gab es ein großes Kichern und Flüstern, und Balsam unternahm gar nicht erst den Versuch, es zu unterbinden. Er wollte, daß sie sich entspannten, und wenn ihnen Kichern und Flüstern dabei half, so konnte ihm das nur recht sein. »In Ordnung«, sagte er, als jeder seinen endgültigen Platz gefunden hatte.

»Laßt uns anfangen. Ich werde ein wenig Musik auflegen, und ich möchte, daß ihr euch von ihr wegtreiben laßt. Wie ich vorhin schon sagte, habt keine Angst davor einzuschlafen. Es gibt keine bessere Entspannung als den Schlaf, und darum geht es ja schließlich.«

Er setzte den Tonarm auf die Platte, und die Musik begann. Nach den ersten Tönen wogte noch einmal eine Welle von Gekicher über die Klasse, sie ebte aber bald ab. Ganz langsam, einer nach dem anderen, erlagen seine Schüler dem gleichmäßigen Rhythmus und der Monotonie der Choräle. Balsam ging zwischen ihnen durch und sah, daß sie ihre Augen geschlossen hatten. Bei einem oder zwei sah man das schnelle Flattern der Lider, das sich bei einem leichten Schlaf einstellt. Er fing an, zu ihnen zu sprechen, er erklärte ihnen, daß sie auf ihre Atmung achten und sich vorstellen sollten, daß sie mit jedem Atemzug in den Boden einsanken. Tiefer und tiefer in den Boden. Gleichmäßig atmen. Der Musik lauschen. In den Boden einsinken. Tiefer. Tiefer...

Er ging wieder zur Stirnseite des Zimmers und wollte weitermachen, als noch einmal die Tür aufging und Monsignore Vernon leise hereinkam. Dieses Mal war er nicht alleine. Hinter ihm kam in einer Reihe die Gemeinschaft von St. Peter Martyr in Zimmer 16. Noch bevor Balsam richtig merkte, was vor sich ging, hatten sich die sechs Priester an der

Rückwand aufgestellt, als stille Beobachter dessen, was da kommen sollte.

Balsam sah sich kurz seine Klasse an; keiner hatte das Eindringen der alten Kirchenmänner und ihres jungen Anführers bemerkt. Sie atmeten tief und ruhig weiter, ihre Augen blieben geschlossen. Balsam drehte die Lautstärke der Musik herunter, fast bis sie nur noch ein kaum mehr wahrnehmbares Hintergrundgeräusch war. Und dann fing er an zu sprechen, bemüht darum, seine Stimme auf einem gleichmäßigen Niveau zu halten, das den Beinahezustand der Trance, der sich über seine Klasse ausgebreitet hatte, nicht unterbrach.

»Die Entspannungstechnik dient dazu, sich von seelischen Spannungszuständen zu befreien, indem man sich von körperlichen Verspannungen löst. Mit anderen Worten hilft sie in derselben Weise wie der Schlaf. Aber mit der einfachen Entspannung versuchen wir unseren Körper in einen schlafähnlichen Zustand zu versetzen, während wir unsere Gedanken bewußt vorbeiziehen lassen. Dabei erkennen wir unsere Ängste und zerstreuen sie auf unschädliche Weise. Was wir heute tun, ist nichts anderes, als an einem sonnigen Nachmittag in einer Hängematte liegend, Tagträumen nachzuhängen. Tagträume, die wir für müßige Fantasien halten, sind in Wahrheit viel bedeutender. Sie sind eine wichtige Ausgestaltung unserer eigenen Persönlichkeit, oder unsere Kraftspender gegen den täglichen Lebensdruck.« Er ließ seinen Blick kurz über seine Klasse schweifen und stellte fest, daß bis jetzt nichts die Schüler in Unruhe versetzt hatte. Jim Mulvey schnarchte gemütlich vor sich hin. Ein bißchen belustigt fragte sich Balsam, ob ihn überhaupt einer seiner Schüler noch verstand. Er sah zur Rückwand hinüber, wo die Gemeinschaft stand und teilnahmslos zuhörte. Dann machte er mit seinem Vortrag weiter.

»Obwohl wir alle manchmal glauben, daß Tagträume reine

Zeit-Verschwendung sind, wissen die Psychologen schon seit Jahren, daß sie sehr wichtige Hilfen zur Bewältigung von Spannungszuständen darstellen. Es funktioniert wie eine Sicherung. Die menschliche Psyche hat natürlich viele Sicherungen entwickelt. Eine, die ihr alle gut kennt, ist das Träumen. Beim Träumen räumt das Unterbewußtsein in Wirklichkeit die Trümmer auf, die sonst nicht verarbeitet werden können. Tagträume sind ganz ähnlich, mit dem Unterschied, daß sie sich auf der Ebene des Bewußtseins abspielen.«

Die Klasse war noch immer still, aber die Aufmerksamkeit der Gemeinschaft hatte sich anderem zugewandt. Ihr Interesse galt nun der Klasse. Sie schienen sich besonders auf zwei der Mädchen zu konzentrieren: Karen Morton und Marilyn Crane. Da er sich seltsam unwohl fühlte, beschleunigte Balsam seinen Redefluß.

»Manchmal«, fuhr er fort, »versagen die Sicherungen, die die Psyche sich eingebaut hat. Unter diesen Umständen fangen wir an zu sehen, was alles passiert, während unser Verstand versucht, mit seinen Problemen fertig zu werden... Es entwickeln sich Dinge wie nervöse Zuckungen etwa, oder man verliert die Fähigkeit, sich zu konzentrieren. Oder auch irrationales Verhalten kann sich einstellen. Manche Menschen können sich nach einem Versagen ihrer Sicherungen nicht mehr von ihren seelischen Spannungszuständen befreien und fangen dann an, sich völlig unkontrolliert zu kratzen.«

Balsam hörte ein entferntes Rascheln im Zimmer und versuchte auszumachen, woher es kam. Karen Morton schien in ihrer Federmappe herumzufummeln. Doch dann legte sie sich wieder hin. Die Mitglieder der Gemeinschaft von St. Peter Martyr standen weiterhin teilnahmslos an der Rückwand des Zimmers. Falls sie ihm so aufmerksam zuhörten, wie Balsam das vermutete, zeigten sie das mit keinem Zeichen. Er versuchte, wieder an seinen Gedankengang anzuknüpfen.

»Manchmal«, so fuhr er mit leiser Stimme fort, »fallen alle unsere Sicherungen aus. Wenn so etwas geschieht, kann das allerdings sehr ernste Folgen haben. Das Ende kann dann natürlich Selbstzerstörung bedeuten.«

Mit einem Schock wurde Balsam klar, was er gerade gesagt hatte, und er hielt auf der Stelle inne. Sein Blick richtete sich auf die starren Gesichter der Gemeinschaft. Statt ihrer beinahe verdutzten Mienen, die sie vorher aufgesetzt hatten, starrten sie ihn jetzt mit solcher Eindringlichkeit an, die ihm fast Angst machte. Er kam einem Sachverhalt sehr nahe, die die Gemeinschaft als Ketzerei brandmarken würde, und Peter Balsam suchte in Gedanken nach einem Ausweg. Er fand ihn fast schon zu leicht.

»Die Kirche«, fuhr er sanftmütig fort, »hat dies schon vor Jahrhunderten entdeckt, längst bevor die Sozialwissenschaften begannen, die Mechanismen des menschlichen Verstandes zu erforschen. Seit ihren Anfängen hat die Kirche erkannt, wie wichtig es ist, sich von Spannungen und Problemen, die die Funktionen des Verstandes beeinträchtigen können, zu befreien. Mit dem Ritual der Beichte hat die Kirche einen Mechanismus dargeboten, mit dessen Hilfe man sich von Spannungen frei machen kann.« Er sah rasch zu den sechs Priestern hin und stellte mit großer Erleichterung fest, daß sie wieder in ihre Teilnahmslosigkeit verfallen waren. Und während Balsam seinen Vortrag über die Funktion der Beichte auf die seelische Gesundheit derer, die sie regelmäßig ablegen, fortsetzte, lächelte ihm Monsignore Vernon aufmunternd zu und führte die fünf älteren Priester aus Zimmer 16. Als sie gegangen waren, fühlte Balsam eine plötzliche Woge der Erleichterung. Er machte weiter in seinem Vortrag, erst jetzt fühlte er sich frei genug, um sich darauf zu konzentrieren, was er für besonders wichtig hielt. Er sprach zu ihnen von Judy Nelson, aber dieses Mal war er sicher, daß seine Ausführungen nicht unterbrochen werden würden.

Er erzählte ihnen, daß das, was mit Judy geschehen war, einfach eine Folge davon war, daß sich zuviel Spannung aufgebaut hatte, ohne abgebaut zu werden. Als es für sie unerträglich viel geworden war, hatte sie sich irrational verhalten - sie war selbstzerstörerisch geworden. Er sagte ihnen, daß man eher Mitleid mit Judy haben sollte als sie anzuklagen, und während er leise weitersprach, drängte er sie, möglichst nett zu ihr zu sein, wenn sie wieder an die Schule zurückkehrte; sie sollten sich um Verständnis bemühen und nicht auf den Einzelheiten ihrer Tat herumhacken.

Er sah zur Uhr und stellte fest, daß die Stunde in zehn Minuten um war. Er ging zum Plattenspieler und legte schnell eine andere Platte auf. Statt leiser Choräle gab es jetzt schrillen Acid-Rock. Langsam drehte er die Lautstärke auf, bis der ganze Raum von der vibrierenden Klängen dieser Musik erfüllt war. Langsam, während die Klasse aus ihrem Beinahezustand der Betäubung erwachte und alle merkten, wo sie waren, kam wieder Leben ins Zimmer.

Nicht alle. Es gab eine Ausnahme.

Marilyn Crane, mit einem eigenartigen Gesichtsausdruck, weit aufgerissenen Augen und einem schlaff herabhängenden Mund, hatte sich hingekniet. Ihre Hände hatte sie vor sich gefaltet, und während die Klasse sie anstarrte, fing sie an zu beten.

Karen Morton bemerkte das Blut an ihren Händen, während sie ihren Schrank aufsperrte. Erst klebte es ja nur ein bißchen, und sie hätte gar nicht darauf geachtet. Aber als sie die Finger von dem Schloß nahm, blieb das glänzende Rot von frischem Blut darauf zurück. In dem Augenblick besah sie sich ihre Handflächen.

Das Merkwürdige dabei war, daß es überhaupt nicht weh tat, und sie nicht wußte, wo ihr das passiert war. Da, mitten in jeder Handfläche, war die Haut offen, und das Fleisch sah so seltsam breiig aus, als ob sie darin herumgequetscht hätte. Sie

schaute sich um, ob jemand sie bemerkt hatte, aber es war niemand in der Nähe. Sie nahm ein Kleenex-Tuch aus ihrer Federmappe und wischte hastig die Flecken von dem Schloß ab. Dann rannte sie zur Treppe, sie wollte nach unten in den Ruheraum, bevor jemand sah, daß sie blutete und sie um eine Erklärung bat.

Endlich sicher im Ruheraum, fing Karen an, ihre Wunden genau zu untersuchen. In einer spürte sie einen harten Gegenstand, und sie wusch ihre Hände sorgfältig. Nachdem das Blut gewaschen war, hielt sie ihre verletzte Hand hoch und fand etwas, das in der Wunde steckte. Sie lockerte es sorgfältig und spülte es raus. Es war die abgebrochene Spitze eines Bleistiftes. Noch einmal wusch sie ihre Hände, trocknete sie ab und suchte in ihrer Federmappe herum. Da, am Grund lag ein blutbeschmierter Bleistift, dessen Spitze abgebrochen war. Irgendwann während der Stunde hatte sie wohl den Stift aus ihrem Mäppchen gefischt und sich damit verstümmelt. Aber sie hatte keine Erinnerung mehr daran, an überhaupt nichts.

Sie wühlte noch weiter in ihrer Federmappe herum und fand ein paar zerknüllte Heftpflaster, die sie schon einige Monate mit sich herumtrug. Sie riß die Schutzstreifen ab und klebte die Pflaster in ihre verletzten Hände. Doch während sie die Heftpflaster festdrückte, begannen die Schmerzen. Zuerst nur ganz leicht, aber schnell zog ein richtiges Brennen ihre Arme hinauf. Bis sie ihren Notverband angelegt hatte, hatte sich Karen auch entschieden. Sie wollte für den Rest des Tages nach Hause gehen. Sie sagte niemandem, wohin sie ging, oder warum. Sie ging einfach aus ihrem Ruheraum hinaus, die Treppe hinauf und verließ das Gebäude. Den übrigen Teil des Nachmittags machte sie sich Sorgen, was mit ihr geschehen war, und im Verlaufe dieser Stunden wuchs ihre Angst.

»Marilyn?« fragte Peter Balsam, als er sah, daß außer ihm und dem Mädchen niemand mehr im Zimmer war. Sie gab

keinerlei Zeichen von sich, daß sie ihn gehört hatte.  
»Marilyn?«

Langsam drehte sie ihren Kopf herum und sah ihn lange Zeit schweigend an. Dann fingen ihre Lippen an, sich zu bewegen, sie formten aber keine Worte.

»Ich sah sie«, flüsterte sie schließlich unter großer Anstrengung. »Ich sah sie.«

»Du sahst sie?« wiederholte Balsam verblüfft. »Wen sahst du?«

Und plötzlich lächelte Marilyn, und ihr Gesicht erhielt dabei einen Glanz, der ihre Hausbackenheit beinahe in Schönheit wandelte.

»Die Jungfrau«, flüsterte sie. »Ich sah die Heilige Jungfrau. Sie kam zu mir!«

»Es ist alles in Ordnung«, sagte Peter besänftigend. Er versuchte, seine Stimme gleichmäßig klingen zu lassen, aber er merkte, wie sich sein Magen verkrampfte. Etwas hatte nicht geklappt; Marilyn war nicht mit dem Rest der Klasse aus der Semi-Trance erwacht, und er kannte niemanden, an den er sich um Hilfe wenden konnte. Er sagte sich vor, jetzt die Ruhe zu bewahren und beschloß, einen Versuch zu unternehmen, sie durch ein Gespräch in die Wirklichkeit zurückzuholen.

»Was hast du gesehen?« fragte er ruhig.

»Sie war schön«, sagte Marilyn verträumt. »Nur daß sie mich nicht anlächelte. Es war, als ob sie etwas schmerzte. Und während sie mich anschaute, zeigte sie mir ihre Hände. Sie bluteten. Es - es war, als ob man sie - als ob man sie...«, sie brach ab, nicht mehr in der Lage, noch ein Wort herauszubringen.

»Gekreuzigt hätte?« fragte Peter leise. Marilyn nickte stumm.

»Was bedeutet das?« fragte sie ihn, und zum ersten Mal war sich Balsam sicher, daß sie seine Anwesenheit bemerkte. »Sie wollte mir etwas sagen, das weiß ich genau, aber ich konnte



nicht herausfinden was das war. Was versuchte sie mir mitzuteilen?«

Balsam nahm Marilyns Hand und hielt sie fest. »Es ist ja alles in Ordnung«, sagte er sanft. »Jetzt ist ja alles vorbei. Du bist eingeschlafen und hast geträumt. Das ist alles.«

»Nein«, entgegnete Marilyn, und zog ihre Hand aus der seinen. »Ich weiß, daß ich nicht geschlafen habe. Ich habe alles gehört, was Sie gesagt haben. Sie haben über Sicherungen gesprochen und Befreiungen, darüber, was passiert, wenn die Sicherungen nicht funktionieren. Und in dem Moment ist sie mir erschienen. Aber ich habe Sie immer noch gehört. Sie haben weitergesprochen, und die Priester von Sanhedrin waren hier und haben Ihnen zugehört und die Mutter der Erlösten angeschaut, und sind dann wieder gegangen. Und dann haben Sie von Judy Nelson gesprochen, schließlich. ist die Jungfrau auch wieder gegangen. Mr. Balsam, ich weiß, daß ich nicht geschlafen habe. Ich *weiß* es.« Marilyn stand auf und fing an, das Zimmer aufzuräumen, und Balsam stellte fest, daß jetzt alles zu Ende war, egal was geschehen war. Aber was war passiert? Zumindest wußte Marilyn von der Anwesenheit der sechs Priester. Er beschloß, das noch ein wenig zu prüfen.

»Du hast die Priester gesehen?« fragte er sie. Marilyn nickte bedeutungsvoll.

»Die Priester von den Sanhedrinen. Die Juden, die unseren Herrn verurteilt haben. Sie sind hier gewesen, sechs waren es, und sie haben die Mutter der Erlösten angesehen. Aber sie hat sie nicht beachtet. Sie wollte mit mir sprechen. Aber ich habe keine Ahnung, warum.«

Balsam überlegte, ob er ihr sagen sollte, daß die Priester, die sie gesehen hatte, äußerst real waren. Nein, das würde das Mädchen wohl noch mehr beunruhigen. Statt dessen beschloß er, sie davon zu überzeugen, daß alles nur ein Traum war.

»Es war niemand hier, Marilyn«, versicherte er ihr. »Alles was geschah, war einfach eine Mischung aus Traum und

Wirklichkeit. Das ist nichts Ungewöhnliches. Ein Teil deines Geistes registriert genau, was um dich herum geschieht, aber ein anderer Teil ist weit entfernt. Dann fangen die Dinge an, durcheinanderzugeraten. Die Welt des Realen vermischt sich mit deinem Traum, und dein Traum erscheint dir um so mehr wie die Wirklichkeit.«

»Aber es war kein Traum«, beharrte Marilyn, »ich weiß, daß es kein Traum war. Ich habe die Heilige Jungfrau gesehen, und ihre Hände bluteten!« Aber als sie Peter Balsams ungläubigen Gesichtsausdruck sah, rannte sie aus dem Zimmer, als ob sie durch Flucht vor seiner Skepsis die Echtheit dessen, was sie gesehen hatte, bestätigen könnte.

In Zimmer 16 saß, tief in Gedanken versunken, ein äußerst verwirrter Peter Balsam. Nach einigen Minuten hatte er sich zögernd zu dem Entschluß durchgerungen, den Zwischenfall mit Monsignore Vernon zu diskutieren.

Es überraschte Balsam nicht, die ganze Gemeinschaft von St. Peter Martyr in Vernons Arbeitszimmer versammelt anzutreffen, als ob sie ihn erwartet hätten. Als er das Arbeitszimmer betrat, erhoben sie sich gleichzeitig, um ihn zu begrüßen. Wie gewöhnlich verhielt sich der Monsignore wie ihr Sprecher.

»Nun, Peter«, sagte er und lächelte dabei fast herzlich. »Wir sind sehr zufrieden mit der Art und Weise deines heutigen Umgangs in der Klasse.«

Balsam lächelte gequält. Es war wirklich verrückt, daß er ausgerechnet für die eine Stunde, die total danebengegangen war, Lob erhielt.

»Ich fürchte, ich habe das äußerst unglücklich gehandhabt«, sagte er. Monsignore Vernon sah ihn fragend an, und Balsam berichtete, so gut er konnte, was mit Marilyn Crane geschehen war. Schweigend hörten die Priester zu. Als Balsam fertig war, sahen sie Monsignore Vernon an. Der Priester runzelte beim Gedanken an die weitreichenden Folgen dieses seltsamen

Zwischenfalls die Stirn.

»Das würde heißen, daß Marilyn glaubt, daß sie ein religiöses Erlebnis hatte«, sagte er mit Zurückhaltung.

Balsam nickte. »Ich habe versucht, ihr zu erklären, daß es wahrscheinlich daher kam, weil sie eingeschlafen war, aber sie wollte mir nicht glauben. Und je mehr ich daran denke, um so beunruhigter werde ich.«

»Beunruhigt?«

»Ich habe über Marilyn nachgedacht und auch über ihre gesamte Persönlichkeitsstruktur«, hob Balsam an. Aber noch ehe er seine Gedanken zu Ende führen konnte, wurde er von Monsignore unterbrochen.

»Marilyn war immer eine unserer besten Schülerinnen, und auch eine der religiösesten.«

»Davon bin ich überzeugt«, sagte Balsam trocken, »aber ich frage mich, wieviel davon echt ist.«

»Echt?« wiederholte Vernon. »Ich verstehe nicht ganz, was du meinst.«

»Marilyn scheint kein besonders ausgeglichenes Kind zu sein. Sie hat praktisch keine Freunde, und alle anderen Kinder schneiden sie. Es ist beinahe so, als ob sie eine teuflische Freude daran haben, wenn sie ihr schaden können.« Er erzählte ihnen, was sich auf der Party am vergangenen Samstag abend zugetragen hatte. Sie hörten, wieder in Schweigen gehüllt, zu. »Meiner Meinung nach«, schloß Balsam, »benutzt Marilyn ihren schulischen Fleiß und ihre Religion als Mittel zur Flucht. Da sie von ihren Klassenkameraden nicht sonderlich geschätzt wird, hat sie sich dazu entschlossen, ihre Anerkennung von ihren Lehrern und der Kirche zu erheischen.«

»Ist das so schlimm?« fragte Pater Bryant. »Es gibt schlimmere Wege zur Kompensierung.«

Balsam entgegnete schulterzuckend: »Es gibt alle möglichen Wege zur Kompensierung, und ich will unter keinen Umständen behaupten, daß Marilyn sich auf einen der

ungesunden verlegt hat. Aber jede Art der Kompensation, bis ins Extrem gesteigert, ist ungesund.«

»Ich verstehe«, sagte Monsignore Vernon langsam, »du nimmst an, daß Marilyn's Glaube in Frage gestellt werden muß. Du nimmst an, daß das, was sie sich heute nachmittag zu sehen einbildete - was? - ihrer Hysterie entsprang?«

»Ich halte das für möglich«, erwiderte Balsam, froh darüber, daß ihn der Priester so gut zu verstehen schien. Aber dann veränderte sich die Miene des Monsignore, und in seinen Augen flackerte dieses kalte Licht, das Balsam schon kannte, dieses kalte Licht seines religiösen Fanatismus.

»Damit bin ich nicht einverstanden«, sagte er matt. »Ich habe so etwas schon mal gesehen. Sie ist schlau, weißt du. Ein äußerst aufgewecktes Kind. Das ist doch nichts weiter als ein Versuch, uns zu manipulieren. Dich, mich, die Schwestern, jeden. Denk an meine Worte, eine Nachforschung darüber wird mir recht geben. Du kannst es von mir aus Hysterie nennen. Für mich ist das nichts anderes als eine besonders durchtriebene Form der Manipulation. Durch Erfahrung aufmerksam geworden, hat sich die Kirche ja ein Instrumentarium geschaffen, um solchen Phänomenen, wie sie Marilyn Crane erfahren zu haben behauptet, nachzugehen.« Und genauso schnell, wie dieses fanatische Flackern in den Augen des Monsignore erschienen war, war es auch wieder verschwunden. Plötzlich lächelte er heiter einen verschreckten Peter Balsam an.

»Man muß sich darüber wirklich nicht beunruhigen«, sagte er jetzt, in seiner Stimme war nun nicht mehr jene Härte, »solche Dinge passieren immer wieder. Ich kann mir vorstellen, daß Marilyn das alles bis zum Ende des Tages schon wieder vergessen hat. Und wenn nicht, werde ich noch ein Gespräch mit ihr führen.« Dann, als ob ihm ein Gedankenblitz gekommen wäre, hielt er einen Augenblick inne. »Und wir dürfen nicht vergessen«, sagte er leise, »die

Möglichkeit, daß die Heilige Jungfrau Marilyn wirklich besucht hat, die besteht immer.«

## 14

Balsam hörte, daß seine Wohnungstür geöffnet wurde, und rief aus der Küche: »Ich bin hier, werfe alles mögliche zusammen in den Topf und hoffe, daß wir uns daran nicht vergiften werden. Komm doch herein und mach uns ein paar Drinks, ja?«

»Ich bin schon da«, antwortete Margo vom Flur aus. Mit einigem Mißfallen besah sie sich den Anzug, den er anhatte. »In den nächsten Tagen werden wir noch einmal nach Seattle reinfahren, um dir einen neuen Anzug zu besorgen. Warum ziehst du dich nicht um? Allein dein Anblick ist mir unangenehm.«

»Kann ich nicht«, sagte Peter und grinste sie dabei an. Jetzt, wo sie endlich da war, begann er sich etwas wohler zu fühlen. Aber nicht allzu sehr; sein Grinsen verschwand. »Ich muß heute abend noch auf eine Versammlung gehen, und auf der Art von Versammlung kann ich mich nicht in Jeans und T-Shirt blicken lassen.«

»Als ob du in erster Linie solche Sachen trägst«, gab Margo zurück und lockerte dabei den Eiswürfelbehälter aus dem Gefrierfach. »Was ist das denn für eine tolle Versammlung?«

»Sie wird dir nicht zusagen«, sagte Peter. Er kämpfte mit dem Dosenöffner, hielt aber dann hilflos Margo die verbeulte Dose zusammen mit dem Öffner entgegen. »Es ist eine Versammlung der Gemeinschaft von St. Peter Martyr.«

Margo warf ihm einen kurzen Blick zu, dann nahm sie die Konservendose und beendete die Arbeit, die Peter verpfuscht hatte. »Ich dachte, du hättest genug von ihnen«, sagte sie gleichgültig

»Das habe ich nicht gesagt«, wehrte Peter ab.

»Nein?« Margos Augenbrauen krümmten sich. »Seltsam. Ich hatte aber letzte Nacht genau diesen Eindruck.«

Peter sah sie scharf an. »Letzte Nacht? Ich habe in der letzten Nacht gar nicht mit dir geredet.«

»Aber natürlich hast du das«, sagte Margo. »Gut, es war sehr früh am heutigen Morgen, wenn du Haarspaltereien liebst. Aber für mich ist alles vor Sonnenaufgang ›letzte Nacht‹.«

Als sie Peters Miene sah, runzelte sie die Stirn. »Erinnerst du dich wirklich nicht mehr daran?«

»Da gibt es nichts zu erinnern«, erklärte Peter. »Ich bin von der Versammlung nach Hause und so gegen elf Uhr ins Bett gegangen und habe die *ganze* Nacht geschlafen. Ich habe noch daran gedacht, dich anzurufen, es aber bleiben lassen; es war schon zu spät.«

Bevor Margo, die inzwischen mit der Dose fertig war, zu sprechen anfing, mixte sie die Drinks für sie beide. Als sie Peter seinen Scotch mit Wasser gab, sah sie ihn vorsichtig an und versuchte zu erkennen, ob er irgendein Spiel mit ihr trieb. Sie fand, daß dem nicht so war.

»Nun denn«, sagte sie und biß ich dabei grüblerisch auf die Unterlippe, »du hast ein paar ziemlich seltsame Gewohnheiten angenommen. Telefonierst du immer im Schlaf? Weil du mich nämlich in der vergangenen Nacht wirklich angerufen hast.«

Peter suchte in seiner Erinnerung, aber er konnte etwas Derartiges aus der letzten Nacht nicht mehr zusammenkriegen. Er merkte einen leichten Kloß der Angst im Magen, aber er kämpfte dagegen an. »Was habe ich gesagt?« fragte er und bemühte sich, seine Stimme so unbekümmert wie möglich klingen zu lassen. »War ich interessant?«

»Nein«, sagte Margo, »absolut nicht. Du hast lediglich gesagt, daß du zu der Versammlung von dieser verrückten Gemeinschaft des Monsignore gegangen bist, und daß du dort nicht mehr hingehen wolltest.«

»Habe ich tatsächlich ›Diese verrückte Gemeinschaft gesagt, oder gibst du deine eigene Meinung wieder?«

Auf Margos Gesicht zeigte sich allmählich wieder ein Lächeln.

»Ist ja schon gut, also ich habe dich nicht genau zitiert. Wenn du es wissen willst, ich weiß deine Worte nicht mehr so genau. Ich meine, es war spät, und ich schlief, und, na, du weißt ja, wie gerädert man mitten in der Nacht sein kann. Egal, ich hatte jedenfalls den festen Eindruck, daß du nicht beeindruckt warst vom Monsignore und seinen witzigen Freunden.«

»Witzige Freunde?« wiederholte Peter. »Ich denke auch nicht, daß dies meine genauen Worte waren, oder?«

»Nein«, sagte Margo erneut, langsam begann sie sich zu ärgern. »Das waren sie nicht. Aber wenn du mich fragst, Freunde des Monsignore müssen ganz einfach witzig sein.«

»Ich wünschte, sie wären es«, gab Peter in einem Tonfall zur Antwort, der Margo mit einem Male in Unruhe versetzte. »Aber ich bin nicht davon überzeugt, daß irgend etwas an ihnen witzig ist.« In wenigen Worten erzählte er ihr von der Versammlung der Gemeinschaft in der vergangenen Nacht, und auch von den Vorgängen an jenem Nachmittage. Margo hörte ihm gut zu und schüttelte, nachdem er fertig war, den Kopf.

»Aber warum willst du dann heute abend schon wieder dahin gehen?« fragte sie ihn. »Ich hatte den Eindruck, daß du dich aus all dem heraushalten wolltest.«

»Ich weiß es nicht«, sagte Peter grüblerisch, als ob er sich selbst und auch ihr seine Gefühle zu erklären versuchte. »Mir ist nicht ganz klar, was sie vorhaben. Aber ich weiß, daß sie etwas vorhaben. Letzte Nacht, kurz bevor ich die Versammlung verließ, eröffnete mir Monsignore Vernon, daß ich aus einem ganz bestimmten Grund eingeladen war - um meinen Glauben wieder bestärken zu lassen. Und er hatte recht.

Als ich heute früh aufwachte, hatte ich ein wesentlich besseres Gefühl als in der Nacht zuvor.«

»Ein besseres Gefühl wofür?« fragte Margo.

Peter zuckte die Schultern. »Die Kirche. Bis heute morgen war ich beinahe soweit, daß ich das Handtuch werfen wollte wegen alldem. Aber heute morgen dachte ich anders. Ich merkte, daß mir etwas gefehlt hatte, irgendwo gab es da noch irgend etwas, das mir alles erklären konnte. Und ich glaube, daß dieses Etwas möglicherweise der Gemeinschaft noch eine Chance geben muß.« Er lächelte Margo an, in der Hoffnung, ihren besorgten Gesichtsausdruck, den sie angenommen hatte, wieder verwischen zu können. »Ich sehe nicht, daß sie etwas Schlimmes anrichten kann, aber sie könnte mir viele meiner Fragen beantworten.«

Margo schaute voller Zweifel. Während sie sprach, schlich sich Skepsis in ihre Stimme. »Eine wunderbare Verwandlung, Peter? Irgend etwas ist mit dir in der vergangenen Nacht geschehen, weil du deine Einstellung ganz wesentlich geändert hast.«

»Ein Mann kann seine Meinung ändern«, sagte Peter und versuchte, seine Stimme dabei leger klingen zu lassen.

»Oder er läßt sich ändern«, konterte Margo. Im stillen beschloß sie, auf Peter zu warten, bis er in dieser Nacht nach Hause kam.

Wie schon in der vergangenen Nacht, wurde er von einem der alten Priester - Pater Martinelli, wenn er sich recht erinnerte - in das Arbeitszimmer gebeten, und einmal mehr traf er Monsignore Vernon ins Gebet versunken an. Aber der Raum schien Peter irgendwie verändert, und er bemerkte gleich warum. Heute abend brannte kein Licht. Die Vorhänge waren ganz fest zugezogen. Das einzige Licht kam von einem Feuer, das im Kamin brannte, und einigen großen Kerzen, die im Zimmer verteilt waren. Sieben Stühle waren in einem ordentlichen Halbkreis um das Kaminfeuer herum angeordnet -



die beiden äußerst bequemen Sessel und fünf andere. Peter Vernon kniete auf einem der Sessel, er verwendete ihn als provisorischen Gebetsstuhl. Der andere Sessel, gegenüber dem, auf dem Monsignore Vernon kniete, war Peter Balsam vorbehalten. In aller Stille nahm er Platz und bereitete sich auf eine weitere Inquisition vor.

Aber in dieser Nacht war es anders. Bevor das Ritual seinen Weg nahm, gab es keine Diskussion. Statt dessen begannen sofort, nachdem Monsignore Vernon sein stilles Gebet beendet hatte, die Gesänge. Der Monsignore führte sie an, und nach jeder Phrase fiel einer der alten Priester ein, auf diese Weise schwoll der Klang an, bis all diese alten Kirchenmänner die Kadenzen heraus sangen.

Zunächst fragte sich Peter Balsam, ob man erwartete, daß er in die Gesänge einstimme, aber beim Zuhören merkte er, daß er nicht mitmachen konnte: Er kannte die Texte nicht. Während er versuchte, die Worte zu verstehen, entdeckte er, daß es nicht an den dünnen Stimmen lag, daß die Gesänge unverständlich waren; es war die Sprache, eine Art Dialekt, ein bißchen wie Latein, beinahe daß er es verstand, aber so davon abweichend, so verdreht, dachte Peter schaudernd - daß es über sein Fassungsvermögen hinausging.

Während die Kadenzen, die ihn umgaben, in ihn eindrangen, anstiegen, fühlte Balsam, wie sein Verstand umherzuschweifen begann. Das Feuer, das in dem Kamin loderte, schien in der Entfernung zu verschwinden, die tanzenden Schatten der flackernden Kerzen projizierten eigenartige Bilder an die Wände. Er hatte das Gefühl, als ob er durch die Zeiten zurück in ein anderes Zeitalter transportiert werde, in ein Zeitalter, wo nur der Glaube einen Mann in höchste Verzückung versetzen konnte.

In seinem Kopf tanzten die Bilder. Seine halb geschlossenen Augen wanderten von einem Gesicht zum anderen, aber statt der fünf ältlichen Priester und des jugendlichen Monsignore

sah Peter Balsam, daß die Gesichter alter Heiliger plötzlich zum Leben erwachten. Sie lächelten ihn an und winkten ihm zu. Ein Gefühl der Kameraderie überkam ihn, und voll des Glücks übereignete sich Peter Balsam der Gemeinsamkeit der kleinen Gruppe.

Kurz darauf merkte er allmählich, daß die Gesänge aufgehört hatten und die Gemeinschaft in Antwortgebete vertieft war. Entfernt nahm er die Stimme von Monsignore Vernon wahr, die leise durch den Raum hallte, und die dünnen, schnarrenden Stimmen der fünf älteren Priester, die die Antworten gaben. Er versuchte sich auf die Worte zu konzentrieren, aber, wie schon die Gesänge, sprachen sie in einer Latein ähnlichen Sprache, die er nicht übersetzen konnte. Und, wie bei den Gesängen, hielten die Betenden einen festen Rhythmus inne, es war ein Rhythmus, der anstieg und eine geistliche Botschaft barg, die sehr deutlich war: Peter Balsam, schienen die regelmäßigen Anstimmungen zu flüstern, Peter Balsam, du befindest dich in Gegenwart Gottes. Sei demütig, Peter. Und sei getröstet.

Das war er. Als die Rhythmen ihn einmal mehr überkamen, stieß Peter Balsam ein stilles Dankgebet aus, daß er an dieser wundersamen Zeremonie teilnehmen durfte.

Die Zeit stand für ihn fast still, und je mehr er sich dieser religiösen Erfahrung, die um ihn herum vor sich ging, hingab, schwanden ihm seine Gedanken. Seine Sinne wurden schärfer, während er immer tiefer in einen Zustand der Trance sank. Er konnte die sengende Hitze jeder einzelnen Kerze spüren; die Flammenzungen des Feuers im Kamin schienen seine Füße zu lecken. Er konnte in seinem Kopf die Stimme des Teufels nach ihm rufen hören, und versuchte, die verführerischen Flüstereien herauszuhalten. Er fing an, die Hitze der Hölle, die um ihn herum glühte, zu spüren, und sein Unwohlsein wuchs so weit, daß er Angst bekam. Und gerade als er sich nach unten gezogen fühlte, spürte er Engelshände auf sich. Plötzlich war er ruhiger, und in seiner Einbildung sah er das Feuer in der

Entfernung verschwinden. Während die Engelshände ihn liebkosten, merkte er, wie ihn die Ruhe überkam, und er fing im stillen an, das Glaubensbekenntnis zu wiederholen. Langsam steigerte sich seine Ekstase.

Das Feuer im Kamin brannte noch so hoch wie zu Beginn des Abends. Die Kerzen waren heruntergebrannt, aber er konnte nicht sagen, um wieviel. Um ihn herum waren die sechs Priester versammelt, ruhig saßen sie da in ihren Sesseln, fast abwartend, und beobachteten ihn. Peter Balsam hatte keine Ahnung, wie spät es war oder wie lange er mit den Priestern in dem Arbeitszimmer eingesperrt war. Zu seiner eigenen Überraschung entdeckte er, daß er überhaupt nicht an die Zeremonie dachte; statt dessen war er fast gänzlich von einem Gefühl der Erfüllung ergriffen, als ob er irgendwie Antworten auf Fragen erhalten hätte, die er jetzt nicht einmal stellen konnte. Und er war müde, so müde, wie jemand, der gerade mehrere Meilen gelaufen ist. Irgendwo in seinem Hinterkopf rüttelte eine Erinnerung, verschwand dann aber.

Er überlegte, ob man von ihm erwartete, daß er etwas sagte. Er sah von einem Gesicht zum anderen, und zum ersten Mal an diesem Abend sah er jeden der Priester genau. Im warmen Schein der Kerzen nahmen die knorrigen alten Gesichter eine Ausstrahlung von Schönheit an, und Balsam bemerkte an ihren Gesichtern einen Ausdruck von Freundlichkeit, der ihm vorher noch nie aufgefallen war. Sie lächelten ihn an, und er erwiderte ihr Lächeln.

»Willkommen«, sagte Pater Martinelli sanft.

»Willkommen«, wiederholte Peter ebenso sanft. Plötzlich war es ein Wort mit vielen und wunderbaren Bedeutungen.

»Wir freuen uns, dich in unserer Mitte zu haben«, murmelte Pater Prine.

Monsignore Vernon nickte zustimmend. »Wieder einmal sind wir sieben. Jetzt kann unsere Arbeit weitergehen.«

Balsam runzelte leicht die Stirn. »Arbeit?« fragte er. »Was

für eine Arbeit?«

Monsignore Vernon schüttelte seinen Kopf. »Keine Fragen«, sagte er ruhig, »nicht jetzt.«

Die Versammlung der Gemeinschaft von St. Peter Martyr war vorbei. Peter Balsam war Teil der Gemeinschaft geworden.

Langsam ging er in seine Wohnung zurück, er genoß die Nachtluft und die ersten Gefühle echten Friedens, die er seit langem empfand, zumindest, seit er nach Neilsville gekommen war. Er atmete die warme, trockene Luft tief durch und suchte den Himmel nach Sternen ab, die seiner Meinung nach leuchten mußten. Der Himmel war schwarz bis auf einen blassen, fast geisterhaften Schimmer, dort, wo der Vollmond hoch über den Wolken durch den Dunst schien. Noch ehe Peter zu Hause angekommen war, hatte es zu regnen angefangen.

Im Wohnzimmer brannte noch Licht, es schmerzte seine Augen. Mit einem schnellen Blick trat er ein, wich aber wieder zurück. Auf der Couch lag Margo, sie wirkte schlafend, ein Buch lag offen auf ihrer Brust. Während er sich überlegte, ob er sie wecken sollte, schlug sie ihre Augen auf und sprang von der Couch hoch.

»Was machst du...«, fing sie an.

»Was ich hier mache?« fragte Peter und grinste sie an. »Ich wohne hier, weißt du noch?«

Sie sah ihn mit einem Schäfchenblick an. »Tut mir leid«, sagte sie, »ich wollte hier auf dich warten, ganz toll aufgemacht und herausgeputzt, vor Neugier umkommend, alles zu hören, was sich auf deiner Versammlung zugetragen hat. Und was mach' ich? Ich schlafe ein. Wie spät ist es?«

Plötzlich merkte Peter, daß er nicht die leiseste Ahnung hatte, wie spät es war. Als er auf die Uhr schaute, glaubte er seinen Augen nicht trauen zu können.

»Das kann doch nicht wahr sein«, murmelte er und hielt die Uhr an sein Ohr.

Margo sah ihn fragend an. »Was kann nicht sein?« sagte sie.

»Wieviel Uhr ist es?«

Peter sank neben ihr auf die Couch. »Meine Uhr zeigt drei Uhr«, stöhnte er. »Aber das kann nicht sein. Ich war doch nur eine Stunde weg, oder so.«

Margo sah ihn nachdenklich an. »Du warst sieben Stunden weg, Peter«, sagte sie ruhig. »Was ist geschehen?«

»Ich weiß es nicht«, erwiderte er erstaunt. Er bemühte sich, Margo zu erklären, was sich an diesem Abend im Pfarrhaus ereignet hatte, aber während er es erzählte, ergab nichts von alledem einen Sinn. Es klang wie ein Traum, wie die unverbundenen Bruchstücke aus einer religiösen Fantasterei. Margo hörte sich die Geschichte ruhig an.

»Warum schlüpfst du nicht aus diesen Kleidern?« sagte sie, als er zu Ende erzählt hatte. »Die sehen ja aus, als ob du darin geschlafen hättest. Ich werde uns Kaffee machen, und wir fangen noch mal von vorne an.« Sie grinste ihn nicht ohne Schadenfreude an. »Bis jetzt klingt das alles so, wie ich mir das erwartet hatte. Ein ganzer Haufen Verrücktheit.« Aber in ihrem Inneren war sie besorgter als sie es zeigte.

Als sie den Wasserkessel aufsetzte, fragte sie sich, ob sie einen Fehler machte. Vielleicht war Balsam nicht, was er zu sein schien. Vielleicht war Peter gar nicht der nette, einfache, ziemlich offener Mensch, den sie so gern hatte. Sie gab in jeden Becher einen Löffel lösliches Kaffeepulver und versuchte, die letzten Reste des Schlafs abzuschütteln. Inzwischen hatte das Wasser zu kochen begonnen.

Ein paar Minuten später, als sie sich mit den zwei dampfenden Bechern auf den Weg ins Wohnzimmer machte, kam ihr Peter in der Diele entgegen, er war leichenblaß im Gesicht.

»Margo...«, begann er.

Sie stellte schnell die beiden Tassen ab und eilte zu ihm. »Peter, was ist los?«

»Ich weiß es nicht«, seufzte Peter. »Als ich mein Hemd

auszog, habe...« Er unterbrach wieder und faßte sich unbewußt an den Gürtel seines Bademantels.

»Was ist los?« sagte Margo, eindringlicher diesmal... Er wand seinen Bademantel fester um seinen Körper und sah sie wie entfesselt an. Peter fürchtete sich. Sehr sogar. Sie ging näher an ihn heran.

»Laß mal sehen, Peter«, sagte sie liebevoll. Er spreizte die Arme zur Seite, und ließ sie den Gürtel um seine Lenden öffnen. Dann machte sie den Bademantel auf und ließ ihn zu Boden fallen.

Auf Peters Rücken, von den Schultern abwärts bis zu den Leisten, waren feuerrote Striemen. Obwohl die Haut nicht offen war, waren die Verletzungen geschwollen und hoben sich schmerzlich von der Blässe seines Rückens ab.

»Mein Gott«, stöhnte Margo. »Was ist passiert?«

Peter schüttelte stumm seinen Kopf. »Ich weiß es nicht«, sagte er. Dann traf ihn der Schrecken in seinem ganzen Ausmaß. Er fing an zu zittern. Und mit dem Zittern begannen die Tränen zu fließen.

»Ich weiß es nicht, Margo«, schluchzte er. »Das ist ja das Schlimmste daran. Ich habe keine Ahnung, wo das herkommt.«

»Sie haben dir etwas angetan«, Margo bestand weiterhin darauf.

»Während du in Trance oder sonstwo warst, haben sie dir etwas angetan.«

Balsam schüttelte verzweifelt den Kopf. »Das konnten sie nicht«, wiederholte er erneut. »Ich würde mich daran erinnern. Ich war nicht bewußtlos. Ich war in einer Art andersartigem Zustand, das weiß ich, aber ich konnte meine Umgebung wahrnehmen.«

»Aber du dachtest doch auch, daß du nur eine, oder höchstens zwei Stunden weg warst, in Wahrheit waren es sieben Stunden. *Sieben Stunden*, Peter! Wenn du dich wirklich an alles erinnern könntest, wie kannst du fünf oder sechs

Stunden verlieren?«

»Ich weiß es nicht«, sagte er hilflos. »Ich vermute, daß mit dem Zeitgefühl irgend etwas geschieht, wenn man in Trance gerät. Aber ich weiß, daß ich nicht ohne Bewußtsein war. Ich weiß es.«

Im Morgengrauen gaben sie auf. Sie waren beide viel zu müde, um noch einmal auf das gleiche Thema zu kommen. Peter ging ans Fenster und sah zu, wie die Sonne langsam über Neilsville aufging. Die Wolken waren weg, aber die Luft war derart stickig, daß sie wohl bald wieder kommen würden. Peter wandte sich wieder Margo zu.

»Du gehst jetzt besser«, sagte er. »Es ist schon schrecklich spät.«

Sie nickte dumpf. »Ich weiß.« Ihre Stimme hatte schon keine Kraft mehr. Sie sah in seine müden Augen und wollte ihn umarmen und spüren, daß er sie umarmte. »O Peter«, diese Worte schockten sie ein wenig, »was machen wir bloß?«

Er versuchte, sie anzulächeln, aber der Versuch mißlang. »Ich weiß es nicht«, sagte er. Dann schlich sich eine Spur Ironie in seine Stimme ein. »Ich weiß anscheinend überhaupt nicht viel, oder?«

Jetzt ging sie auf ihn zu und nahm ihn in ihre Arme.

»Doch«, sagte sie sanft. »Für all das gibt es eine vernünftige Erklärung. Und wir werden sie finden. Ganz bestimmt.«

Peter wollte ihr glauben; er redete sich selbst ein, daß er ihr glaubte. Aber innerlich war er nicht davon überzeugt. In seinem Inneren hatte er schreckliche Angst und war entsetzlich allein.

Er schickte Margo nach Hause und setzte sich dann eine Stunde lang hin und kämpfte gegen den Schlaf an, den er plötzlich fürchtete. Um sieben Uhr rief er in der Schule an und sagte, daß er über Nacht krank geworden sei und heute nicht kommen könne. Dann ging er zu Bett und verbrachte den ganzen Tag schlafend und träunend. In seinen Träumen gab es

viele Deutungen für die eigenartigen Striemen auf seinem Rücken. Aber wenn er von Zeit zu Zeit aufwachte, gab keine davon einen Sinn. Oder vielleicht doch...

## 15

»Sie sehen ja furchtbar aus.«

Dr. Shields sah Margo an und drängte sie, Platz zu nehmen.

»Ich fühle mich auch furchtbar«, gestand sie. »Ich war die ganze Nacht auf.«

Der Psychiater legte den Arztbrief, den er gelesen hatte, in die oberste Schublade seines Schreibtisches und lehnte sich in seinem Sessel zurück.

»Peter Balsam?« fragte er.

Margo nickte stumm und fing dann, zögernd, von der Auseinandersetzung mit Peter zu erzählen an, die sie die ganze Nacht nicht zur Ruhe kommen ließ. Zunächst hörte der Psychiater schweigend zu. Dann, als sie mit ihrer Geschichte fortfuhr, unterbrach er sie mit Zwischenfragen. Als sie fertig war, saß er mit gefalteten Händen gedankenverloren da.

»Möchten Sie meinen Rat, oder wollten Sie sich nur aussprechen?« fragte er schließlich.

Margo zuckte hilflos mit den Schultern. »Ich weiß es wirklich nicht. Wenn Sie einen Rat für mich haben, denke ich, würde ich ihn auch gerne hören.«

Der Arzt nickte wortlos und sah Margo dann genau an. »Wieviel bedeutet Ihnen Peter Balsam?«

»Ich weiß es nicht«, sagte Margo dumpf. »Ich dachte, sehr viel. Nach der letzten Nacht bin ich mir da nicht mehr so sicher. Die ganze Geschichte klingt so verrückt, und ich weiß nicht, ob ich damit überhaupt etwas zu tun haben will.«

»Nun, so schlimm ist es auch wieder nicht«, sagte Dr. Shields freundlich. »Schließlich sind Sie noch nicht in seine



Probleme verstrickt. Noch nicht.«

»Noch nicht?« wiederholte sie.

»Noch nicht. Ich meine, bis jetzt ist alles, was Balsam widerfahren ist, lediglich ihm widerfahren. Das einzige, was Sie tun müssen, wenn Sie damit zu unglücklich werden, ist einfach. Sie müssen aufhören, ihn zu sehen.«

»Aber ich weiß nicht sicher, ob ich das will. Bevor ich mich dazu entscheide, möchte ich wissen, was geschieht. Klingt das vernünftig?«

Dr. Shields nickte. »Wie kann ich Ihnen also helfen? Was beunruhigt Sie am meisten?«

Sie sah ihn abwägend an. »Die Narben auf seinem Rücken. Striemen. Dr. Shields, Sie machen sich keine Vorstellung, wie das aussieht. Sie sind furchtbar.«

Jetzt beugte er sich nach vorn und sah sie eindringlich an.

»Beschreiben Sie sie mir.«

Sie schloß die Augen, und als sich ein Bild von Peters Rücken mit diesen eigenartigen Narben einstellte, gab sie sich die größte Mühe, sie zu beschreiben. Beim Sprechen lief ein kalter Schauer über sie. Kaum fertig, sah sie den Arzt an.

»Und?«

»Sie sind sicher, daß die Haut nicht offen war? Nicht einmal aufgeschürft?«

»Ganz sicher. Und er hatte nicht einmal Schmerzen.«

»Das paßt zusammen. Es klingt mir ganz so, als ob sie hysterischen Ursprungs sind.«

»Hysterisch?«

»Das ist gar kein seltenes Phänomen. Obwohl mir das in diesem Fall eine äußerst bizarre Ausprägung scheint. Tatsächlich ist es das gleiche, wie eine psychosomatische Erkrankung. Der Wunsch wird Wirklichkeit.«

»Das verstehe ich nicht«, sagte Margo. »Wollen Sie mir damit sagen, daß Peter den unterbewußten Wunsch hat, geschlagen zu werden?«

Der Psychiater zuckte vielsagend mit den Schultern, aber als er sah, was für eine Miene Margos Gesicht nach dieser Geste angenommen hatte, versuchte er sie zu beschwichtigen.

»Das muß nicht unbedingt so sein«, sagte er. »Das Unterbewußtsein arbeitet mit allen möglichen seltsamen Methoden. Und vergessen Sie nicht die Umstände dieser Veranstaltung. Wenn das, was Sie sagen, wahr ist - und für mich gibt es keinen Grund, daran zu zweifeln - dann hört sich das für mich so an, als hätte Balsam sich mit einem Haufen ganz schön verrückter Priester eingelassen. Glauben Sie, daß sie auch Auspeitschungen vornehmen?«

»Soweit ich das weiß, praktizieren die Priester so etwas nicht mehr«, sagte Margo und bemühte sich, dabei nicht so abwehrend zu klingen, wie sie sich fühlte. »Außerdem, als sie das noch machten, war es lediglich symbolisch. Sie haben nie solche Gewalt angewendet, die Narben hinterlassen würde wie bei Peter.«

Dr. Shields' Augenbrauen krümmten sich vor Skepsis. »Unter normalen Umständen wenden sie selbstverständlich keine Gewalt an. Aber was geschieht unter anderen Voraussetzungen? Nach allem, was Sie sagen, scheint die Gemeinschaft eine etwas eigenartige Gruppierung zu sein. Und Ihr Peter Balsam könnte da ganz gut hineinpassen. Stimmt es, daß er einst am Priesterseminar studierte?«

»Das ist Jahre her«, sagte Margo heftig. »Und er hat es aufgegeben.«

»Stimmt«, pflichtet Dr. Shields bei. »Er gab es auf, um in die Psychologie einzusteigen. Und Sie wissen ja, was die Leute über uns sagen. Niemand ist so verrückt wie ein Psychologe.«

»Sie eingeschlossen?« fragte Margo.

»Habe ich je behauptet, daß ich normal bin?« antwortete Dr. Shields, dabei glitten die ersten Züge eines Grinsens über seine Mundwinkel. »Ich will Ihnen folgendes vorschlagen«, sagte er, »lassen Sie uns das Ganze für eine Weile vergessen. Nicht

wirklich vergessen, aber ich glaube beileibe nicht, daß einer von uns, Ihr Freund Balsam eingeschlossen, genug darüber weiß, was da vor sich geht, um sich ein vernünftiges Urteil zu bilden. Also, lassen Sie uns die Augen offenhalten und sehen, was als nächstes passieren wird. Und sagen Sie Balsam, daß ich bereit bin, falls er den Wunsch hat, mit mir zu reden.« Dann hatte er eine Idee. »Wissen Sie«, sagte er nachdenklich, »es wäre auf jeden Fall hilfreich, wenn wir in Erfahrung bringen könnten, was sich in Wahrheit abspielt auf den Versammlungen dieser - wie nannten Sie sie gleich wieder?«

»Die Gemeinschaft von St. Peter Martyr«, sagte Margo abwesend.

»Ein hübscher Name«, sagte der Psychiater sarkastisch. Er schenkte ihr ein aufmunterndes Lächeln. »Gehen Sie nach Hause und schlafen Sie sich aus. Und, Margo«, fügte er noch hinzu, als sie schon die Tür zum Büroausgang geöffnet hatte. Sie drehte sich noch einmal um. »Seien Sie vorsichtig«, sagte er ernst. »Schließlich wissen Sie nicht sehr viel über Balsam, oder? Er kann ein anderer sein, als der, für den Sie ihn halten. Klar, er scheint ein netter Kerl zu sein. Aber er könnte auch verrückt sein, nicht wahr?« Margo sah ihn wortlos an und schloß dann die Tür hinter sich. Dr. Shields versank wieder in seinen Sessel hinter dem Schreibtisch und starrte gedankenvoll auf die geschlossene Tür. Er mochte Margo und wollte nicht mitansehen, daß man ihr weh tat. Er hoffte, daß er sich täuschte. Aber in seinem Inneren wußte er, daß er recht hatte. Und wenn Peter Balsam wirklich so krank war, wie Dr. Shields vermutete, so konnte das nur Ärger bedeuten.

Dann fiel ihm wieder Judy Nelson ein, die noch immer Patientin im Krankenhaus war. Und wer war in die Klinik gekommen, unmittelbar nachdem sie eingeliefert wurde? Peter Balsam.

Den restlichen Nachmittag über versuchte Dr. Shields sich einzureden, daß Balsams Besuch lediglich der Sorge eines

Lehrers wegen einer seiner Schülerinnen entsprungen war, und daß es keine Verbindung gab zwischen Peter Balsam und Judys Versuch, sich das Leben zu nehmen. Aber als er an diesem Nachmittag nach Hause ging, war er noch immer nicht davon überzeugt. Es *gab* eine Verbindung. Er war sich absolut sicher.

Geraldine Crane hörte das Zuknallen der Eingangstür, ließ sich dadurch aber nicht beim Bügeln stören. Einen Augenblick später blickte sie auf und sah, daß ihre Tochter in die Küche kam.

»Du bist früh dran«, meinte sie. Marilyn legte ihre Bücher auf den Tisch und öffnete den Kühlschrank. Sie hörte wie ihre Mutter sagte: »Verdirb dir nicht den Magen.«

Sie suchte im Kühlschrank herum und fand eine Karotte, die ihr als Snack ausreichte. Sie ging zum Waschbecken hinüber und fing an, die Karotte über dem Mülleimer zu schälen.

»Die Vitamine sind alle in der Schale«, sagte Geraldine. »Wenn du sie schälst, brauchst du sie gar nicht mehr zu essen.«

Schweigend schälte Marilyn die Karotte weiter und hoffte, ihre Mutter würde sie allein lassen. Ihr Wunsch wurde nicht erfüllt.

»Ich habe heute dein Zimmer saubergemacht«, sagte Geraldine, ohne ihre Stimme zu erheben. Marilyn fragte sich, ob sie dafür gerügt werden sollte, daß sie es nicht genug in Ordnung hielt, oder ob es auf etwas anderes hinauslief. Es lief auf etwas anderes hinaus.

»Ich habe deine Geschichtsprüfung gefunden«, sagte Geraldine mit anklagendem Unterton. »Du hättest sie mir zeigen sollen.«

»Wollte ich nicht«, sagte Marilyn.

»Ich kann nicht verstehen, warum.« Die Stimme ihrer Mutter verletzte Marilyn.

»Seit wann schreibst du B-Minus-Zensuren?«

Marilyn warf die Karotte in den Mülleimer. Sie wollte sie plötzlich nicht mehr.

»Es ist nur eine Prüfung, und keine besonders wichtige«, sagte sie abwehrend.

»Eine Prüfung?« fragte Geraldine. »Für dich mag das lediglich eine Prüfung sein, für mich heißt das, daß du dir nicht genug Mühe gibst.« Sie stellte das Bügeleisen weg und wandte ihr Gesicht ihrer Tochter zu. »Ich weiß nicht, was ich mit dir machen soll, Marilyn. Egal, was ich für dich tue, es scheint bei dir nicht zu fruchten.«

Marilyn war den Tränen nahe. »Mutter, es ist doch nur eine Prüfung«, flehte sie. »Und die Note ist auch nicht so schlecht. Greta hatte immer noch schlechtere Noten.«

Geraldine nickte. »Deine Schwester ist nicht aufs College gegangen«, sagte sie, »Greta hat geheiratet.«

»Gut, das werde ich vielleicht auch«, platzte Marilyn heraus, bereute ihre Worte aber sofort, nachdem sie gesagt waren. Da war sie in ein weiteres Fettnäpfchen getreten, und das wußte sie.

»Du mußt erst einmal ein Rendezvous ausmachen, bevor du heiratest«, bemerkte Geraldine säuerlich. »Und soweit ich das sehe, bist du auf dem Gebiet auch nicht sonderlich aktiv.«

»In Ordnung«, rief Marilyn aus, »es tut mir leid, Mutter! Es tut mir leid, daß ich nicht wie Greta bin, es tut mir leid, daß ich nicht beliebt bin, es tut mir leid, daß ich eine einzige Enttäuschung für dich bin. Es tut mir leid, es tut mir leid, es tut mir leid.«

Geraldine Crane sank in einen der Stühle um den Küchentisch und stieß Marilyn in einen anderen. Mit einem Mal wünschte sie, sie hätte nicht so scharfe Worte gegen ihre Tochter gebraucht, jetzt versuchte sie das auszugleichen.

»Es gibt nichts, was dir leid zu tun braucht«, sagte sie freundlich. »Ich bin wirklich sehr stolz auf dich. Ich möchte nur, daß du glücklich bist.«

Sie sagte fast eine Minute lang nichts. »Und du verbringst zu viel Zeit in der Kirche«, fuhr sie fort. »Du bist noch viel zu

jung, um deine ganze Zeit in der Kirche zu verbringen. Du hast dazu genügend Zeit, wenn du erst mal älter bist.«

»Aber ich gehe gern in die Kirche«, sagte Marilyn trotz des Kloßes, der ihr im Hals steckte. Sie wollte auf keinen Fall weinen; sie hoffte, daß sie nicht damit anfing. »Vielleicht sollte ich in ein Kloster gehen.«

»Spinn mal nicht«, sagte ihre Mutter. »Das ist doch kein Leben für dich. Du solltest dir nur ein paar Freunde schaffen und versuchen, ein bißchen aus dir herauszugehen. Kein Wunder, daß du nicht glücklich bist. Wenn ich soviel Zeit nur mit mir selbst verbrächte wie du, ich wäre auch unglücklich.«

Marilyn konnte ihre Tränen nicht länger unterdrücken, aber sie konnte sich auch nicht vor ihrer Mutter einfach gehen lassen. Sie fühlte sich schrecklich einsam. Bevor ihre Mutter sie aufhalten konnte, war sie vom Küchentisch geflohen. Geraldine saß stumm am Küchentisch und hörte zu, wie ihre Tochter die Treppen hinaufstürmte. Dann zuckte sie hilflos mit den Schultern, obwohl niemand da war, der es hätte sehen können, und machte sich wieder ans Bügeln. Die Erziehung von Greta war so einfach, dachte sie. Warum ist es mit Marilyn so schwierig?

Sie nahm ein weiteres Hemd ihres Mannes und fing an, die Ärmel zu bügeln, doch in Gedanken war sie bei ihrer Tochter. Das Bügeleisen glitt über einer Stelle hin und her. Erst als sie den braunen Brandfleck sah, merkte sie, daß sie träumte. Sofort rief sie ihre Gedanken an die zu erledigenden Hausarbeiten zurück. Es war ihr nicht aufgegangen, daß sie aus derselben Sorge das Hemd ruiniert hatte, die auch ihrer Tochter das B-Minus in der Geschichtsprüfung eingebracht hatte.

Ein paar Minuten später hörte sie ihre Tochter wieder herunterkommen und überlegte sich, ob sie sie in die Küche rufen sollte, um mit ihr ein Gespräch zu versuchen. Aber bevor sie sich entscheiden konnte, erschien Marilyn in der Tür.

»Ich gehe ins Krankenhaus«, sagte Marilyn in einem Ton,

der keine Diskussion aufkommen ließ.

»Ins Krankenhaus?« fragte Geraldine. »Und wofür?«

»Ich werde Judy Nelson besuchen«, sagte Marilyn mit fast herausfordernder Stimme. »Wenn du willst, daß ich Freunde habe, dann glaube ich einen guten Anfang zu machen, indem ich Judy besuche.«

»Aber ich dachte, du magst Judy nicht«, sagte ihre Mutter neugierig. »Ich dachte, du magst die ganze Clique nicht.«

»Judy war nicht auf der Party«, sagte Marilyn mürrisch. Dann ging sie völlig unerwartet auf ihre Mutter zu und küßte sie auf die Wange. »Es tut mir leid«, sagte sie. »Ich weiß, daß ich nicht die Tochter bin, die du dir immer gewünscht hast, aber ich werde mich bemühen, es besser zu machen. Ich sollte mich nicht so aufregen lassen.«

Bevor Geraldine überhaupt antworten konnte, war Marilyn weg. Geraldine schaute aus dem Fenster und sah, wie ihre Tochter ihr Fahrrad nahm und davonstrampelte. Sie runzelte ein wenig die Stirn, sie hatte das unbestimmte Gefühl, daß gerade etwas sehr Bedeutendes geschehen war, und daß sie es verpaßt hatte. Dann verdrängte sie die ganze Angelegenheit und ging wieder an ihre Hausarbeit.

Marilyn sah sie, bevor sie sie sahen. Sie stand in der Tür und schaute auf den halbverwilderten Garten hinter dem Krankenhaus hinaus. Penny Anderson und Judy Nelson standen tratschend zusammen, während Karen Morton mit einem der Pfleger flirtete. Marylins erster Gedanke war, zu verschwinden und das ganze entweder zu vergessen oder ein andermal wiederzukommen. Sie focht den Gedanken nieder und stand in dem Gebäude und beobachtete die Mädchengruppe und den Pfleger. Dann, ein paar Augenblicke später, schlossen sich Judy und Penny Karen an. Marilyn konnte ihre Mundbewegungen sehen, aber nicht ihre Stimmen hören. Sie hätte gern gewußt, worüber sie sich unterhielten.

»Schaut euch jetzt nicht um«, sagte Penny gerade. »Aber ich

möchte schwören, daß Marilyn Crane genau hinter dieser Tür steht.« Die anderen Mädchen fingen an sich umzudrehen, aber Penny sagte noch einmal: »Ich sagte, schaut euch jetzt nicht um. Was glaubt ihr wohl, was sie hier macht?«

»Wenn sie uns zusieht, dann ist sie wahrscheinlich gekommen, um mich zu besuchen«, sagte Judy säuerlich.

»Trotz Samstag abend?« fragte Penny. »Ich hätte nicht gedacht, daß sie nach allem, was wir ihr angetan haben, noch eine von uns sehen möchte.« Sie fing an, in sich hineinzukichern, als sie Marilyns Gesicht wieder vor sich hatte, nachdem diese gemerkt hatte, warum sie auf die Party eingeladen worden war.

»Sie weiß nicht, daß ich etwas damit zu tun hatte«, sagte Judy. »Ich war ja hier im Krankenhaus, das wißt ihr.«

»Ich frage mich, was sie will«, meinte Karen. Dann, als sie den Druck vom Bein des Pflegers gegen ihr eigenes spürte, stand sie plötzlich auf. Das ging ihr zu weit.

»Laßt uns hier verschwinden«, sagte Karen nervös. »Marilyn kommt nicht her, solange wir hier sind, und ich will sowieso nicht mit ihr reden. Ihre Pickel könnten sich abreiben.« Sie war befriedigt, als die anderen Mädchen lachten.

»Also gut«, grinste Judy. »Ihr zwei verschwindet jetzt hier, und ich rufe euch, sobald sie abhaut.«

»Das gibt bestimmt was zu lachen«, sagte Penny. Dann gingen sie und Karen weg, dabei gaben sie sich die größte Mühe, nicht zu der Tür zu sehen, hinter der Marilyn noch immer herumlungerte.

Marilyn sah zu wie sie gingen und versuchte zögernd die Tür aufzustößen. Dann aber sagte ihr etwas, es sein zu lassen und das Krankenhaus zu verlassen, ohne mit Judy gesprochen zu haben. Zu spät. Judy winkte ihr schon.

»Hallo«, rief Judy. »Was führt dich hierher?« Ihre Stimme klang freundschaftlich, und Marilyn fühlte sich ermutigt. Vielleicht war das doch keine so schlechte Idee gewesen.



»Ich - ich dachte, du magst etwas Gesellschaft«, sagte sie zögernd. Sie hielt Judy einen Stapel mit Fan-Magazinen entgegen, die sie auf ihrem Weg in die Klinik vom Kiosk mitgenommen hatte. »Die habe ich dir mitgebracht.«

Judy sah sich gelangweilt die Titelblätter an. »Danke«, sagte sie lakonisch. Sie starrte Marilyn an und wartete darauf, daß das andere Mädchen zu sprechen begann.

»Wann darfst du nach Hause?« fragte Marilyn schließlich.

»Wer weiß? Was mich betrifft, ich könnte heute nach Hause. Aber die wollen mich hier nicht eher rauslassen, bis ich ihnen sage, warum ich es getan habe - und ich will es ihnen nicht sagen.«

Der Pfleger sah Judy scharf an und schien etwas sagen zu wollen. Judy ließ ihm keine Zeit.

»Warum lassen Sie uns nicht alleine?« sagte sie zu ihm. »Ich meine, wie können wir uns richtig unterhalten, wenn Sie die ganze Zeit daneben sitzen und jedes Wort mit anhören?«

»Ich darf dich nicht alleine lassen«, antwortete der Pfleger. »Du weißt das.«

»Oh, ist das aber dumm«, sagte Judy schnippisch. »Können Sie nicht einfach da rüber gehen und sich da alleine hinsetzen? Dann können Sie mich immer noch sehen, aber ich kann mich wenigstens mit Marilyn unterhalten.«

»Also...«, setzte der Pfleger an, er war kurz davor, Judys Bitte zu entsprechen. Judy setzte ihn noch ein wenig unter Druck.

»Also, machen Sie schon«, drängte sie. »Nur für ein paar Minuten.« Sie machte ein niedliches Mädchengesicht, und bevor der Pfleger herausfinden konnte, ob es echt war, hatte er nach dem Köder geschnappt.

»In Ordnung«, sagte er und stand auf. »Aber nur für ein paar Minuten. Du mußt dann wieder auf dein Zimmer.«

Judy schmolte ein bißchen, aber das Schmollen verschwand, sobald der junge Mann ihr den Rücken zudrehte.

Verschwörerisch grinste sie Marilyn an. »Den habe ich um den kleinen Finger gewickelt«, flüsterte sie. Aber Marilyn hörte nicht hin, sie dachte an etwas anderes.

»Wie war es?« fragte sie.

»Was war wie?«

»Was du getan hast«, sagte Marilyn. »Weißt du...« Ihre Stimme erstarb, und sie fürchtete, sie hätte etwas Falsches gesagt. Ein traumverlorener Ausdruck glitt über Marylins Gesicht.

»Es war verrückt«, sagte Judy. »Und weißt du was? Ich weiß ehrlich nicht, warum ich es gemacht habe. Ich war sauer auf meine Mutter, aber sicherlich nicht so sauer.«

»Du schienst mir gar nicht sauer, als ich dich an dem Tag im Gang traf«, murmelte Marilyn. »Du schienst mir eher - traurig.«

Judy sah sie fragend an. »Du? Ich kann mich nicht daran erinnern, dich gesehen zu haben.«

Judy schüttelte langsam ihren Kopf. »An so etwas kann ich mich überhaupt nicht mehr erinnern«, sagte sie. »Alles was ich von dem Tag noch weiß, ist mein Gespräch mit Balsam. Dann wird alles ganz schön durcheinander. Aber ich erinnere mich daran, daß ich im Schrankraum gewesen bin und daß ich mich aufgeschnitten habe. Es hat überhaupt nicht weh getan. Ich habe mich einfach nur geschnitten, dann kam auch schon das Blut heraus. Und ich fühlte mich so friedvoll. Es war - ja, es war fast so, wie es mir manchmal in der Kirche geht, wenn ich zuhöre, wie Monsignore Vernon eine Messe zelebriert. Ein eigenartiges Gefühl überkommt mich, und ich glaube, daß ich gar nicht mehr in meinem Körper bin. Genauso habe ich mich gefühlt, als ich mich geschnitten habe. Es war, als ob ich einem anderen dabei zuschaue. Und dann merkte ich plötzlich, was ich getan hatte. Ich meine, plötzlich wurde mir klar, daß ich es war, der das geschah. Da bekam ich Angst. Dann habe ich die Polizei gerufen. Anschließend fand Mr. Jenkins mich.« Judy

hielt inne und schaute zu dem anderen Mädchen. »Der Rest war furchtbar.«

»Furchtbar? Was meinst du damit?« Marilyn dachte, das Schlimmste wären die Schnitte gewesen.

»Alle wollten sie wissen, was geschehen war. Warum ich es getan habe. Was weiß ich, warum ich es getan habe? In dem Augenblick schien es einfach eine gute Idee. Jetzt haben sie alle Angst, ich könnte es wieder versuchen.«

»Wirst du?« fragte Marilyn mit ernster Stimme. Judy schüttelte bedeutungsvoll den Kopf.

»Auf keinen Fall. Ich glaube, wenn ich mich wirklich umbringen wollte, dann würde ich es wieder versuchen. Aber ich glaube, ich wollte nicht sterben. Ich glaube, ich wollte nur einmal sehen, wie das ist. Aber das ist alles vorbei.« Auf einmal grinste sie. »Ich habe zu viel zu tun. Wer hat schon Zeit zu sterben?«

Dann kam der Pfleger zurück, und Judy stand auf.

»Essenszeit«, sagte Judy mit einem Anflug von Spott in ihrer Stimme. »Die behandeln mich hier wie einen Säugling.«

»Wenn du dich wie ein Säugling verhältst, wirst du so behandelt«, bemerkte der Pfleger. Judy streckte ihm die Zunge raus, aber er beachtete es nicht. Die beiden gingen zum Gebäude hinüber. Plötzlich wandte sich Judy noch einmal um.

»Danke dir, daß du gekommen bist«, sagte sie. Dann, kurz bevor sie in der Klinik verschwand, sagte sie noch etwas. »Sich umzubringen ist wirklich irgendwie toll. Du solltest es auch mal versuchen.« Und dann fing Judy Nelson an zu lachen - ein Gelächter, das noch lange, nachdem Judy im Schatten der Gemäuer verschwunden war, in Marylins Ohren klang.

Marilyn saß lange Zeit alleine da und starrte ins Nichts und versuchte die Bedeutung von allem, was Judy gesagt hatte, herauszubekommen. Dann, sie wußte nicht, wieviel später, war sie von der Bank weggegangen und zu ihrem Fahrrad zurückgegangen.

Bevor sie auf ihr Rad stieg und vom Krankenhaus wegfuhr, faßte sie noch in den Fahrradkorb. Ihre Hände umfaßten einen winzigen Gegenstand. Sie nahm ihn heraus und schaute ihn an.

Es war ein Päckchen Rasierklingen.

Marilyn konnte sich nicht daran erinnern, sie gekauft zu haben.

Sie konnte sich nicht daran erinnern, sie in den Korb gelegt zu haben.

Und doch waren sie da. Sie starrte sie stumm an, ein Teil ihres Gewissens fragte sich, wo sie herkamen, ein Teil akzeptierte ihre Existenz. Sorgfältig verstaute sie sie in ihrer Handtasche.

Von einem Fenster im zweiten Stock beobachtete Judy Nelson Marilyn. Ein leichtes Lächeln huschte über ihr Gesicht, als Marilyn auf die Stadt zuradelte. Judy sah zu, bis Marilyn verschwand, und ging dann wieder ins Bett. Sie nahm den Hörer vom Telefon, wählte und ließ es klingeln.

»Penny? Marilyn ist gerade weggegangen.«

»Was wollte sie?«

»Wer weiß? Wen kümmert das schon? Aber ich werde dir eines sagen. Irgend etwas wird mit dem Mädchen passieren!«

## 16

Der Bischof sah noch einmal in den Kalender auf seinem Schreibtisch und merkte sich den Termin um fünf Uhr, der sorgfältig mit Tinte eingetragen war. »Golf«, stand da, »Joe Flynn«. Er hatte sich eigentlich die ganze Woche darauf gefreut, bis vor einer Stunde. Da war sein Sekretär hereingekommen und hatte in aller Ruhe einen anderen Termin vor das Golftreffen notiert: »Peter Balsam«. Seine zusammengekniffenen Augenbrauen hatten nur ein Zucken

hervorgerufen und eine Erklärung: »Fellow sagt, daß es dringend sei.« Also sollte er sich jetzt zum Golf verspäten, aber während er wußte, daß Joe Flynn ihm verzeihen würde, war er sich nicht sicher, ob er diesem Peter Balsam verzeihen würde, daß er ihn aufhielt. Golf war schließlich wichtig. Der Bischof sah auf die Uhr an der Wand, in der Hoffnung, dieser Mann würde zu spät kommen, und wenn es sich nur um eine Minute handelte. Mit dieser Minute hätte er eine glaubwürdige Entschuldigung, um schnell durch die Tür hinter seinem Schreibtisch zu verschwinden. Er zählte schon die letzten fünfzehn Sekunden, als der Summer seiner Sprechanlage ertönte.

Er maulte ein wenig in sich hinein und drückte auf den Knopf. »Ja?« bellte er so laut und ungeduldig er konnte, denn er hoffte, damit den ungebetenen Besucher abzuschrecken.

Im Sekretariat winkte Pater Duncan den nervösen Peter Balsam zu sich heran und hielt einen Finger auf seine Lippen. Dann sprach er in das Sprechgerät.

»Mr. Balsam ist hier und will Sie sehen, Euer Eminenz. Soll ich ihn hereinführen?«

»Wie stehen die Chancen, daß er wieder weggeht, wenn ich nein sage?« grummelte die Stimme des Bischofs aus dem Kasten. Balsam merkte, daß er rot anlief und wollte fliehen. Pater Duncan grinste ihn nur an.

»Keine Chance«, sagte der Priester streng. »Ich habe auch schon Joe Flynn angerufen und ihm alles erklärt. Sie brauchen sich wegen Ihrer Verspätung keine Sorgen zu machen.«

»Also gut. Dann bringen Sie ihn herein. Aber ich hätte es gerne, wenn Sie mir die Dinge ebenso erklären würden, wie Sie das für Joe Flynn tun. Immerhin sind Sie *mein* Sekretär.«

Pater Duncan stand auf und bedeutete Peter Balsam, ihm zu folgen. »Am Freitag spielt er immer Golf, seien Sie also nicht überrascht, wenn er ein bißchen brummig ist. Und versuchen Sie, Ihren Besuch möglichst kurz zu halten. Je später er dran

ist, um so brummiger wird er. Aber sein Bellen ist schlimmer als sein Biß.« Und bevor Peter antworten konnte, öffnete er die Tür und trat beiseite, so daß Peter vor ihm in das Büro des Bischofs eintreten konnte.

Als Balsam das Büro betrat, stand Bischof O'Malley nicht auf, was Balsam nur ein wenig überraschte. Er hörte, wie der Sekretär die Vorstellung übernahm und durch den Raum ging, um sich vor dem Bischof niederzuknien. Er aber machte das nicht.

»Können wir?« sagte der Bischof und kam Peter zuvor. »Warum nehmen Sie nicht einfach Platz, damit wir die Sache so schnell wie möglich hinter uns bringen, in Ordnung?«

Ein verlegener Peter Balsam ließ sich in einem der Besucherstühle am kurzen Ende des Schreibtisches nieder, und der Bischof lächelte in sich hinein. Damit habe ich ihn erst einmal eingeschüchtert, ein Punkt für mich. Während sich Balsam von dem Anschlag erholte, überlegte sich der Bischof, welche Vorgehensweise sich als die wirksamste erweisen würde, um diesen jungen Mann aus seinem Büro zu entfernen. Er gab sich ein wirklich strenges Aussehen und sah finster über seinen Schreibtisch.

»Pater Duncan sagte mir, daß Sie dieses Treffen auf eigene Faust eingerichtet haben«, sagte er ungehalten, obwohl ihm der Sekretär nichts in dieser Richtung mitgeteilt hatte. »Normalerweise hätten Sie das Einverständnis von Monsignore Vernon gebraucht, um so weit vorzudringen.« Er sah zu, wie Balsam sich wand, und erhöhte sein Punktekonto auf zwei zu null.

»Es tut mir leid, Euer Eminenz«, sagte Balsam. »Aber ich fürchte, ich konnte das nicht über Monsignore tun...«

»Sie konnten oder wollten nicht?« unterbrach ihn der Bischof. »Das ist ein gewaltiger Unterschied, Sie verstehen?«

»Ich weiß«, sagte Balsam schärfer, als er es gemeint hatte. »Ich bin Psychologe.« Im Geiste radierte der Bischof seine

beiden Punkte wieder aus und schrieb einen für Balsam an. Dann entschloß er sich, das Punkten aufzugeben - es war irgendwie nicht sein Tag. Er lächelte Balsam an.

»Entschuldigen Sie«, sagte er, »das hat mir Pater Duncan nicht gesagt.« Balsam akzeptierte diese Feststellung als Zeichen für einen Waffenstillstand, was es auch war. Er entspannte sich wieder.

»Ich konnte nicht über Monsignore Vernon vorgehen, Sir, weil ich sonst ihm hätte erzählen müssen, worüber ich mit Ihnen sprechen will.«

Bischof O'Malley nahm einen Bleistift von der Schreibplatte und lehnte sich in seinem Stuhl zurück. Einen Moment lang klopfte er sich mit dem Bleistift gegen seine Schneidezähne und beobachtete sein Gegenüber. »Daraus schließe ich, daß Sie mit mir über Monsignore Vernon sprechen wollen?« fragte er milde.

Balsam nickte. »Ich weiß nicht, mit wem ich sonst darüber reden könnte, sonst hätte ich Sie nicht belästigt. Und ich bin mir nicht ganz sicher, ob es sich wirklich um Monsignore Vernon handelt, worüber ich sprechen möchte. Es ist seine Gemeinschaft.«

»Seine Gemeinschaft?« wiederholte der Bischof. »Ich verstehe nicht ganz.« Heimlich schaute er zur Uhr. Ja, er würde zu spät kommen.

»Die Gemeinschaft von St. Peter Martyr«, sagte Balsam und fragte sich, ob er dem Bischof die ganze Angelegenheit erklären sollte.

»Ach, der wilde Haufen«, sagte der Bischof gelassen. Mit einem Mal ging es ihm viel besser; das konnte in einigen wenigen Minuten erledigt werden, und er wäre sofort unterwegs zum Country-Club.

»Dann wissen Sie davon?« fragte Balsam wißbegierig.

»Nun, das ist ja keineswegs ein Geheimnis, oder doch? Sieben alte Priester, die sich ab und zu zusammensetzen und

dann über die ›guten alten Zeiten‹ sprechen.« Er sah Balsam fragend an. »Sie sind also wirklich den ganzen Weg hierher gekommen, um über die Gemeinschaft von St. Peter Martyr zu reden? Ich glaube, Sie haben Ihre Zeit vergeudet.« Er stand auf, bereit, dieses Treffen zu beenden. Aber Peter Balsam rührte sich nicht.

»Ich glaube, da ist ein bißchen mehr dran«, sagte er leise. Der Bischof starrte ihn einen Augenblick lang an, sank dann wieder in seinen Sessel hinter seinem Schreibtisch. Es war sowieso schon zu spät.

»Mehr dran? Was läßt Sie daran glauben?«

»Waren Sie je auf einer Versammlung der Gemeinschaft?« hielt Balsam entgegen. Nachdem der Bischof dies kopfschüttelnd verneinte, fing Balsam an, von den beiden Versammlungen zu berichten, denen er beigewohnt hatte. Der Bischof hörte ihm schweigend zu, aber während des gesamten Vertrags klopfte er mit dem Bleistift an die Tischkante.

»Ist das alles?« fragte er, als Balsam schließlich nichts mehr sagte.

»Mehr oder weniger«, sagte Balsam zweideutig. Den letzten Teil der Geschichte hatte er weggelassen, weil er sich nicht in der Lage fühlte, dem Bischof von den seltsamen Narben auf seinem Rücken zu erzählen.

»Es klingt nach mehr«, kommentierte der Bischof trocken. »Es klingt, als ob Sie sich nicht allzu gut an die Versammlungen erinnern, und eine Menge in die Gemeinschaft hineingeheimnissen, was gar nicht vorhanden ist. Offen gesagt, für mich ist es nicht im geringsten von Bedeutung, wenn sieben alte Priester, die nicht mehr viel zu tun haben, sich zu entschließen, Unterhaltung in einer selbstgegründeten Diskussionsgruppe zu finden.«

»Sie sagen immer sieben«, warf Balsam ein. »Es sind nur sechs.«

Der Bischof lächelte locker. »Einst waren sie sieben. Aber



Pater George Carver verstarb im letzten Jahr. Jetzt sieht es ganz danach aus, daß Sie rekrutiert werden, um die Runde wieder zu vervollständigen. Tragen Sie sich mit dem Gedanken, sich ihnen anzuschließen?»

»Wenn es nach ihnen geht, bin ich schon dabei«, sagte Peter zögernd. Der Bischof bemerkte das Zögern in seiner Stimme, und hakte da noch einmal ein.

»Gibt es da noch etwas, was Sie mir nicht erzählt haben?»

Balsam rutschte ungemütlich in seinem Stuhl herum, und überlegte, ob er dem Bischof von seinen Narben auf dem Rücken erzählen solle. Er entschied sich dagegen.

»Eigentlich bin ich gekommen, um einige Fragen zu stellen, weniger, um Ihnen von der Gemeinschaft zu berichten. Ich hatte gehofft, Sie wüßten mehr darüber als ich.«

»Ich verstehe. Wegen der Vermutung, daß der Bischof die Quelle allen Wissens in der Diözese ist. Nun, ich fürchte, das ist nur ein Mythos. Wenn ich versuchte, mich mit allem aufzuhalten, was meine Priester tun, hätte ich keine Zeit mehr für die wichtigen Dinge.«

Wie Golf? wollte Balsam fragen, ließ es aber.

»Wie Golf«, sagte der Priester, als hätte er seine Gedanken gelesen. »Was die Gemeinschaft von St. Peter Martyr betrifft, fürchte ich, daß ich nur wenig weiß. Soviel ich weiß, waren es einfach sieben alte Priester...«

»Monsignore Vernon ist doch aber nicht alt«, unterbrach Balsam.

Der Bischof peilte ihn über seine Brillengläser an, dieser Balsam zeigte etwas mehr Eifer als ihm lieb war. Auf der anderen Seite fand er es auch wieder erfrischend, auf eine eigenartige Weise.

»An Jahren vielleicht nicht, aber seine Anschauungen sind ein bißchen altmodisch. Und für die übrigen, na ja, da paßt das Alter größtenteils zu ihrem Denken.«

»Was meinen sie damit?« fragte Balsam. Er dachte, daß er es

wüßte, wollte aber, daß es der Bischof für ihn aussprach.

»Wie kann ich das sagen?« stöhnte der Bischof laut. Dann legte er den Bleistift hin und beugte sich in seinem Stuhl vor.

»Die Kirche ist ein ständiger Zustand des Paradoxen«, begann er. »Auf der einen Seite erzählen wir unseren Schäfchen und allen anderen, daß wir den Schlüssel zur absoluten Wahrheit besitzen. Aber auf der anderen Seite sehen wir genau, daß es eine absolute Wahrheit nicht gibt. Die Wahrheit ändert sich im Laufe der Zeiten. Leider finden es allzu viele von uns bequemer, sich an die Traditionen zu hängen, anstatt sich mit den Veränderungen auseinanderzusetzen. Allzu vielen von uns gelingt es nicht, einzusehen, daß es den Glauben nicht zerstört, wenn man mit der Zeit geht. Und das ist, soweit ich weiß, die Grundlage der Gemeinschaft von St. Peter Martyr. In ihrem Denken sind sie altmodisch und erhalten nicht viel Unterstützung durch die Kirche, am wenigsten in meiner Diözese. Sie wollen *glauben*. Sie müssen sich aneinanderklammern um Unterstützung.

Sie sind schrecklich dogmatisch, natürlich, und ganz offen, ich verbringe nicht viel Zeit mit ihnen. Ich meine damit nicht so sehr die Gemeinschaft von St. Peter Martyr; mit der Gemeinschaft verbringe ich überhaupt keine Zeit - ich meine mehr die einzelnen Mitglieder. Ich fürchte, ich kann nicht annähernd so - wie ist das richtige Wort? religiös? - sein, wie sie mich gern hätten. Und obwohl ich das nicht sagen sollte, Monsignore Vernon ist der übelste unter ihnen.«

Der Bischof lächelte etwas gequält, fuhr dann fort. »Junger Mann, jedes Mal, wenn ich mit Vernon rede, danke ich meinen günstigen Sternen, daß ich älter werde. Bis dieser Mann so alt ist wie ich, wird er absolut unmöglich sein. Genau gesagt, ich muß mir immer in Erinnerung rufen, daß er in Ihrem Alter ist, nicht in meinem. Er scheint schon jetzt alt.«

»Ich weiß«, Balsam konnte sich für den Bischof erwärmen. »Ich ging mit ihm zur Schule. Damals war er noch Pete

Vernon, und Sie hätten ihn nicht erkannt.«

»Hätte ich nicht? Vergessen Sie nicht, daß ich ihn in Neilsville seit nunmehr zwölf Jahren im Auge habe. Ich kann mich noch an den jungen Mann erinnern, der aus Philadelphia hierher kam. Er hat sich sehr verändert gegen damals. Es liegt wohl an Neilsville. Solche Städte fügen den Menschen etwas zu. Zu klein. Inzucht. Ich glaube, es läßt sich gar nicht vermeiden, daß auch der Klerus darin verwickelt wird. Ich habe mich oft gefragt, ob ich in der Kirche geblieben wäre, wenn man mich an einen Ort wie Neilsville geschickt hätte.« Dann strahlte er ein klein wenig. »Wer weiß? vielleicht wäre ich auch klargekommen in Neilsville, und hätte selber eine Gemeinschaft des St. Peter Martyr gegründet. Ganz unter uns, in Neilsville zu sitzen, ist genau meine Vorstellung eines Martyriums.«

»Ich verstehe, was Sie meinen«, antwortete Balsam. Dann wechselte er das Thema. »Hat Monsignore Vernon die Gemeinschaft des St. Peter Martyr gegründet?«

»Sie meinen, Sie wußten das nicht?«

Balsam schüttelte den Kopf. »Ich weiß, daß er das Oberhaupt ist, aber ich hätte vermutet, daß sie schon seit Jahren existiert.«

»Keineswegs. Vernon hat sie vor etwa fünf Jahren ins Leben gerufen, ungefähr zu der Zeit, als er Monsignore wurde. Ich vermute, dies war seine Art zu beweisen, daß er es geschafft hatte.«

»Scheint irgendwie eigenartig«, bemerkte Balsam.

»Eine hübsche Selbstüberschätzung, würde ich sagen«, sagte der Bischof.

»Selbstüberschätzung?«

Der Bischof sah ihn nun fragend an. »Das haben Sie noch nicht herausgekriegt?«

»Sie haben mich schon wieder falsch verstanden«, gab Balsam zu.

»Die Namen, Mann, die Namen«, rief der Bischof aus. »Monsignore Vernon hat die Gemeinschaft nach sich benannt!«

Balsam sah den Bischof verdutzt an. »Nach sich benannt?«

»Was, das haben Sie nicht gewußt?« kicherte der Bischof. »Der Name von St. Peter Martyr war Piero da Verona. Nun, wenn Sie das ins Englische übersetzen sollten, was würde da herauskommen?«

»Peter Vernon«, sagte Balsam langsam. »Oder etwas ganz Ähnliches, was fast keinen Unterschied machen würde. Ist es das, was Sie meinen?«

Der Bischof nickte. »Das erstaunt Sie, nicht wahr?« Und weiter: »Was für ein unangenehmer Mensch das gewesen sein muß.«

»Wer?«

»Piero da Verona. St. Peter Martyr.«

Balsam zog überrascht die Augenbrauen hoch. »Verzeihung, wie bitte?«

»Sie haben doch die Geschichte gelesen, oder? Wie einer der sogenannten Ketzer durch die Verfolgungen von Verona zu weit getrieben wurde und ihn eines Nachts tötete?«

»Sogenannte Ketzer?« Balsam wollte lächeln, tat es aber nicht.

Der Bischof sah ihn strafend an und fragte sich, ob der junge Mann ihn auf den Arm nehmen wollte. »Ach, kommen Sie. Ich denke wir müssen alle zugeben, daß die Dominikaner während der Inquisition jeden, der nicht mit ihnen übereinstimmte, als Ketzer denunziert haben. Aber sie als Ketzer zu bezeichnen, macht noch keine Ketzer aus ihnen, oder?«

»Nein«, stimmte Balsam zu, »gewiß nicht.« Dann wechselte er erneut das Thema. »Was geschah mit dem Mann, der Verona getötet hatte?«

»Ah«, sagte der Bischof und war wieder einmal aufgestanden. »Nun, das ist ein herrliches Beispiel für die

seltsamen Wege des Herrn. Der Mörder ist auch ein Heiliger!«

Balsams Augen wurden vor Erstaunen weit. »Noch einmal bitte?«

»Schon möglich«, Bischof O'Malley lachte. »Ich weiß nicht, was der wahre Grund dafür ist, und ich glaube, niemand kennt ihn, aber die Geschichte berichtet, daß der Mann, der Verona tötete - mir ist sein Name entfallen, sollte ich ihn je gewußt haben -, bereute und selber einem Orden beitrug, und schließlich heilig gesprochen wurde. Natürlich nicht so schnell wie Verona, der, glaube ich, den Rekord hält, was schnelle Heiligsprechung betrifft, aber er schaffte es schließlich.«

»Als welcher Heiliger?«

»Ich habe nicht die leiseste Ahnung. Es gibt so viele Heilige, ich kann mich damit nicht befassen.« Er sah auf die Uhr und war überrascht, als er sah, wie spät es schon war. »Wenn Sie mich jetzt entschuldigen«, sagte er zu Balsam, »ich werde viel zu spät zu meinem Spiel kommen.«

Balsam sprang auf die Füße. »Es tut mir leid, soviel Ihrer Zeit beansprucht zu haben«, entschuldigte er sich. Der Bischof gab ihm einen Klaps auf den Rücken, er fand, daß er den jungen Mann ganz gut leiden mochte.

»Keine Ursache«, sagte er. »Ich stehe Ihnen jederzeit zur Verfügung. Nur, gehen Sie beim nächsten Mal den Dienstweg. Wenn es sein muß, dann lügen Sie Vernon deswegen an. Besser so, als wenn er herausbekommt, daß Sie ihn völlig übergangen haben. Lassen Sie ihn mal davon Wind bekommen, und Sie werden wirklich erfahren, wie die Inquisition war.« Dann hatte er einen Gedankenblitz. »Wissen Sie, junger Mann, das ist es vielleicht, was sie vorhaben. Vielleicht versucht die Gemeinschaft des St. Peter Martyr tatsächlich, die Inquisition wiederzubeleben. Wenn sie das wollen, dann ist Neilsville der richtige Ort, um damit anzufangen. Es kam mir immer schon so vor, als ob es eine der Städte wäre, die eine Inquisition nur zu gerne hätten, oder eine Hexenverbrennung. Ich schlage Ihnen

folgendes vor: Warum treten Sie nicht der Gemeinschaft bei und sehen zu, daß Sie herausfinden, was sie vorhaben. Wer weiß, es könnte sich als recht interessant erweisen.«

Bischof O'Malley öffnete die Tür von seinem Büro und ging mit Balsam aus dem Bischofssitz zum Auto, das sich Balsam von Margo Henderson geliehen hatte. Während Balsam wegfuhr, winkte er ihm nach und fand, daß er diesen Jungen in der Tat sehr mochte. Gut gelaunt, stieg Bischof O'Malley in seinen Wagen und fuhr zu seiner Golfpartie.

Hätte er von Balsams Narben auf dem Rücken gewußt, er hätte nicht annähernd so gute Laune gehabt. Er hätte gewußt, daß in Neilsville etwas vor sich ging.

Statt dessen machte er sich glücklich ans Golfspielen und wurde um drei Schläge von Joe Flynn besiegt. Was so schlimm wieder nicht war; normalerweise bezwang ihn Joe Flynn mit fünf Schlägen.

Peter Balsam betrat seine Wohnung und warf Margo die Wagenschlüssel zu. »Nicht ein Kratzer dran«, sagte er. »Bist du fertig für das Abendessen, das ich dir versprochen habe?«

Margo nickte. Sie war erleichtert, ihn in so scheinbar guter Stimmung zu sehen.

»Soll ich dir erst noch einen Drink machen?« fragte sie.

»Aber klar. Dann erzähle ich dir alles über den Bischof. Ich zieh' mich nur noch eben um.«

Er ging schnell ins Schlafzimmer und zog alles bis auf die Unterhose aus. So wie schon an diesem Morgen sah er in den Spiegel und untersuchte die Striemen auf seinem Rücken. Am Morgen waren sie so feuerrot gewesen wie zuvor. Jetzt waren sie verschwunden.

Er schaute noch einmal und berührte vorsichtig die Haut auf seinem Rücken. Keine Spur. Keine Narben. Keine Zeichen. Sein Rücken war so makellos wie immer.

Als Balsam einige Sekunden später ins Wohnzimmer kam und den von Margo angebotenen Drink nahm, hatte sich seine

Stimmung verändert. Die Fröhlichkeit war weg, und an ihre Stelle war eine deutliche Gedankenschwere getreten.

Bis das Abendessen vorüber war, hatte Balsam es sich überlegt.

Er würde der Gemeinschaft des St. Peter Martyr beitreten.

Margo war nicht davon überzeugt, daß es klug wäre, aber Peter hatte darauf bestanden. Widerstrebend stimmte Margo zu, und das nur, weil der Bischof seinen Beitritt vorgeschlagen hatte. Trotz ihres Rauswurfs aus der Kirche traute sie dem Bischof instinktiv. Und allmählich fing sie an zu glauben, daß sie Peter Balsam liebte.

Aber sie fand das nicht gut. Sie fand das überhaupt nicht gut.

## 17

Balsam fand die Notiz am Donnerstag früh in seinem Fach:

*Pfarrhaus*

*Freitag abend*

*8 Uhr*

Keine Unterschrift, keine Initialen, und geschrieben - beinahe gedruckt - war das ganze mit einer fließenden Schrift, die von einem Kiel zu stammen schien. Und trotzdem, obwohl die Notiz keine Einzelheiten aufwies, war Balsam davon überzeugt, daß er wußte, um was es sich handelte: Die Einladung zu seiner endgültigen Aufnahme in die Gemeinschaft des St. Peter Martyr. Er starrte einen Augenblick lang sprachlos darauf und steckte sie dann zwischen die Seiten eines Buches, das er unter dem Arm hatte. Als er sich umdrehte, sah er das lächelnde Gesicht von Schwester Marie, die ihn neugierig beobachtete.

»Stimmt etwas nicht?« fragte die Nonne.

»Nein«, sagte Peter leicht erschrocken. »Nein, es ist alles in Ordnung.« Er wollte schon weggehen, aber die Nonne hielt ihn

auf.

»Sind Sie sicher? Sie sehen so blaß aus. Beinahe, als ob Sie gerade einen Geist gesehen hätten.«

Peter zögerte einen Augenblick und zog dann plötzlich die Notiz aus dem Buch. Er reichte sie der Nonne. »Was halten Sie davon?«

Schwester Marie nahm die Notiz aus Balsams ausgestreckter Hand und untersuchte sie sorgfältig. Sie drehte und wendete sie, besah sich die Rückseite und gab sie Balsam wieder zurück.

»Komisch«, sagte sie.

»Erkennen Sie die Handschrift?«

Schwester Marie sah verwirrt drein, als ob sie etwas sagen wollte, aber nicht sicher sei, ob es richtig war. Balsam bedrängte sie. »Sie erkennen sie doch, oder?«

»Ich bin mir nicht sicher«, sagte Schwester Marie langsam. »Es war wie ein *deja vu*. Als Sie mir die Notiz überreichten, hatte ich das äußerst eigenartige Gefühl, daß das gleiche schon einmal passiert ist. Aber dann, bevor ich mich richtig erinnern konnte, war es weg.«

Balsam fühlte den plötzlichen Schmerz der Enttäuschung. Er hatte gehofft, daß ihm die Nonne sagen könnte, mit wessen Handschrift die Nachricht geschrieben war. Doch dann hellte sich ihre Miene auf, und sie bat, die Notiz noch einmal sehen zu dürfen. Dieses Mal prüfte sie sie mit noch größerer Sorgfalt und hielt sie sogar gegen das Licht, als sie sie ihm schließlich zurückgab, sah sie noch bestürzter drein.

»Ich weiß nicht«, sagte sie, ihre zögernde Art ließ Balsam vermuten, daß sie es doch wußte. »Ich kann Ihnen sagen, woher das Papier stammt«, sagte sie. »Das ist einfach. Monsignore Vernon. Aber das wußten Sie ja bereits, oder?«

»Es schien wahrscheinlich«, grinste Peter.

»Diese Handschrift beschäftigt mich«, sagte Schwester Marie. »Ich weiß, daß es nicht die des Monsignore ist; ich weiß



aber auch, daß ich sie irgendwo schon einmal gesehen habe. Aber irgend etwas stimmt da nicht. Irgend etwas in meinem Hinterstübchen sagt mir, daß das nicht ganz in Ordnung ist. Mir ist, als ob ich sie schon mal gesehen habe, aber das war anders, wenn Sie verstehen, was ich meine.«

Das ist typisch Neilsville, dachte sich Balsam. Man hat das alles schon mal gesehen, aber hier stimmte es nicht ganz. Hier ist immer etwas mehr dahinter als man sehen kann. Laut sagte er: »Versuchen Sie sich zu erinnern, bitte.« Beim Klang seiner Stimme änderte sich der Gesichtsausdruck der Nonne von Bestürzung zu Besorgnis.

»Ist es so wichtig?« fragte sie, weil sie nicht verstehen konnte, wie eine einfache Einladung ins Pfarrhaus jemandem so viel bedeuten konnte.

»Ich wäre froh, wenn ich das wüßte«, sagte Peter. »Kann sein, kann aber auch nicht sein. Ich würde zu gern wissen, wer diese Notiz geschrieben hat.«

»Na, machen Sie sich mal nicht zuviel Sorgen«, die Nonne lächelte ihn an. »Wahrscheinlich wird es mir mitten in der Nacht einfallen, und wenn das passiert, werde ich es mir sofort aufschreiben, ehe ich's vergesse.«

»An den Rand des ›NEW YORKER‹?« fragte Balsam ironisch.

»Dahin, oder in noch was Schlimmeres«, gab ihm Schwester Marie zurück. Und bevor er sie weiter ausquetschen konnte, war sie verschwunden.

Mehrere Male zwischen Donnerstag und Freitag sprach Peter Balsam kurz mit dem Monsignore, und jedesmal fragte er sich, ob er die eigenartige Botschaft ansprechen sollte. Aber der Monsignore erwähnte sie nie, und auch Peter fand nie den passenden Moment, um auf das Thema zu sprechen zu kommen. Er war sich nicht ganz sicher, aber er hatte den Eindruck, daß Monsignore Vernon ihn ganz bewußt davon abhielt, irgendwelche Fragen zu stellen.

Am späten Freitagnachmittag machte sich Balsam auf die Suche nach Schwester Marie. Als er sie endlich gefunden hatte, hatte er das bestimmte Gefühl, daß sie nicht sonderlich erfreut war, ihn zu sehen. Ihr gewöhnlich herzliches Lächeln war nirgends zu entdecken, und der Glanz in ihren Augen war verblaßt.

»Schwester Marie?« sagte er, als ob er nicht ganz sicher wäre, daß sie es war. Sie schien ein wenig aufzuspringen, als ob sie ihn nicht gesehen hätte, obwohl er direkt vor ihr stand.

»Mr. Balsam«, sagte sie, und Peter fiel auf, daß sie seinen Nachnamen genannt hatte. Ihr Blick traf den seinen nicht.

»Sie haben sich heute vor mir versteckt«, meinte er. Er bemühte sich, ganz locker zu reden, um nicht durch den Klang seiner Stimme das Gesagte noch zu verstärken.

»Nein, das glaube ich nicht«, sagte die Nonne leise. Ihr Blick huschte von einem Winkel des Raumes zum anderen, ganz so, als ob sie einen Fluchtweg suchte.

»Ich wollte fragen, ob Sie sich daran erinnern können, wo Sie diese Handschrift schon einmal gesehen haben«, sagte Peter so beiläufig wie möglich.

»Handschrift?« wiederholte die Nonne, fast zu plötzlich.  
»Was für eine Handschrift?«

»Auf dem Notizzettel«, sagte Balsam. Er fing schon an, sich ein bißchen zu ärgern. Die Nonne schaute weiter unwissend drein. »Der Zettel, den ich gestern früh in meinem Fach fand. Sie haben das doch nicht vergessen?«

»Ach das«, sagte Schwester Marie und lachte nervös. »Ich fürchte, das ist mir richtiggehend entfallen.« Sie sah sich wieder in dem Zimmer um, und Peter hatte das sichere Gefühl, daß sie daran dachte, sich irgendwohin davonzumachen. Er hatte recht.

»Ich fürchte, Sie müssen mich entschuldigen«, rief sie aus. »Ich versprach Schwester Elisabeth, ihr heute nachmittag ein bißchen zur Hand zu gehen.«

Als ob auch ihr klar war, daß es eine etwas faule Ausrede war, fügte sie noch schnell hinzu: »Prüfungen. Ich versprach ihr, bei der Benotung von einigen Prüfungen zu helfen.« Und schon war sie weg.

Obwohl sie nicht verabredet hatten, am Freitagabend gemeinsam zu Abend zu essen, war Peter nicht überrascht, als Margo Henderson in seiner Wohnung auftauchte, kurz nachdem er selber nach Hause gekommen war. Es überraschte ihn auch nicht, daß sie ein paar Steaks mitbrachte, die sich an Größe durchaus mit den beiden Steaks messen konnten, die er selbst auf seinem Heimweg gekauft hatte. Was ihn wirklich überraschte, war, daß er Margo sofort, nachdem sie in seiner Wohnung war, in seine Arme schloß und küßte. Sie erwiderte seinen Kuß aufs wärmste und befreite sich dann von ihm.

»Das war mal etwas Neues«, sagte sie. »An eine solche Begrüßung könnte ich mich gewöhnen.«

»Gut«, antwortete Peter. »Da wir zwei Extra-Steaks haben, könntest du ruhig einplanen, morgen abend wieder so begrüßt zu werden. Und morgen können wir den ganzen Abend zusammen verbringen.«

»Ist der Tanzabend abgesagt worden?« fragte Margo. Peter schnippte ungeduldig mit den Fingern.

»Verdammt. Das habe ich ja ganz vergessen.« St. Francis Xavier veranstaltete an diesem Wochenende den ersten Tanzabend des Schuljahres. Er grinste sie an. »Was glaubst du, würde man sagen, Wenn ich zusammen mit dir als Anstandsdame dort erscheinen würde?«

»Ich in St. Francis Xavier? Monsignore müßte anschließend den Ort vom Teufel befreien. Aber ich würde gern mit dir zu Abend essen.« Sie unterbrach kurz und legte ihre Stirn recht attraktiv in Falten.

»Obwohl ich zugeben muß, daß ich mir allmählich wie eine richtige Ehefrau vorkomme - erst esse ich mit dir zu Abend, dann sitze ich alleine da, während du zu Versammlungen und

gesellschaftlichen Ereignissen rennst.« Ein verschmitztes Glitzern in ihren Augen verriet Balsam, daß sie einen Scherz machte, aber er wollte das nicht auf die leichte Schulter nehmen. Er nahm ihre Hände in die seinen.

»Ich weiß, das ist nicht fair. Und, Margo, du mußt das nicht tun. Im Gegenteil, ich wünschte, du würdest es lassen.«

Das Lächeln in ihrem Gesicht verschwand, und sie wurde ernst. »Natürlich muß ich das nicht tun, Peter. Und ich finde es reizend, daß du dir deshalb Gedanken machst. Aber ich habe lieber ein gemeinsames Abendessen mit dir und warte den Rest des Abends besorgt auf dich, als daß ich den ganzen Abend mit irgend jemand anderem verbringe. Ich dachte, du wüßtest das.«

»Vielleicht wollte ich das nur hören«, sagte Peter, und seine Mundwinkel umspielte der Hauch eines Grinsens. Margos Gesicht blieb weiter ernst.

»Oder du hast vielleicht nur versucht, mir zu sagen, daß du dir um mich Gedanken machst, auf deine Weise. Nun gut. Ich weiß, daß du für mich da bist, und du weißt, daß ich für dich da bin. Das, gibt mir das Recht, ab und zu einen Abend zu verbringen, an dem ich mir Sorgen um dich mache. Heute abend werde ich mir um dich Sorgen machen - außer ich kann mit dir noch einmal darüber reden, daß du es dir anders überlegst.«

Balsam lächelte freundlich. »Warum wartest du nicht auf mich und machst dir deine Sorgen hier? Dann können wir herausfinden, was wirklich dran ist an der Gemeinschaft des St. Peter Martyr, egal wann ich zurückkomme. Heute abend werde ich die *ganze* Geschichte aufnehmen.« Er hielt einen kleinen Kassettenrecorder in die Höhe. Margo sah schweigend darauf. Plötzlich war sie nicht mehr sicher, daß sie etwas über die Gemeinschaft wissen wollte. Im Gegenteil, sie war sich so gut wie sicher, daß sie *nicht* wissen wollte, was auf ihren Versammlungen vor sich ging. Aber gleichzeitig *mußte* sie es wissen. Sie entschied sich, zu warten, bis Peter in dieser Nacht

nach Hause kam. Schweigend begann Margo, das Abendessen vorzubereiten. Darüber gab es ja nicht viel zu reden.

Die Gemeinschaft des St. Peter Martyr wartete schon. Alle sechs waren sie im Foyer. Abwartend standen sie förmlich in einem Halbkreis. Er machte die Eingangstür hinter sich zu und stand da und sah sie an. Es herrschte lange Stille, während die sechs Priester ihn beobachteten. Dann begann Monsignore Vernon zu sprechen.

»Peter Balsam«, sagte er mit sonorer Stimme, »wir sind zusammengekommen, und es ist unser Entschluß, daß du heute abend in unsere Gemeinschaft eingeführt wirst.«

»Ich verstehe«, sagte Balsam leise. Er wagte es, eine Frage zu stellen.

»Obwohl ich kein Priester bin?«

Der Monsignore lächelte matt. »Wir hatten noch nie einen - Laien in der Gemeinschaft, aber wir sind bereit, für dich eine Ausnahme zu machen.« Weiter erklärte er, indem er Peters Frage zuvorkam: »Unsere Gründe werden dir schließlich klarwerden.«

Peter blieb still. Aber er fragte sich, warum der Monsignore bei dem Wort ›Laie‹ gezögert hatte. Was für ein Wort hatte er noch im Sinn gehabt?

Die sechs Priester drehten sich unvermittelt um und fingen an, in einer Reihe hintereinander durch den Flur in das Arbeitszimmer zu gehen. Balsam faßte sich schnell in die Tasche und setzte den Kassettenrecorder in Gang, bevor er hinter ihnen hermarschierte.

Wie beim letzten Mal, war das Arbeitszimmer nur von Kerzen und dem unregelmäßigen Schein des Feuers beleuchtet. Wieder waren die Stühle im Halbkreis vor dem Feuer angeordnet, wobei zwei Stühle gegenüber standen und für Monsignore und Balsam reserviert waren. Nach ein paar Augenblicken saßen die sieben Männer.

Wieder begann der Katechismus. Dabei fragten die Priester

Balsam nacheinander über sein Wissen zur Glaubenslehre ab. Es fiel ihm leicht, die Fragen zu beantworten, er gab die richtigen Antworten und achtete peinlich darauf, seine Stimmlage zu halten, um nicht die leiseste Andeutung seiner wahren Gefühle zu machen, wann immer er zu einer der gefragten Doktrinen Stellung nahm. Im Laufe der andauernden Inquisition - und er hatte das bestimmte Gefühl, daß es sich tatsächlich um eine solche handelte - fragte er sich, welchem Zweck das alles diene. Die Fragen waren dieselben, die man ihm schon einmal gestellt hatte, und auch seine Antworten waren dieselben. Das heißt, nein, von Anfang an merkte er, daß seine Antworten *nicht* dieselben waren. Als er das erste Mal in diesem Zimmer gesessen hatte und von den sechs Priestern ausgefragt wurde, hatte er eine Weile gebraucht, bis er einsah, was sie von ihm hören wollten. An diesem Abend war ihm das von Anfang an klar. Und sein Tonfall unterschied sich von dem des ersten Abends. Er unternahm auch keinen Versuch, seine Zweifel über bestimmte Ansichten seines Glaubens zu überspielen. Heute abend spielte Peter Balsam die Rolle des wahren Gläubigen. Und beim Spielen seiner Rolle, wobei er sich durch die Doktrinen leiten ließ und seinen eigenen Antworten besonnen zuhörte, begann er sich zu fragen, ob nicht die Rolle den Schauspieler auffraß, er fing an, sich zu fragen, wieviel von seiner Aufrichtigkeit nur vorgetäuscht und wieviel davon echt war.

Es war vorbei, endlich, obwohl Peter das im ersten Moment gar nicht wahrgenommen hatte. Er schaute sich die finsternen Gesichter an, eines nach dem anderen, und überlegte sich, von wem wohl die nächste Frage kommen würde. Die sechs Kirchenmänner sahen ihn voll Befriedigung an; er hatte ihre Prüfung offensichtlich bestanden. Er fragte sich, wie es wohl weitergehen würde.

Plötzlich standen sie auf und beugten sich über ihn. »Peter Balsam«, fragten sie wie aus einem Mund, »was willst du von

uns?«

Die Frage hallte in seinem Geiste wider. *Was willst du von uns?* Sein Verstand suchte nach einer Antwort. Er wußte, daß es eine Antwort *gab*; eine einzige Antwort, auf die sie warteten, und wenn er sie nicht zu geben imstande wäre, gab es keine zweite Gelegenheit mehr. Er bemühte sich immer noch, überlegte, was er sagen könnte, als er seine Stimme hörte.

»Trost in meinem Glauben.«

»Und was bietest du uns an?«

»Meinen Körper und meinen Geist, zum Nutzen eurer heiligen Aufgabe.«

Dann faßten sie nach ihm, nahmen ihn bei jeder Hand und zogen ihn auf seine Füße. Dann boten sie ihm Wein an.

Er hatte bestanden.

Er war einer von ihnen.

Er hatte ihnen gesagt, was sie von ihm hören wollten. Er war froh.

Die Gemeinschaft des St. Peter Martyr, wieder sieben Mann stark, fing an zu beten.

Die selben Gesänge, die er schon zuvor gehört hatte, begannen von neuem, aber dieses Mal merkte Peter, daß er irgendwie daran teilnehmen konnte. Mit Leichtigkeit formulierte er die seltsamen Worte, Lippen und Zunge formten eine Silbe nach der anderen, als ob er diese ungewohnte lateinähnliche Sprache sein Leben lang gesprochen hätte. Während er einstimmig mit den anderen sang, versuchte ein Teil seines Verstands, die Quelle dessen zu ergründen, warum er auf einmal in der Lage war, mit den Priestern Wort für Wort zusammen zu singen. Er sagte sich, daß es einfach daher kam, weil er diesen Gottesdienst schon einmal gehört hatte, und er sich in seinem Gehirn festgesetzt hatte. Aber eine andere innere Stimme sagte ihm, daß mehr dahintersteckte, als das; daß es nicht genügt hätte, wenn er den Gottesdienst nur einmal gehört hätte, daß es ihm anschließend so flüssig über die Lippen ging.

Er zerstreute die verwirrenden Gedanken aus seinem Geist, und konzentrierte sich statt dessen darauf, dem Gottesdienst zu folgen zu versuchen. Es klang zunächst wie die Lobpreisungen auf den Herrn, die in dem Kloster, wo er aufwuchs, gesungen worden waren. Aber, auch hier war es wieder etwas anders. Die Lobpreisungen gab es wohl, aber es gab auch Zwischentöne mit anderem Inhalt. Inhalte, gesungen in diesem eigenartigen Beinahe-Latein, die er fast verstehen konnte, die sich dann aber seinem Verständnis entzogen. Schließlich brach er den Versuch, die Worte zu verstehen, ab, und begann statt dessen sie zu fühlen. Es waren Worte der Ermahnung. Die Gemeinschaft des St. Peter Martyr brachte dem Herrn Lobpreisungen entgegen, ja, aber sie ermahnten *Ihn* auch. Zu welchem Zweck? Schneller und immer schneller, bis er einzelne Worte nicht mehr wahrnahm und nur noch der Rhythmus da war.

Der Rhythmus, beständig und unerbittlich, zog ihn in den Bann von dessen Mystizismus, und trug ihn in einen Zustand religiöser Ekstase, den er schon zuvor einmal in seinem Zimmer erfahren hatte. Er fing an, das Bewußtsein seiner physischen Umwelt zu verlieren und war lediglich der Gegenwart des Lichts, der Wärme und der Spiritualität seiner Gefährten gewahr. Jetzt bewegten sie sich, sie kreisten ihn ein, umstellten ihn, und je intensiver der Gottesdienst wurde, desto stärker bekam Balsam das Gefühl, einer von ihnen zu sein, gemeinsam mit ihnen an einer Erfahrung teilzuhaben, die einem sowohl Angst einjagen, aber auch erheitern konnte. Ganz als ob, zum ersten Male, das Herz seiner Seele von Gott berührt wurde.

Und dann fing die Stimme wieder an.

Erst klang sie sehr entfernt, aber sie wurde beständig lauter, bis ihre pochenden Töne durch den Raum hallten. Der Schein der Kerzen und die Hitze und das Flackern des Feuers hielten ihn noch aber die Gesänge hatten aufgehört. Nur das pochende



Geräusch einer einzigen Stimme erfüllte seine Ohren jetzt. Doch dann hörte auch das auf. Inmitten der plötzlichen Stille faßte Balsam nach dem Priester, der ihm am nächsten stand. In dem eigenartigen Licht schien der Priester so weiß wie ein Engel zu schimmern, und Balsam war sicher, daß er die Hilfe fand, die er suchte. Er versuchte zu sprechen, aber sein Mund wollte sich nicht öffnen. Von irgendwoher hörte er eine weitere Stimme.

»Er ist mit uns. St. Peter Martyr ist mit uns.«

Und dann füllten wieder die tiefen Töne jener eigenartig körperlosen Stimme den Raum aus, in der seltsamen Sprache, die Balsam nicht ganz verstand. Er konnte hin und wieder die Bedeutung erheischen, aber nur bruchstückweise.

»Du mußt ihn für mich finden...«

»Du mußt bestrafen...«

»Sie sind überall...«

»Zelebriert...«

»Bestraft...«

»Sünde...«

»Sünde...«

»Zelebriert... Bestraft... Sünde...«

Und dann war die Stimme weg, und die Gesänge hoben wieder an. Und einmal mehr erfaßte Balsam die fremdartige Trance, und er verlor sein Zeitgefühl, seine örtliche Wahrnehmung, er wußte nicht mehr, was wirklich war und was nicht. Alles war Religion und Religion war alles. Und die Gesänge gingen weiter... und die Feier ging weiter... und irgendwann, während der langen Nacht, bekam Balsam das Gefühl, wegzuträumen, ins Reich der Fantasie zu treiben, wovon er nie den Willen, noch den Wunsch hatte, es zu definieren.

Drei Stunden vor der Dämmerung war alles vorbei. Wie schon beim letzten Mal hatte Balsam keine Vorstellung davon, was geschehen war. Nur vage Eindrücke und ein Gefühl der

Erbauung, aber auch der Erschöpfung.

Und natürlich eine bespielte Kassette. Beim Verlassen des Pfarrhauses fühlte er den Minirecorder immer noch in seiner Jackentasche, er lief immer noch. Er schaltete ihn ab, obwohl er wußte, daß die Aufnahme schon vor Stunden zu Ende gewesen sein mußte.

Aber die ersten beiden Stunden der Versammlung waren auf Band. Ein Anfang wäre also gemacht. Aber, ein Anfang wovon? Er beschleunigte seinen Gang, und bis er zu Hause ankam, rannte er beinahe schon.

Margo erwartete ihn, sie hatte einen befremdlichen Gesichtsausdruck.

Sie hörten sich das Band gemeinsam an.

Margo saß am einen Ende des Sofas, Peter am anderen. So wurde Peter aufs äußerste die Distanz zwischen ihnen gewahrt. Vom ersten Teil des Tonbandes hörten sie sich nur Teile an; es war der Teil, auf dem der Katechismus aufgenommen war. Zehn Minuten danach begann es dann. Margo kommentierte leise, daß Peter, neben allem, was auf dem Band sonst noch zu hören war, wie ein guter Katholik klang. Erstaunt darüber, was sie mit dieser Bemerkung meinte, sah Balsam sie an, aber ihr Blick wandte sich von ihm ab. Er langte nach unten und ließ das Band vorlaufen, bis zum Schluß der ersten Stunde, der Stelle, an der die Gesänge angingen.

Margo sprach wieder, als die ersten seltsamen Klänge der beinahe religiösen Musik aus dem kleinen Lautsprecher ertönten.

»Es gab da eine Zeitlang Stille«, sagte sie plötzlich, »was geschah während dieser Stille?«

»Du meinst, als sie mich in die Gemeinschaft aufnahmen?«

Margo nickte.

Peter dachte an diesen Augenblick zurück, dann erinnerte er sich.

»Wein«, sagte er. »Monsignore Vernon ließ einen Kelch mit

Wein herumgehen.«

Margos Augenbrauen verfinsterten sich, dann verfiel sie in Schweigen.

Sie hörten sich das Band an und schauten dabei auf den Kassettenrecorder, als ob er auch einen bildlichen Eindruck erzeugen könne, so wie er die eigenartigen Klänge ausbreitete.

»Es klingt beinahe wie Latein«, sagte Margo.

»Ich weiß, ist es aber nicht. Nicht ganz. Es ist ähnlich, aber verschieden genug, um es so gut wie unverständlich klingen zu lassen. Hin und wieder kann ich ein Wort verstehen, aber das meiste klingt wie eine fremde Sprache.«

»Wie Spanisch, irgendwie«, sagte Margo.

»Spanisch?« fragte Peter. Er hörte noch besser hin, und plötzlich ergaben die Rhythmen mehr Sinn. Und dann wurde *es* ihm klar. Es war keineswegs Spanisch. Es war eine eigenartige Art von Italienisch.

»Das ist es«, sagte er leise.

»Was?« fragte Margo und sah ihn zum ersten Mal voll an.

»Ich hab's!« rief Peter aus. »Es ist nicht Spanisch, Margo, und es ist nicht richtig Latein. Es ist so eine Art Italienisch. Und es ergibt auch einen Sinn. Nicht die Worte. Die kann ich nicht verstehen aber ich weiß, was wir uns da anhören! Sie gebrauchen eine Sprache, die zwischen Latein und Italienisch liegt.«

Margo schaute verwirrt drein, und er versuchte es ihr zu erklären.

»Die romanischen Sprachen stammen alle aus dem Lateinischen. Französisch. Spanisch. Italienisch. Aber Veränderungen in der Sprache brauchen Zeit. Wie also könnte das frühe Italienisch geklungen haben? Es wäre irgendwo zwischen Latein und dem modernen Italienisch angesiedelt, habe ich recht? Und St. Peter Martyr war ein Italiener aus dem dreizehnten Jahrhundert. Die Gemeinschaft bedient sich der Sprache von St. Peter Martyr! Das mußte es sein. Natürlich

können wir nicht alles verstehen, kaum mehr als vom Englisch eines Chaucer.«

»Aber wo hätten sie das lernen sollen?« fragte Margo.

»Wer weiß?« entgegnete Peter. Plötzlich fühlte er sich etwas leichter; die Gesänge hatten eine Menge an Mysteriösem eingeblüßt, die sie noch in der flackernden Beleuchtung des Pfarrhauses gehabt hatten.

»Woran von alledem kannst du dich erinnern?« fragte Margo.

»Nicht an vieles«, sagte Peter. »Das alles klingt mir zwar ein wenig bekannt, aber nicht so bekannt, wie es sollte. Ich meine, schließlich ist es doch nur ein paar Stunden her, daß ich an diesen Gesängen teilgenommen habe.«

Margo starrte ihn an. »Sagtest du nicht, daß du die Worte nicht verstehen konntest?«

»Konnte ich auch nicht. Und ich kann es immer noch nicht. Aber bei der Gelegenheit konnte ich durchaus mitsingen, ohne mich großartig darum zu bemühen. Es war gerade so, als ob die Worte aus mir herausströmten...« Seine Stimme brach ab, während er jetzt bemerkte, in seiner Wohnung, daß die Rhythmen, die im Pfarrhaus so einfach gewesen waren, unglaublich kompliziert erschienen.

Und dann vernahm er die Stimme.

Eintönig dröhnte sie aus dem Lautsprecher, resonant und stetig. Er erkannte sie sofort, und fragte sich, warum er sie während des Gottesdienstes nicht erkannte. Es war Monsignore Vernon.

»Was sagt er?« fragte Margo. Auch sie hatte die Stimme des Priesters erkannt.

»Ich bin mir nicht sicher«, sagte Peter langsam und versuchte, die plötzliche Angst, die sich in seinem Magen zusammenballte, zu überspielen. »Ich... Als ich dort war, dachte ich, die Stimme des St. Peter Martyr zu hören. Es kam mir überhaupt nicht in den Sinn, daß das der Monsignore war.

Und ich kann fast nichts von dem, was er sagt, verstehen. Es hat mit Sünde zu tun, mit Bestrafung und Zelebration. Ich weiß es nicht. Ich wollte eigentlich Latein verstehen - schließlich unterrichte ich es. Aber es ist eben kein richtiges Latein. Es klingt eher wie Italienisch, und mein Italienisch gibt es nicht.«

Doch dann hatte die dröhnende Stimme aufgehört, und die Gesänge begannen von neuem, sie waren jetzt noch von einem anderen Klang begleitet. Langsam verklangen die Gesänge, und die neuen Klänge wurden lauter. Es fing an mit einer Serie wimmernder Geräusche, aber während das Band weiterlief, wurde aus dem Wimmern ein Stöhnen, vermischt mit den Geräuschen schweren Atmens und anderen Geräuschen, die Peter zwar bekannt schienen, die er aber nicht identifizieren konnte. Gelegentlich durchdrang ein Schrei der Ekstase das stetige Gestöhne.

Peter war klar, was er da hörte, wollte es sich aber nicht eingestehen. Er hörte sich weiter das Band an, er wollte es abschalten, war aber gleichzeitig fasziniert davon. Und allmählich fielen ihm einige der Bilder wieder ein, die ihm im Pfarrhaus erschienen waren.

Die Engel, die im flackernden Licht der Kerzen weiß zu glühen schienen. Die Nähe der Sieben untereinander, die er für spirituelle Nähe gehalten hatte.

Nackte Männer, Priester, die sich ihrer Kutten entledigt hatten, die ganz ausgezogen waren, deren Körper nicht geistig, sondern fleischlich miteinander verbunden waren, die sich liebten, und zwar nicht religiös, sondern sexuell.

Er hörte den Geräuschen einer Orgie zu, einer Orgie von der er wußte, daß er wenige Stunden zuvor, zusammen mit sechs Priestern teilgenommen hatte. Und dann hörte er, wie seine eigene Stimme vor lauter Ekstase herausschrie, wie sie nur auf dem sexuellen Höhepunkt klingt. Sein Magen schnürte sich zusammen, und er wußte, daß er sich übergeben mußte. Als er in Richtung Badezimmer stürzte, wirbelte seine rechte Hand

herum und riß den kleinen Kassettenrecorder von dem Kaffeetisch. Aber das Ding lief weiter: Die üblen Klänge gingen weiter, während er fluchtartig das Zimmer verließ.

Er blieb lange Zeit im Badezimmer und wartete, daß die Übelkeit verging. Er wollte nicht zurück ins Wohnzimmer, er wollte Margo nicht gegenüber treten. Dann, als er zu hoffen begann, daß sie vielleicht schon gegangen wäre, hörte er sie an die Tür klopfen.

»Peter?« fragte sie, mit ruhiger und freundlicher Stimme.

»Peter, bist du in Ordnung?«

In Ordnung? dachte er. In Ordnung? Wie konnte er in Ordnung sein? Mein Gott, was habe ich getan? Er sank auf den Boden des Badezimmers, legte seine Wange auf die kühlen Fliesen. Er hörte am Klicken, daß die Tür aufging und sah, daß Margo hereingekommen war. Dann spürte er, daß sie seine Wangen berührte.

»Es ist alles in Ordnung«, sagte sie leise. »Peter, es ist alles in Ordnung.«

Er sah zu ihr auf, er wollte ihr gerne glauben, aber es würde sicher nie wieder in Ordnung sein.

Dunkelheit umfing ihn.

## 18

Margos erster Gedanke war, das Krankenhaus anzurufen. Doch bevor sie ans Telefon ging, hatte sie ihre Meinung geändert. Was sollte sie ihnen sagen? Niemand würde ihr glauben. Selbst wenn sie ihnen das Band vorspielte, sie war sicher, daß man ihr nicht glauben würde. Und außerdem, Peter war lediglich ohnmächtig geworden. Sie sagte sich, daß es nichts Ernstes wäre: ihn hatte einfach die Erschöpfung und der emotionale Schock über die Entdeckung, woran er da teilgenommen hatte, übermannt.

Sie ging wieder ins Badezimmer und fing an, den leblosen Körper von Peter Balsam in Richtung Schlafzimmer zu schieben. Sie wollte ihn ins Bett bringen und sich selbst dann auf das Sofa legen und dort warten, bis er aufwachte. Unter diesen Umständen schien gar nichts anderes möglich.

Er rührte sich überhaupt nicht, während sie ihn unter Stoßen und Ziehen in sein Bett schaffte, aber er sah so schlecht aus, daß sie beschloß, ihn auszuziehen.

Das erste, was ihr auffiel, waren die Wundmale. Es waren die gleichen Wundmale, wie sie schon vor ein paar Tagen da waren. Sie waren wieder da, und sie waren genau identisch mit den vorherigen. Blutrot und entzündet hoben sie sich von seinem Körper ab. Sie zog seine Hose aus, dann seine Unterwäsche. Die unterste Schicht seiner Bekleidung schien feucht, und erst dachte sie, daß er einfach am ganzen Körper geschwitzt hätte. Aber da war noch etwas. Von Peter Balsams Körper stieg ein Geruch auf. Der süße Duft von Sperma. Margo Henderson begrub ihr Gesicht in der besudelten Unterwäsche und weinte. Während ihr die Tränen kamen, wurde ihr klar, daß sie bis zuletzt gehofft hatte. Sie hatte sich an die Hoffnung geklammert, daß der Inhalt des Tonbandes nicht wahr wäre, daß das, was sie gehört hatte, sich völlig von dem unterschied, was sie für die Wahrheit hielt. Sie war in eine Katastrophe geschlittert. Und dennoch, sie merkte, daß sie, sogar während sie hier auf dem Bett lag, ganz nahe bei Peter, und leise ins Kissen schluchzte, nicht weggehen würde; sie wollte - und konnte - ihn nicht verlassen.

Es war nicht Peters Fehler, redete sie sich ein und kämpfte die Weinkrämpfe nieder. Er wußte nicht, was er tat. Er wußte nicht, was sie mit ihm anstellten. Du hast doch sein Gesicht gesehen, während er zuhörte, und er war konsterniert. Also bestrafe ihn nicht; hilf ihm.

Margo erhob sich vom Bett, dann zog sie die Bettdecke über Peters nackten Körper. Sie sah zu ihm herab und stellte sich

vor, wie verletzbar er gerade jetzt sein mußte. Wenn er aufwachte, mußte sie ganz in seiner Nähe sein. Er durfte auf keinen Fall das Gefühl haben, daß sie ihn verlassen hatte.

Sie ging hinaus ins Wohnzimmer und streckte sich auf dem Sofa aus. Der erste Schein der Dämmerung fing gerade an, den Himmel zu erleuchten, da fiel Margo in einen unruhigen Schlummer, denn Träume raubten ihrem Schlaf den Frieden...

Sie war vor dem Pfarrhaus und wußte, was drinnen vor sich ging. Aber sie konnte es nicht aufhalten. Sie konnte sich nur in die Dunkelheit der Umgebung verkriechen und den Geräuschen lauschen. Zuerst hörte sie die Gesänge, dann das Stöhnen, sie wußte, daß Peter da drinnen war, inmitten der Gruppe dieser sechs seltsamen Priester, und daß sie ihn verführten. Sie berührten ihn mit ihren Händen und küßten ihn mit ihrem Lippen, so wie nur ihn Margos Hände ihn berühren und nur ihre Lippen ihn küssen sollten.

Dann war sie plötzlich im Pfarrhaus, in diesem spärlich beleuchteten Zimmer, sie sah den nackten Priestern zu, ihre verschlungenen Körper glänzten mit ihren Schweißperlen im Schein der Kerzen, und sie zogen Peter die Kleider aus, begierig, das Spiel ihrer Finger auf seiner Haut, während sie in dieser eigenartigen Sprache herumglucksten. Und dann hielten sie ihn am Boden fest, und Monsignore Vernon, der plötzlich groß aufgeschossen wie ein Baum war, stand über Peter und stieß sein monströses Organ gegen Peters weit aufgerissenen Mund. Der Priester neigte sich Peter entgegen, und Margo sah erschrocken zu. Sie wollte schreien, aber sie konnte ihren Lippen keinen Laut entringen. Sie versuchte, sich entgegenzuwerfen, versuchte Peter aus dem Griff der alten Männer zu befreien, aber ihre Füße wollten sich nicht bewegen. Als ob sie in tiefem Schlamm steckten. Gebannt und stumm vor Entsetzen, konnte sie nur zusehen, wie Monsignore Vernon, plötzlich von einem Heiligenschein umgeben, seinen



Penis in Balsams Mund trieb. Als die riesige Eichel zwischen seinen Lippen verschwand, schrie sie schließlich los.

Margo wachte durch den Lärm ihres eigenen Schreis auf, und merkte, daß ihr Körper unkontrolliert zitterte. Sie fühlte, daß kalter Schweiß sie bedeckte wie ein feuchtes Tuch. Dann merkte sie, daß eine Hand sie berührte, und sie schlug die Augen auf. Balsam beugte sich über sie. Ohne ein Wort starrte sie ihn ein zwei Sekunden lang an, sie war sich plötzlich nicht mehr sicher, ob sie wachte oder träumte. Dann wurde ihr klar, daß sie wach war, und daß er echt war und sie schlang ihre Arme um ihn.

»O Gott, Peter«, weinte sie in sein Ohr, »ich habe alles gesehen. Ich war dort, dort in ihrem Zimmer, und da waren diese Priester, diese sechs üblen Priester - sie waren nackt und sie machten die ekelerregendsten Sachen mit dir. Und dann Monsignore, Monsignore Vernon - er - er...« Sie konnte nicht mehr, sie war außerstande es auszusprechen.

»Es ist ja alles gut«, sagte Peter leise, und hielt sie fester. »Es war nur ein Traum. Du hast schlecht geträumt.«

Für einen Augenblick lag sie still in seinen Armen, und ihre Aufregung verging. Und dann fiel ihr wieder alles ein. Er sollte im Bett liegen. Sie hatte ihn zu Bett gebracht, sich dann für ein Nickerchen hingelegt das war nur ein paar Minuten her. Was machte er hier? Wie konnte er schon wieder auf sein? Hin und her schlängelnd befreite sie sich aus seiner Umarmung und setzte sich auf. Die Sonne schien hell durch das vordere Fenster.

»Wie spät ist es?« fragte sie.

»Fast elf«, sagte Peter. »Ich bin vor einer halben Stunde aufgewacht, hielt es aber für besser, dich noch schlafen zu lassen. Das hätte ich wohl besser nicht getan.«

Erneut erschien ihr der Traum, und sie sah ihn an und versuchte, ihn von dem Balsam aus ihrem Traum zu trennen. Aber es gelang ihr nicht ganz, und sie mußte ihm sagen,

warum.

»Peter«, sagte sie leise, »da ist etwas, was ich dir letzte Nacht nicht gesagt habe. Ein Teil meines Traums von eben war kein Traum. Sondern eine Erinnerung. Gestern nacht bin ich - nun, beim Warten auf dich wurde ich schließlich so nervös, daß ich noch ein bißchen Spaziergehen wollte. Da war ich auch schon unterwegs, den Hügel hinauf. Zum Pfarrhaus.«

»Hast du deshalb so seltsam geschaut, als ich hereinkam?«

Sie nickte bedauernd. »Ich wußte schon lange, bevor ich das Band hörte, was sich im Pfarrhaus abgespielt hatte. Es müssen Stunden gewesen sein, die ich da stand, vor dem Fenster vom Arbeitszimmer des Monsignore und lauschte.« Sie sah ihn flehend an. »Du machst dir ja keine Vorstellung, wie das war. Ich wollte nicht zuhören, aber ich konnte mich auch nicht zum Gehen bewegen. Ich blieb so lange, bis fast alles vorbei war. Ich kam gerade fünfundvierzig Minuten vor dir wieder hierher.«

»Warum bist du geblieben?« fragte Peter ernst. »Ich hätte das, glaube ich, nicht getan.«

»Ich mußte bleiben. Ich mußte dich sehen, ich mußte sehen, ob du weißt, was sich da oben abspielte. Und du hattest keine Ahnung. Das konnte ich an deinem Gesicht ablesen.« Ihre Stimme wurde lauter. »O, Peter, sie tun dir so schreckliche Sachen an.«

Sie hatte ihre Arme um seinen Hals geschlungen und hielt sich an ihm fest. Nur dieses eine Mal nahm er sie und trug sie ins Schlafzimmer. Mit einem Fußtritt schlug er die Tür hinter sich zu.

»Was wirst du tun?«

Es war eine Stunde später, und sie lagen im Bett. Ihr Kopf ruhte auf seinem Bauch.

»Ich weiß es nicht genau«, sagte Peter. »Ich muß das aufhalten. Ich kann nicht zulassen, daß sie damit weitermachen.«

»Aber was kannst du dagegen tun?«

»Ich weiß *es* nicht. Ich könnte zum Beispiel dem Bischof das Band bringen, aber, ehrlich gesagt, ich glaube nicht, daß er etwas unternehmen würde. Das einzige, was er tun könnte, wäre, mit dem Monsignore und den anderen zu reden. Aber sie würden selbstverständlich abstreiten, daß sie irgend etwas Falsches tun.«

»Aber diese Geräusche...«

»Religiöse Ekstase«, sagte Peter, der versuchte, ein wenig Licht in das ganze Durcheinander zu bringen. »Die Geräusche, die wir vor dreißig Minuten machten, waren nicht viel anders.«

Margo errötete und sprach dann wieder.

»Aber du mußt etwas unternehmen.«

»Ich weiß«, sagte Peter, »und ich werde das allein tun müssen. Niemand wird mir glauben, was auf dem Tonband ist.«

»Ich kann es bestätigen«, sagte Margo leise.

Peter schüttelte heftig seinen Kopf. »Ich muß das ganz alleine tun. Ich werde noch einmal mit dem Bischof reden, aber ich glaube nicht, daß da viel dabei herauskommt. Und, glaube mir, ich werde zu keiner Versammlung der Gemeinschaft des St. Peter Martyr mehr gehen.«

»Was ist mit dem Tanz heute abend?«

»Natürlich werde ich da hingehen. Das fällt doch in den Bereich, daß ich mich so verhalte, als ob nichts passiert wäre. Und trotz allem halte ich es für sehr wichtig, daß ich dasein werde. Wichtig für mich und wichtig für die Kleinen.«

Dann mußte er an Schwester Marie denken, und ihr eigenartig ausweichendes Verhalten gestern morgen.

»Außerdem gibt es da noch jemanden, mit dem ich sprechen muß«, sagte er leise und dachte: Jemand der weit mehr über all dies wußte, als er mir das gesagt hat.

Er fand, daß er Margo besser nichts von Schwester Marie sagte.

Die Turnhalle der Hochschule von St. Francis Xavier strahlte die leicht heruntergekommene Festlichkeit aus, wie sie die Schüler einer High-School nun mal zaubern, wenn sie sich vergeblich darum bemühen, eine Turnhalle in einen Ballsaal zu verwandeln. Die Krepppapierstreifen machten schon schlapp, kaum daß der Tanz begonnen hatte; ungleich hingen sie zwischen den Lampenhaken und den Basketballkörben, so dienten sie eigentlich mehr dazu, die Ungeeignetheit des Raums noch hervorzuheben als ihm das gewünschte Flair von Ausgelassenheit zu verleihen.

Unglücklich saß Marilyn Crane in einer Ecke der Halle; es war die Ecke, die am weitesten von der Tür weg war, und fragte sich wohl schon zum zehnten Male, warum sie überhaupt hergekommen war. Zum zehnten Male hatte sie sich geantwortet. Sie war hier, um ihre Mutter glücklich zu machen, und weil ihre Schwester Greta immer zu den Tanzabenden in die Turnhalle gekommen war. Der Umstand, daß Greta immer irgendeine Verabredung hatte, war ihrer Mutter als nicht besonders bedeutend vorgekommen. Also saß Marilyn in ihrer Ecke und hoffte zum einen, daß man sie alleine ließe und unbemerkt, zum anderen aber hoffte sie, daß jemand, egal wer, auf sie zugehe und sich mit ihr unterhielte. Es kam niemand.

Allmählich füllte sich die Halle, und Marilyn sah den Schwestern zu, wie sie in ihren schwarzen Kutten zwischen den Schülern herumkreuzten, wie so manch ehrwürdige schwarze Schwäne inmitten einer Schar von herrlich bunten Enten, die heiser sind vor lauter Gequake. Marilyn fragte sich, wie sie das machten; sie fragte sich, ob dieses mystische Selbstvertrauen den Schwestern gleichsam mit ihren Kutten übergestreift wurde. Besonders mochte Marilyn Schwester Marie; bei ihr umrahmte der Schleier ihr hübsches Gesicht so, daß ihre Schönheit eher noch betont wurde, als ihr eine Aura der Unnahbarkeit zu geben.

Schwester Marie stand, ohne die Beobachtung durch Marilyn

wahrzunehmen, beim Haupteingang und begrüßte jeden Schüler beim Hereinkommen und bemühte sich zu offensichtlich, ihren rechten Zeh davon abzuhalten, im Takt der Musik mitzuklopfen. Jahrelange Übung vor dem Spiegel hatte sie genau gelehrt, wie viele Bewegungen sie unter den schweren Falten ihrer Kutte machen durfte, ohne dieses verräterische Schwingen des Materials zu verursachen, das sie während ihrer Novizinnenzeit immer verraten hatte. Aber immer noch ließ sie sich gerne mitreißen, besonders seit dem Aufkommen der Rock-Ära. Rockmusik brachte ihren Fuß bis weit über die Toleranzgrenze für ihre Kutte zum Mitklopfen. Sie sah, wie Janet Conally hereinkam und lächelte leicht.

»Ganz alleine heute abend?« grinste sie sie an.

»Ich lerne dann mehr Jungen kennen, wenn ich alleine komme«, sagte Janet. »Außerdem, Judy konnte nicht kommen, Karen ist hier mit Jim, und Penny arbeitet zusammen mit Jeff Bremmer am Erfrischungsstand.«

»Wie geht es Judy?« fragte Schwester Marie, mit ernster Besorgnis in ihrer Stimme.

»Ich glaube, ganz gut«, sagte Janet leise. »Sie wurde gestern nach Hause entlassen, und sie soll eigentlich am Montag wieder in die Schule kommen.«

»Das wäre ja schön«, sagte Schwester Marie bedeutungsvoll, »ich habe sie vermißt.«

»Schwester Marie«, begann Janet. Sie wollte die Nonne fragen, ob sie wüßte, was mit Judy passieren würde, aber plötzlich, ohne recht zu wissen warum, überlegte sie es sich anders.

»Ja?« entgegnete ihr die Nonne.

»Nichts«, sagte Janet. Sie war plötzlich sehr nervös und wünschte sich, woanders zu sein. »Ich glaube, ich sage lieber mal Penny ›Hallo‹.« Sie machte sich schleunigst davon, und ihr Platz wurde von Monsignore Vernon eingenommen, der nur knapp hinter ihr gestanden war.

»Monsignore«, Schwester Marie grüßte bedeutsam, ihr herzliches Lächeln verschwand dabei.

»Schwester Marie«, erwiderte der Priester ihren Gruß, und sah sich besorgt in dem Raum um. »Nun«, er stieß dieses Wort in einem Tonfall aus, der tiefes Mißfallen signalisierte.

»Ich finde, es sieht ganz hübsch aus«, sagte Schwester Marie vorsichtig.

»Ich frage mich, ob wir derartiges auch noch unterstützen sollten.«

Schwester Marie wußte, was nun kommen würde, sie wußte, wie Monsignore über ausgelassene Unternehmungen - sündige Unternehmungen - dachte. Sie wußte Bescheid über St. Peter Martyr und von der Begeisterung des Monsignore für den Heiligen. Oft schon hatte sie sich in der einsamen Abgeschiedenheit ihrer Zelle gefragt, woher diese Begeisterung kam, und wohin sie den Priester führen mochte. Und manchmal machte sie ihr Angst. So wie es ihr Angst gemacht hatte, als sie sich daran erinnerte, wie sie diese seltsame Handschrift auf dem Zettelchen sah, das Balsam ihr vor ein paar Tagen gezeigt hatte.

Jetzt, im sicheren Gespür, daß der Monsignore sich gerade zu einer seiner Tiraden anschickte, schaute sie sich schnell nach einer Ablenkung um.

»Wenn ich recht gesehen habe, dann winkt Penny Andersen nach mir«, sagte sie und entfernte sich von dem Priester. »Ich sehe lieber mal nach, ob sie irgendwie Hilfe braucht.« Bevor der Priester antworten konnte, war die Nonne weg. Sie huschte durch die Menge, lächelte und nickte dabei den Schülern zu, die um sie herumtanzten. Der Priester sah ihr hinterher, und seinem Blick fiel der Kontrast zwischen ihrer dunklen Kutte und den bunten Kleidern seiner Schützlinge auf. Er fühlte, wie der Zorn in ihm aufstieg und wünschte im stillen, er könnte die Uhr noch einmal zurückdrehen, zurück zu den besseren Tagen, als die Mädchen noch bescheiden gekleidet waren und ein

Priester geachtet. Monsignore Vernons Miene wurde noch finsterer, als er mit ansehen mußte, wie die Teenager fröhlich Schwester Marie grüßten, die sich ihren Weg durch den Raum bahnte. Nicht einer von ihnen hatte mit ihm gesprochen. Er wandte sich ab und ging wieder zurück den Gang vor der Turnhalle. Er war froh, der gleißenden Beleuchtung und den Krepp-Girlanden entkommen zu sein.

Peter Balsam sah zur Uhr und spurtete die Treppe zur Turnhalle hinauf: Er war schon zehn Minuten zu spät, und eigentlich hatte er um soviel wenigstens zu früh dasein wollen. Er platzte durch die Tür in den Gang vor der Turnhalle, und wäre um ein Haar mit Monsignore Vernon zusammengestoßen. Er merkte, wie sein Herz beim Anblick des Priesters höher schlug und hoffte, daß er mit seiner Stimme nicht seine Gefühle preisgab. Er wollte weg, sich umdrehen und flüchten, aber er zwang sich, nicht zurückzuweichen und mit einem Lächeln zu grüßen.

»Monsignore«, sagte er, »ein hübscher Abend, nicht wahr?«

Der Priester schien erfreut darüber, ihn zu sehen. Peter begann sich zu entspannen. Vielleicht konnte er es trotz allem vergessen.

»Tut mir leid, wegen gestern abend«, sagte Vernon. »Ich fürchte, manchmal verlieren wir jedes Gefühl für die Zeit. Ich hatte eigentlich nicht geplant, daß der Gottesdienst annähernd so lange dauern sollte.«

»Nun, es war Freitag nacht«, sagte Peter, und bemühte sich, seine Stimme möglichst neutral zu halten. »Obwohl ich gestehen muß, daß ich heute morgen ein bißchen verschlafen habe.« Er wartete darauf, daß der Priester antwortete, dann wurde er gewahr, daß ihn der Monsignore schon gar nicht mehr anschaute, sondern mit irgend etwas hinter Peters Rücken beschäftigt schien. Peter drehte sich um und sah Karen Morton und Jim Mulvey gemeinsam durch die Tür kommen. Zum Gruß lächelte er seinen Schülern zu aber sie eilten vorbei, eifrig

darum bemüht, ihn nicht zu erkennen. Erst als sie schon in der Turnhalle verschwunden waren, wurde ihm klar, daß nicht er es war, den sie geschnitten hatten; es handelte sich um den Monsignore. Der Priester starrte mit wildem Blick hinter ihnen her.

»Karen ist doch ein nettes Mädchen«, sagte Peter. Er versuchte, seine Stimme ganz unbeschwert zu halten.

»So, glaubst du?« sagte der Priester eisig. »Dann bist du nicht so aufmerksam, wie ich das von dir erwartete. Entschuldige mich, ich möchte noch gerne ein Wort mit Schwester Elisabeth wechseln.«

Verwirrt ging Peter weiter, durch die Tür in die Turnhalle und ließ erst einmal seinen Blick über die Menge schweifen. Schließlich sah er Monsignore Vernon, wie er sich zu Schwester Elisabeth herunterbeugte, ihr ins Ohr flüsterte und auf eine Stelle deutete, wo Jim Mulvey und Karen Morton tanzten. Einen Moment später schritt Schwester Elisabeth auf das Pärchen zu, in der Hand ein Lineal.

Neugierig sah er zu und fragte sich, wozu das Lineal wohl gut sei. Er sah, wie Schwester Elisabeth das Lineal zwischen Jim und Karen hielt. Sie sah die beiden streng an, nachdem das Lineal nicht ganz dazwischenpaßte und trieb sie mit leichtem Druck auseinander. Als sie einen Fußbreit auseinander standen, und das Lineal zwischen sie paßte, ohne einen der beiden zu berühren, war Schwester Elisabeth zufriedengestellt. Sie sah sich jeden der beiden noch einmal an und ging dann zu einem anderen Pärchen.

Balsam mußte beinahe lachen bei dieser Vorführung. Der Umstand aber, daß Schwester Elisabeth ihre Messungen nicht zum Spaß machte, ließ ihn stutzen. Er sah sich um und stellte fest, daß alle Nonnen Lineale bei sich trugen und in der Halle herumschwirrten und peinlich genau darauf achteten, daß zwischen Jungen und Mädchen immer ein Abstand von einem Fuß gehalten wurde. Alle Schwestern, mit Ausnahme von



Schwester Marie, die am Erfrischungsstand lehnte und mit Penny Anderson und Jeff Bremmer plauschte. Peter beschloß, sich ein Glas Punsch zu holen.

Als die Nonne Peter auf sich zukommen sah, war ihr erster Gedanke, wegzulaufen. Aber sie überlegte es sich dann doch anders und brachte sich dazu, ihm zuzulächeln.

»Etwas Punsch, Peter?«

Balsam hob die Augenbrauen. »Nicht mehr Mr. Balsam?« Der verletzte Ausdruck ihrer Augen und ein plötzliches Aufblitzen von etwas, das er für Furcht hielt, ließ in ihm den Wunsch aufkommen, er hätte diese Bemerkung besser unterlassen. »Es tut mir leid«, sagte er rasch. »Ich wollte nicht, daß es so sarkastisch klingt. Ich freue mich einfach nur über die Feststellung, daß Sie mich wieder anlächeln.« Er beschloß, das Thema zu wechseln. »Wo ist denn Ihr Lineal?« Er zeigte auf die Nonnen, die noch immer durch den Raum schwirrten und die Lücken zwischen den Schülern ausmaßen.

»Oh, ich habe auch eines«, sagte Schwester Marie, und trieb ihren Sinn für Übermut auf die Spitze. »Aber ich mache einen anderen Gebrauch davon.« Flugs zückte sie das Lineal aus dem Umhang ihrer Kutte und rührte damit ihren Punsch um. Dann sah sie Balsam an, und ihre Miene veränderte sich kaum merklich.

»Könnte ich Sie einen Augenblick sprechen?«

Er folgte ihr in eine ruhige Ecke.

»Was gibt es?« sagte er freundlich. Er hatte den Eindruck, daß ihr Anflug von Furcht, den er vorhin schon gesehen hatte, wieder da war und stärker wurde.

»Es ist wahrscheinlich gar nichts«, sagte Schwester Marie nervös. »Aber ich muß es Ihnen erzählen. Ich möchte mich für mein gestriges Verhalten entschuldigen, als Sie mich nach der Handschrift auf dem Notizzettel fragten. Ich sagte Ihnen, daß ich es total vergessen hätte. Das war gelogen. Ich habe es nicht vergessen; es ist mir wieder eingefallen. Aber als ich mich

erinnerte, überkam mich eine seltsame Furcht, ich weiß nicht, warum. Ich hatte ein Gefühl wie - ach lassen wir das...« Sie stockte. Sie sah nicht ein, warum sie Peter Balsam erzählen sollte, daß ihr danach war, sich zu töten. Außerdem hatte es sich nur um eine spontane Eingebung gehandelt, die beinahe schlagartig wieder vorbei war. Aber es hatte ihr Angst gemacht. Es hatte ihr große Angst gemacht.

»Sie haben sich an die Handschrift erinnert?« fragte Balsam, dessen Herz plötzlich zu pochen begann.

»Ja«, sagte Schwester Marie mit einem Nicken. »Aber ich weiß nicht, was sie bedeutet. Es ist äußerst seltsam.«

»Was heißt das?« fragte Balsam ungeduldig. Er mußte es erfahren.

»Es ist schon ein paar Jahre her«, sagte Schwester Marie. »Ich war im Büro des Monsignore, und er eröffnete mir plötzlich, daß er mir etwas zeigen wolle. Eine Reliquie. Eine Reliquie seines Lieblings-Heiligen, Peter Martyr.«

»Eine Reliquie?« sagte Balsam, neugierig geworden. »Was für eine Art Reliquie?«

»Es war ein Brief. Nur ein Blatt. Aber er sagte mir, daß er von Peter Martyr geschrieben sei. Und es war dieselbe Handschrift wie auf dem Zettel, den Sie mir am Freitagmorgen zeigten.«

»Was stand da drin?«

»In dem Brief? Ich habe nicht die leiseste Ahnung. Es war eine Sprache, die ich nicht verstand. Ähnlich dem Lateinischen, aber auch eine Art von Italienisch. Ich glaube, mit etwas Zeit hätte ich das entziffern können.«

»Sprechen Sie Italienisch?« Peter konnte sein Glück kaum fassen.

»Und Französisch und Spanisch. Meine Abschlußprüfung am College habe ich in Sprachen abgelegt. So trat ich natürlich dem Orden bei, und wohin schickten die mich? Neilsville, Washington!«

Balsam hörte ihr kaum zu. »Glauben Sie wirklich, daß Sie diese Sprache verstehen hätten können?« fragte er sie wißbegierig.

Die Nonne sah ihn an, sie fragte sich, warum er sich mit solcher Neugier nach der Reliquie erkundigte. »Ich wüßte nicht, was dagegen spräche«, sagte sie nachdenklich. »Mein Latein und mein Italienisch sind hervorragend, und Italienisch stammt ja direkt aus dem Lateinischen, also damit sollte ich keine Schwierigkeiten haben.«

»Auch nicht, wenn Sie die Sprache hörten?« sagte Peter.

»Sie hörte?« Schwester Marie lachte. »Also, das ist nun wieder weniger wahrscheinlich, oder? Ich meine, wer würde heute noch so sprechen?«

»Aber Sie könnten es verstehen?« drängte Peter. Das Lachen in ihrer Stimme erstarb.

»Ich denke doch«, sagte sie vorsichtig. »Ich kann es nicht genau sagen, aber ich kann es versuchen. Ich meine, nur wenn Sie nicht von einer Hypothese ausgehen.«

»Aber nein«, sagte Peter, »glauben Sie mir, nein.«

Zum ersten Mal seit vielen Tagen glaubte Peter Balsam eine Chance zu haben, der Gemeinschaft des St. Peter Martyr auf den Grund zu gehen.

Jim Mulvey zog Karen Morton zu sich und drückte sie an sich. Ein Schauer an Wohlgefühl schoß durch ihren Körper, aber sie versuchte, sich von ihm wegzustemmen.

»Sie werden uns sehen, Jim«, flüsterte sie ihm ins Ohr und zeigte dabei auf die Nonnen. Schwester Elisabeth, die Karen am meisten fürchtete, kehrte dem Pärchen zwar im Augenblick den Rücken zu, aber Karen war sicher, daß es sich nur noch um Sekunden handeln konnte, ehe die Schwester mit der sauren Miene sie so sah, eng aneinandergepreßt. Mit einer schnellen Bewegung löste sie daher die Umarmung.

»Laß sie uns doch sehen«, flüsterte er zurück, seine Stimme war dunkel.

»Die wären doch nur gern an deiner Stelle.« Er zog sie wieder an sich, so nah, daß er seine anschwellende Erektion gegen sie pressen konnte. »Leg deine Hand da unten hin«, flüsterte er.

Sie wollte, aber sie wußte, daß sie nicht durfte. Sie widerstand dem Drang, ihn zu berühren. Statt dessen ging sie wieder auf Abstand.

»Nicht hier«, zischte sie, »jeder kann uns sehen.« Sie blickte sich um, und, natürlich, da hatte Schwester Elisabeth sie auch schon im Visier.

»Zwölf Inches«, sagte Schwester Elisabeth bitter, »ihr kennt die Regel.« Sie schwang das Lineal.

»Ich kenne sie, aber ich kann sie nie ganz einhalten«, sagte Jim unschuldig. »Einigen wir uns auf acht Inches.«

Schwester Elisabeth sah, wie Karen tiefrot anlief, und fragte sich, ob ihr etwas entgangen war. Sie schaute sich Jim an und war überzeugt, daß er sie schon genossen hatte, sie wußte aber nicht, wie er das bewerkstelligt hatte. Sie hastete wieder weg, und hinterließ einen Jim, der Karen triumphierend angrinste.

»Das war schlimm, was du ihr da gesagt hast«, sagte Karen.

»War es das?« sagte Jim mit einem Seitenblick. Dann zwinkerte er ihr zu.

»Hey, ich habe eine Idee. Du kennst doch den kleinen Raum, wo die ganzen Turngeräte aufbewahrt werden?«

Karen nickte, sie stellte sich den Geräteraum vor, der in Wirklichkeit nicht größer als eine Umkleidekabine war. »Was ist damit?«

»Laß uns da reingehen«, sagte Jim. »Da ist es schön dunkel und privat. Keine Schwestern mit Linealen.«

Karen dachte über den Vorschlag nach. Es wäre ja nur für ein paar Minuten sagte sie sich. Was kann in ein paar Minuten schon passieren?

Jim führte sie beim Tanzen in Richtung Geräteraum.

Marilyn Crane fühlte sich beobachtet. Sie redete sich ein,

daß das nur Einbildung sei, daß niemand ihr seine Aufmerksamkeit widmete. Dieser Gedanke war noch schlimmer. Plötzlich wurde ihr ihre Ecke unerträglich, und sie sah sich nach einem Ausweg um. Jeff Bremmer. Von allen war Jeff gewöhnlich am nettesten zu ihr. Sie arbeitete sich vor bis zur Tür, wich den tanzenden Paaren aus in Richtung Erfrischungsstand. Sie trat zur Seite, um Jim und Karen vorbeizulassen; sie achteten nicht auf sie.

Sie eilte weiter auf den Erfrischungsstand zu, und sprach mit niemandem, bis sie Jeff erreicht hatte. Er lächelte ihr halbherzig zu.

»Heiß hier«, sagte sie zögernd und schenkte sich selbst ein Glas Punsch aus.

»Zu viele Leute?« sagte Penny pointiert, und starrte ihr in die Augen. Marilyn hielt es für das beste, den Angriff nicht zu erwidern, und wandte sich wieder an Jeff.

»Kann ich dir etwas helfen?«

Jeff sah schuldbewußt von ihr weg, er mußte daran denken, daß er auf der Party gewesen war, als sie alle sie zum Narren hielten. Er schaute hilfesuchend zu Penny Anderson herüber.

»Wir kommen gut klar«, sagte Penny. Dann lenkte sie ein. »Wenn du noch etwas Eis möchtest, es ist draußen im Gang.« Marilyn's Miene brach in ein Lächeln auf, und sie begab sich in Richtung Haupteingang. Hinter sich hörte sie Pennys Stimme.

»Ist sie nicht rührend?«

Die Worte trafen sie mit physischer Gewalt. Marilyn beeilte sich, zur Tür zu kommen.

Nur jetzt wußte sie, daß sie nicht zurückkommen würde, weder mit noch ohne Eis. Sie mußte heraus aus der Turnhalle, weg von allen, in die Kirche.

Sie mußte in die Kirche gehen. Sie mußte.

Die Mutter der Erlösten. Sie mußte mit der Mutter der Erlösten reden.

Schon einmal war ihr die Jungfrau erschienen; vielleicht

würde sich das wiederholen.

Aber gerade als sie durch die Tür gehen wollte, wurde ihr Weg blockiert. Sie sah auf, in die stechenden Augen des Monsignore Vernon. Er erwiderte ihren Blick und schien etwas sagen zu wollen, als Schwester Elisabeth auftauchte. Ohne Marilyn zu beachten, sprach die Nonne über ihren Kopf hinweg mit dem Priester.

»Monsignore«, sagte sie, ihre Stimme trug schwer an der Last der Beleidigung. »Es ist passiert. Ich habe es gewußt, als wir diese Sache weiterlaufen ließen, und jetzt ist es soweit.«

»Was ist passiert?« entgegnete der Monsignore, seine Brauen verfinsterten sich plötzlich.

»Jim Mulvey und Karen Morton. Ich habe gerade gesehen, wie sie zusammen in den Geräteraum gingen.«

Marilyn war Zuschauer, als sich das Gesicht des Monsignore von seiner normalen strengen Maske zu einer glühenden Maske der Entrüstung wandelte. Er stieß Marilyn auf die Seite und begann auf die verschlossene Tür des Geräteraums zuzuschreiten. Beim Gehen sprengte er die Tänzer auseinander.

Monsignore Vernon packte die Klinke der Tür zum Geräteraum und öffnete die Tür mit einem Ruck. Der kleine Raum war eng und dunkel. Der Priester tastete nach der Schnur für das Licht, zog daran und im Licht waren zwei erschrockene Gestalten zu sehen. Da, unter der nackten Glühbirne, lagen Jim Mulvey und Karen Morton, Arm in Arm, ihre Körper während eines leidenschaftlichen Kusses eng aneinandergepreßt. Der Priester packte sie, mit jeder Hand einen, und stieß sie aus dem winzigen Zimmer hinaus, in die übervolle Turnhalle. Er langte hinauf und erwischte die Lichtschnur erneut. Die Tür schlug langsam zu, und als er noch an dem Lichtschalter zog, war er ganz in die Dunkelheit gehüllt. Er ging schnell zur Tür, verfiel sich aber mit einem Fuß an irgend etwas. Er geriet ins Stolpern.

Monsignore Vernon fiel auf die Knie, und bis er sich wieder gefangen hatte, hat er den schmalen Lichtspalt entdeckt, der

durch die leicht geöffnete Tür fiel. Tief in seinem Inneren erwachte eine alte Erinnerung zum Leben.

Monsignore Vernon fror, er starrte durch den Spalt in der Tür. Von hoch droben im Gebälk schimmerten die Lampen der Turnhalle unheilvoll zu ihm herab. Er merkte, wie ihm immer schwindliger wurde. Und dann sah er das Mädchen. Sie ging genau da entlang, wo er etwas sehen konnte. Und sie schien sich zu drehen, sich zu drehen und dabei auf ihn zuzukommen. Sie hatte etwas in der Hand, dieses Mädchen. Etwas, das im Licht silbern schimmerte. Ein Messer. Es sah aus wie ein Messer.

Monsignore Vernon kam auf die Beine und stob aus der Tür.

Janet Conally, die beim Tanzen ihren silbernen Netzschal in die Höhe hielt, hielt mitten im Schritt inne, als der Priester mit wildem Blick die Tür auf stieß.

»Schluß damit«, bellte er los. Janet schauderte. Der Monsignore starrte um sich. Sie waren überall, diese Mädchen, überall um ihn herum, sie sahen alle gleich aus. Sie sahen alle aus wie sie, wie seine Schwester. »Sünder!« schrie er. »Alle seid ihr Sünder!«

Jetzt starrten die Schüler und begannen sich gegen den Ausgang zu verdrücken. Der Monsignore war wütender, als sie ihn je zuvor erlebt hatten.

»Nicht mehr!« schrie der Priester. »Glaubt ihr, ich kenne euch nicht? Glaubt ihr, ich erkenne euch nicht? Glaubt ihr, ich erweise euch Gnade? Ihr verdient keine Gnade. Gebt acht auf eure Seelen, denn ihr habt euch versündigt. Die Bestrafung wird auf euch herabkommen.«

Und dann sah Monsignore Vernon, wie ihn Peter Balsam von der anderen Seite des Raumes her anstarrte. Der Priester erhob seine Hand und wies auf den Lehrer.

»Ketzer! Die Strafe wird über dich kommen«, bellte er. »Die Strafe durch die Hände des Herrn.«

Und plötzlich, so schnell wie sie gekommen war, war die

Wut vorbei, die Erinnerung verblaßt. Nervös blickte sich der Monsignore um. Schweigen war über den Raum herabgekommen, und als er wieder sprach, diesmal im Flüsterton, hörte ihn jeder im Raum.

»Der Tanz ist vorbei«, sagte er.

Fünf Minuten später war der Raum leer, bis auf zwei Leute. Sie standen auf den gegenüberliegenden Seiten der Turnhalle. Als ob sie darauf warteten, daß die Schlacht ihren Anfang nehme, starrten Monsignore Vernon und Peter Balsam sich gegenseitig an. Und jetzt, dachte Peter, würde alles seinen Lauf nehmen. Er hatte Angst.



### 3. BUCH

#### Auto - da - fe

## 19

In der Cafeteria summt es nur so vom Lärm der Schüler während des Mittagessens, aber Marilyn Crane hörte nichts. Sie saß alleine da, um sie herum standen nur leere Stühle, und war nur mit ihrem belegten Brötchen beschäftigt. Ein Stück entfernt von ihr, am anderen Ende desselben Tisches, saß Jeff Bremmer, genauso alleine. Alle paar Sekunden blickte er zu Marilyn hinüber und versuchte sich etwas einfallen zu lassen, was er ihr sagen könnte.

Er wußte, daß sie die Bemerkung von Penny Anderson am Samstagabend gehört hatte. Er hatte eigentlich vorgehabt, ihr nachzugehen und sich für Penny zu entschuldigen. Aber dann hatte der Monsignore Karen und Jim im Geräteraum aufgestöbert, und schon war sein Mut dahingewesen. Jeff schüttelte den Kopf, als er an den Priester und seinen Wutausbruch denken mußte.

Er blickte wieder zu Marilyn hinüber und entschied, den Tanzabend als Aufhänger zu nehmen. »O Mann, das war ja was, oder nicht?« sagte er.

Marilyn sah ihn an und fragte sich, ob er mit ihr sprach. Dann sah sie, daß außer ihr niemand am Tisch saß; *er mußte* mit ihr reden.

»Was war?« fragte sie vorsichtig, sie suchte nach der Falle.

»Der Tanzabend«, sagte Jeff. »Ich wußte ja, daß der Monsignore puritanisch ist, aber mit so was hätte ich nie gerechnet.«

»Nun, sie hätten nicht in den Geräteraum gehen sollen«, sagte Marilyn steif, sie verbündete sich mit dem Priester.

Jeff versuchte es auf einem anderen Weg. »Und dann noch

Peter Balsam einen Ketzer zu nennen. Was sollte das denn?«

Marilyn zuckte mit den Schultern. Sie sah keine Möglichkeit, den Priester gegen Peter Balsam zu verteidigen. Er war ja so nett zu ihr gewesen. Aber trotzdem war sie anderer Meinung als Jeff. »Ich weiß nicht«, sagte sie vorsichtig, doch dann lenkte sie ein. »Es war schon ziemlich verrückt, oder?«

»Verrückt halte ich nicht für das richtige Wort«, sagte Jeff. »Es war richtig unverschämt. Ich meine, die Tatsache, daß Mr. Balsam kein Priester ist, macht ihn noch lange nicht zum Ketzer. Jesus, und wer benutzt denn überhaupt noch das Wort ›Ketzer‹? Wenn du mich fragst, das beste, was Mr. Balsam tun kann, ist, diese Müllkippe im Laufe der Jahre in die Luft zu jagen.«

»Mr. Balsam wird wahrscheinlich nicht hierbleiben«, erwähnte Marilyn.

»Warum sollte er auch? Würdest du bleiben?« Ohne auf die Antwort zu warten, redete Jeff in einem Fluß weiter. »Aber ich bin froh, daß er im Moment hier ist. Ich mag seinen Unterricht, durch ihn komme ich *dazu*, über manche Dinge nachzudenken.«

»Ich weiß«, sagte Marilyn, »aber manchmal bin ich nach seinem Unterricht noch verwirrter als vorher. Ich meine, ich habe immer geglaubt, daß ich die Zusammenhänge ganz gut verstanden hätte. Aber seit ich an seinem Unterricht teilnehme, bin ich mir da gar nicht mehr so sicher. Diese Ratten sind verrückt. Es sieht so aus, als ob er sie dazu bringen könnte, etwas Bestimmtes zu tun.«

»Reine Konditionierung«, sagte Jeff selbstzufrieden. Dann wurde er ernst. »Ich frage mich, ob man Menschen auch so konditionieren kann wie diese Ratten?«

Marilyn zuckte ratlos die Schultern. »Warum fragst du nicht Mr. Balsam?«

Ihre Gedanken kreisten um etwas anderes. »Das ist nicht der Grund, warum mich sein Unterricht nervös macht«, sagte sie.

»Es kommt mir so vor, als ob ich immer schlechter von mir denke, je mehr ich über Psychologie weiß.« Als ihr klar wurde, was sie da zugegeben hatte, wurde sie rot. Aber plötzlich lächelte Jeff Bremmer sie an.

»An deiner Stelle würde ich mir da keine Gedanken machen«, sagte er grinsend. »Ich meine, du bist offensichtlich nicht so schlimm dran, wie so manche hier.« Er nickte zur Tür herüber. Marilyn folgte seinem Blick. Judy Nelson kam in die Cafeteria.

In dem Raum wurde es schlagartig still. Alle hatten sie auf diesen Augenblick gewartet, alle hatten sie gewußt, daß Judy seit heute wieder an der Schule war und daß sie den Vormittag im Büro des Monsignore verbracht hatte.

Niemand wußte, was dort vorgegangen war; aber niemand konnte sich vorstellen, daß es besonders erfreulich gewesen war. Jetzt war sie da, schwebte in die Cafeteria, als ob nichts gewesen wäre. Von Marilyns und Jeffs Nachbartisch rief Janet laut: »Hierher, Judy!«

Marilyn und Jeff schauten zu, wie Judy auf einen Stuhl rutschte und sofort von ihren Freunden umlagert war. Jetzt kamen die Fragen.

Judy genoß es. Sie hingen an ihren Lippen, gierig auf jedes Wort, und alle paar Minuten blieb irgend jemand, den sie kaum kannte, stehen, um sie wieder an der Schule von St. Francis Xavier willkommen zu heißen. Alle wollten sie wissen, was mit ihr geschehen war; erst im Krankenhaus, dann zu Hause, und, das war am wichtigsten, was sich heute morgen im Büro des Monsignore abgespielt hatte.

Judy beantwortete die Fragen gelassen, mit sanfter, gehauchter Stimme. Beim Zuhören gewannen ihre Freunde den Eindruck, daß sie sich mit einer neuen Judy Nelson unterhielten, einer Judy, die das Tal des Todes durchschritten hatte und umgewandelt worden war. Und genau diesen Eindruck wollte Judy auch widerspiegeln.

Beim Beobachten der Szene am Nachbartisch, begann Marilyn, sich zu fragen, was mit Judy geschehen war, ob der Versuch, sich das Leben zu nehmen, sie wirklich verändert hatte, oder ob sie nur eine Rolle spielte. Sie tadelte sich wegen dieses unfreundlichen Gedankens und wandte sich wieder nach Jeff um. Er war nicht mehr da.

Sie schaute schnell wieder zu dem Tisch herüber, an dem Judy immer noch ihre Freunde beglückte, und sah, daß Jeff Bremmer sich der Gruppe um Judy angeschlossen hatte. Er war gierig nach ihren Schilderungen, wie alle anderen auch. Und dann, sie schaute immer noch zu, kam Peter Balsam in die Cafeteria. Hoffnungsvoll schaute sie auf; immer blieb er stehen, um sie zu grüßen. Aber heute ging er gleich an ihr vorbei, er beabsichtigte irgend etwas anderes ... Voller Bedauern mußte Marilyn sehen, daß Balsam sich zu der Gruppe um Judy gesellte. Wenig später stand der Lehrer wieder auf, und Marilyn schöpfte neue Hoffnung. Jetzt würde er sicher an ihrem Tisch verweilen. Aber er tat nichts dergleichen. Bevor Marilyn ihren Mut zusammennehmen konnte, um ihn zu rufen, war er schon weg. Traurig wandte sie ihre Aufmerksamkeit wieder dem Tisch von Judy Nelson zu.

Karen Morton war widerwillig geworden. Sie hatte keine Lust mehr, Judy zuzuhören. Außerdem interessierte es denn keinen, zu erfahren, was mit ihr bei dem Tanzabend passiert war? Das war nicht fair. Normalerweise wäre ihr Zusammenprall mit dem Monsignore das wichtigste Thema des Tages gewesen, aber Judy hatte ihr die Schau gestohlen. Sie starrte mürrisch auf ihre Hände, dann siegte die Spontaneität.

»Sich umzubringen versuchen, ist so toll nun auch wieder nicht« sagte sie und platzte damit in Judys Monolog. Sie war befriedigt, als Judy den Mund hielt und sie ansah.

»Hast du es schon versucht?« sagte Judy naseweis. Karen lächelte und hielt ihre Hände in die Höhe.

»Was glaubst du wohl, woher die kommen?« sagte sie und

zeigte ihre Handflächen her. Die Verschorfungen waren schon beinahe abgeheilt, aber immer noch deutlich sichtbar.

»Die da?« Penny Anderson lachte. »Ich dachte, du wüßtest nicht, wie du zu denen gekommen bist.«

»Ich wollte es bloß nicht zugeben«, sagte Karen. Sie hatte das Gefühl, daß sie die Kontrolle über das Gespräch verlor.

Judy Nelson bestätigte das Gefühl. »Wenn sie nicht mal so schlimm waren, daß du ins Krankenhaus mußt, würde ich nicht sagen, daß sie zählen«, sagte sie säuerlich. »Außerdem, warum solltest du versuchen, dich zu töten?«

»Ich weiß es nicht genau«, fing Karen an, aber Penny schnitt ihr das Wort ab.

»Ich werde dir einen Grund nennen«, sagte sie, »weil ich nämlich entschlossen bin, dir Jim Mulvey auszuspannen.«

Karen blieb der Mund offenstehen. Unvermittelt war alles danebengegangen. Alles was sie gewollt hatte, war doch nur ein bißchen Aufmerksamkeit. Jetzt lachten alle über sie, und Penny sagte auch noch, daß sie ihr Jim ausspannen wollte. Das hatte sie sich ganz anders vorgestellt. Sie schaute Penny an.

»Da hast du genauso viele Chancen wie Marilyn Crane«, sagte sie schnippisch. Dann stand sie auf und verließ auf schnellstem Wege die Cafeteria.

Diese Bemerkung traf Marilyn wie ein Schlag ins Gesicht, und plötzlich fiel ihr das Brot, an dem sie kaute, aus der Hand. Sie starrte in ihren Schoß, und ihre Augen füllten sich mit Tränen, da sah sie den dunkelroten Marmeladefleck auf ihrem hellgelben Rock. Jetzt mußte sie den ganzen Tag lang so tun, als ob sie nicht merkte, daß alle auf ihren verschmutzten Rock starrten. Sie stopfte den Rest ihres Mittagessens in die Tüte zurück und machte sich eilig davon.

Sie wollte zu ihrem Schrank, entschied sich aber plötzlich anders. Statt dessen machte sie sich auf den Weg in die Kirche und ließ sich auf der Bank vor der Heiligen Jungfrau nieder. Sie faßte in ihre Handtasche, um nach ihrem Rosenkranz zu

suchen. Aber bevor sie ihn fand, umschloß sie etwas anderes mit ihrer Hand.

Es war das Päckchen mit den Rasierklingen.

Ihre Finger umklammerten es ganz fest. Es fühlte sich gut an. Dann bekam sie plötzlich Angst, ließ die Rasierklingen fallen und fand den Rosenkranz. Sie fing an zu beten.

Als sie eine halbe Stunde später aus der Kirche kam, war es Marilyn schon fast gelungen, nicht mehr an den Fleck auf ihrem Rock zu denken. Sie rannte zu ihrem Schrank, stellte schnell die Kombination des Zahlenschlosses ein. Sie hatte vor, den Rest ihres Mittagessens in die Metallschachtel zu geben und ihre Bücher für den Nachmittag zusammenzupacken. Sie zog die Schranktür auf. Marilyn Crane stieß einen Schrei aus. Eine Woge der Übelkeit überkam sie. Ihre Bibel lag geöffnet am Boden des Schranks; obendrauf lag eine weiße Ratte, deren Fell vom Blut und den Nahrungsresten, die aus ihr heraussickerten, befleckt war. Die Kehle war aufgeschlitzt, und die Eingeweide waren herausgenommen worden. Die Übelkeit ging vorbei, und dann kamen die Tränen. Marilyn Crane sank auf den harten Boden und begann hysterisch zu schluchzen. Wenige Augenblicke später erschien Schwester Marie und schloß Marilyn in ihre Arme. Dann führte sie sie langsam weg, zum Büro der Schwestern.

Peter Balsam saß nach Schulschluß noch in seinem Klassenzimmer und hatte drei Bücher aufgeschlagen vor sich liegen. Er las immer nur Absätze in einem Buch, dann wechselte er wieder in ein anderes Buch, abwechselnd las er mal hier, mal da eine Zeile, dann nahm er das dritte Buch zur Hand. Allmählich fügte er die Bruchstücke zusammen. Und auf eine verrückte Art und Weise begann es einen eigenartigen Sinn zu ergeben. Er hörte ein Geräusch an der Tür und sah auf. Karen Morton stand unsicher in der Tür.

»Darf ich reinkommen?« fragte sie zögernd.

»Ich bin etwas beschäftigt«, sagte Balsam und hoffte, daß sie

wieder wegginge. Sie blieb standhaft.

»Es dauert bestimmt nicht lange«, Karen kam ins Zimmer. Peter Balsam schob die Bücher auf die Seite und schaute auf seine Uhr. Vielleicht konnte er sie innerhalb dieser Minute abfertigen.

»Worum handelt es sich?«

»Ich weiß nicht genau«, sagte Karen verunsichert. Dann, als sie Peters ungeduldige Miene sah, fuhr sie rasch fort. »Es geht um Judy, sie scheint...« sie suchte nach dem passenden Wort, »...irgendwie anders.«

Ist das alles? dachte sich Balsam. »Natürlich ist sie das«, sagte er locker, »aber ich glaube nicht, daß sie wirklich anders ist. Oh, mag sein, daß sie das glaubt, aber vergiß nicht: Gerade jetzt steht sie im Mittelpunkt des Interesses. In ein paar Tagen hat sich der Wirbel gelegt, und alles wird wieder wie immer sein.«

Karen wollte etwas sagen, aber Peter schnitt ihr das Wort ab. »Schau, ich habe gerade sehr viel zu tun. Kann das bis morgen warten?« Er nahm eines der Bücher, und war schon dabei, einen weiteren Abschnitt zu lesen. Endlich hatte er den Heiligen gefunden, nach dem er gesucht hatte, und so hatte er Karen unmittelbar vergessen.

Das Mädchen sah ihn einen Augenblick lang an. Sie mußte reden, aber er wollte nicht zuhören. Sie merkte, wie ihre Wut größer wurde, und sah zu, daß sie aus dem Zimmer kam. Und als sie gerade in der Tür stand, drehte sie sich noch einmal um.

»Vielleicht sollte ich versuchen, mich zu töten, so wie Judy!« rief sie. »Vielleicht beachten Sie mich dann.«

Diese Worte rissen Peter aus seiner Lektüre heraus, aber Karen war schon weg. Er konnte das Hämmern ihrer Füße noch hören, wie sie den Gang hinunterlief. Er wollte aufstehen und ihr folgen, aber da erschien wieder jemand in der Tür zu Zimmer 16.

Monsignore Vernon.

Die beiden Männer sahen sich kalt an.

»Das hast du schlimm behandelt«, kommentierte der Priester.

»Du hast keinen Grund, mich zu kritisieren«, sagte Balsam eisig und dachte an den Zwischenfall vom Samstag abend.

Der Monsignore überhörte die Bemerkung. »Was ist vorgefallen?« sagte er, und Peter Balsam wußte, daß er diese Frage als Oberhaupt der Schule gestellt hatte. Er erklärte es mit wenigen Worten.

»Ich glaube, ich hätte ihr mehr Zeit widmen sollen«, schloß er, »aber ich fürchte, ich war zu vertieft in meine Literatur.«

»Oh?« sagte der Priester und ging auf den Tisch zu. »Was gibt es, das dich so fasziniert?«

Peter räumte die Bücher schnell zusammen und schob sie ganz hinten in die Schreibtischschublade.

»So interessant ist es nun wirklich nicht«, sagte er, während er die Schublade fest zumachte. »Es sind nur ein paar alte Texte aus der Psychologie.«

Der Priester schien diese Erklärung zu akzeptieren.

»Heute abend findet eine Versammlung der Gemeinschaft statt«, sagte er, »im Pfarrhaus, um die gewohnte Zeit.«

»Ich werde nicht kommen«, sagte Peter.

Der Priester starrte ihn an.

»Doch«, sagte er, »du wirst kommen. Wir brauchen dich.«

Und dann war er weg. Peter sah ihm nach. In der Stimme des Priesters hatte irgend etwas gelegen, kein kommandierender Unterton, aber irgendwas anderes. Es war der Unterton von einem, der mehr weiß. Als ob er nicht das Gefühl hätte, Peter den Befehl geben zu müssen, daß er heute abend teilnahm; es war, als ob der Priester ein geheimes Wissen hatte, ein Wissen, das ihm sagte, daß irgend etwas Peters Anwesenheit der Gemeinschaft des St. Peter Martyr erzwingen würde.

Balsam holte die Bücher aus der Schublade in seinem Schreibtisch und verließ die Schule.



Zwei Stunden später, er war gerade mit seinem Literaturstudium zu Ende, ergab das alles einen Sinn für ihn. Einen verrückten Sinn zwar, den er kaum akzeptieren konnte, aber immerhin einen Sinn. Der Monsignore hatte recht: Er würde heute abend an der Versammlung teilnehmen. Aber nur so lange, wie er brauchte, um sie mit dem, was sie taten und warum sie es taten, zu konfrontieren.

Und dann würde er verschwinden. Wenn sie ohne ihn weitermachen wollten, gut. Aber Peter glaubte nicht, daß sie dann noch den Wunsch hätten.

Wenn die Schlüsse, die er gezogen hatte, richtig waren, dann brauchten sie ihn. Aber sie würden ihn nie haben.

## 20

Karen Morton rannte die Treppe vor dem Schulhaus hinunter, den Blick ganz geradeaus gerichtet, als ob die angestauten Tränen sich ihren Weg bahnen würden, weil sie ein empfindliches Gleichgewicht zerstörte, indem sie zur Seite schaute.

Sie wollte nicht weinen. Sie sollte direkt nach Hause gehen und den restlichen Nachmittag ganz alleine verbringen. Wenn niemand mit ihr reden wollte, gut, dann sollte ihr das recht sein, sie wollte niemanden dazu zwingen.

Es war Judys Schuld, sagte sie sich. Und Judy wollte ihre Freundin sein. Schöne Freundin! Als Karen ein Gespräch darüber anregen wollte, was sie sich durch das Zermartern ihrer Hände angetan hatte, hatte Judy nur gelacht. Nun, nicht etwa lauthals, aber innerlich hatte sie gelacht. Und jeder beachtete Judy, sogar Mr. Balsam. Mr. Balsam hätte besser *ihr* zugehört. Judys Probleme waren doch längst erledigt. Konnte er das nicht verstehen? Aber was war mit Karen? Wer würde mit ihr sprechen?

Karen sah, daß vor ihr Marilyn Crane den Hügel hinunterlief. Zum ersten Mal verstand Karen, wie Marilyn Crane sich fühlen mußte. Sie wollte nach ihr rufen, wollte, daß Marilyn auf sie wartete. Aber warum sollte Marilyn warten? War Karen nicht eine aus der Gruppe, die Marilyn schon seit Jahren das Leben zur Qual machte? Vielleicht sollte sie Marilyn um Entschuldigung bitten. Nein, das war auch unmöglich. Es gab zuviel, für das sie sich hätte entschuldigen müssen. Außerdem, sie wollte gar nicht mit Marilyn reden. Sie wollte mit einem Mann reden. Sie wollte mit ihrem Vater reden. Er hätte sie verstanden. Er hätte sie in seine Arme genommen, sie festgehalten, und ihr gesagt, daß alles wieder gut wird, Aber er war tot, und es gab sonst keinen...

Sie hörte, daß ein Wagen neben ihr herfuhr und erkannte das Motorengeräusch sofort. Jim Mulvey. Sie ging weiter; schaute nur geradeaus.

Erst hörte sie die Hupe, dann seine Stimme: »Karen? Hey, Karen?«

Sie blieb stehen und drehte sich langsam um. Er grinste und winkte ihr zu.

»Spring rein«, rief er. Sie schüttelte den Kopf und drehte sich weg, um weiterzugehen.

»Hey«, sagte Jim und stieg aus dem Wagen. »Stimmt was nicht? Ich bin es, Jim.« Er holte sie ein, hielt sie am Arm fest. Sie wollte seine Hand abschütteln, ließ es aber.

Als sie sich umdrehte, um ihm ins Gesicht zu sehen, wurde Jim klar, daß mit Karen wirklich etwas nicht in Ordnung war. Es sah aus, als würde sie jeden Moment zu weinen anfangen. Seine Stimme klang jetzt gar nicht mehr so spöttisch, eher sanft.

»Karen, steig ins Auto«, sagte er. »Ich bring' dich nach Hause.« Karen ließ sich zum Wagen führen, und zum ersten Mal, seit sie ihn kannte, hielt Jim ihr die Tür auf. Sie saß da und starrte geradeaus, während er um das Auto herumging und

sich hinter das Steuer zwängte. Die Fahrt verlief schweigend.

»Möchtest du darüber sprechen?« sagte Jim schließlich. Karen schüttelte den Kopf. Etwas später bremste er den Wagen ab und fuhr an den Bordstein. Er wandte sich ihr zu und sah sie an.

»Ich habe gehört, was Penny Anderson heute mittag gesagt hat«, sagte er, »also, wenn du dir deshalb Sorgen machst, nicht nötig.«

»Nein, das ist es nicht«, sagte Karen träge, »warum bringst du mich nicht einfach nach Hause?«

Aber irgend etwas in ihrer Stimme sagte Jim, daß sie eigentlich nicht nach Hause gebracht werden wollte. Er fuhr wieder an, aber statt Karen nach Hause zu fahren, ging es raus aus der Stadt.

»Wo fahren wir hin?« fragte Karen, aber es interessierte sie eigentlich gar nicht.

»Zum See raus.«

»Ich will nach Hause.«

»Nein, willst du nicht«, sagte Jim bestimmt. »Du möchtest reden, also fahren wir zum See, setzen uns dort hin und reden.«

»Ich hasse die Gegend dort«, jammerte Karen. »Es riecht übel und außer Wacholdergestrüpp gibt es nichts.«

»Ist doch besser als gar nichts«, sagte Jim.

Ohne ein weiteres Wort ging die Fahrt nach zehn Minuten zu Ende. Jim fuhr durch das angelegte Picknick-Areal, und parkte am Ende des Feldweges, der zu einem einfachen Bootssteg führte. Der See war menschenleer. Das Schweigen wurde länger, und Jim überlegte, was er sagen sollte. Dann fand er, es sei das beste, wenn er nichts sagte. Dann legte er seinen Arm um Karen und zog sie an sich.

Sie versuchte, seinem Kuß zu widerstehen, aber seine Arme klammerten sich fester um sie, und sein Mund fand ihren Mund. Und dann, je leidenschaftlicher der Kuß wurde, merkte Karen, wie ihr Körper gegen ihren Willen nachgab. Sie sehnte

sich danach, gehalten zu werden, sie sehnte sich nach Zärtlichkeiten, sie sehnte sich danach, geliebt zu werden. Ihre Arme schlangen sich um ihn.

»Liebe mich, Jim«, flüsterte sie, »bitte liebe mich.«

Sie hörte sein Stöhnen, als ihre Hand an seinen Hosenschlitz fuhr und ihre Finger seine Erektion umklammerten. Sie drückte sich näher an ihn heran und half ihm dabei, sie auszuziehen.

»Jesus«, sagte Jim eine halbe Stunde später, völlig außer Atem, »so habe ich das noch nie erlebt. Gib mir Bescheid, wenn du wieder jemanden zum Reden brauchst.« Er schielte sie mit einem verliebten Seitenblick an und zwinkerte. Karen hatte das Gefühl, als ob etwas in ihr zerbrach.

Er hat mich nur benutzt, dachte sie. Er liebt mich nicht. Er wollte mich nur ficken. Mich ficken. Mich ficken.

Sie wiederholte im Geiste die Worte immer und immer wieder, damit sie ihre Bedeutung verlören, wie das der Fall ist, wenn man ein Wort zu oft wiederholt. Es half nichts.

Sie hatte sich danach gesehnt, geliebt zu werden, aber sie war nur umgelegt worden. Sie versuchte sich davon zu überzeugen, daß es da keinen Unterschied gäbe, aber sie wußte, es gab einen Unterschied. Jetzt waren alle Gerüchte, die man über sie verbreitete, Wahrheit geworden.

»Bring mich nach Hause«, sagte sie ruhig.

Jim Mulvey ließ den Wagen an, wendete ihn und begann die Rückfahrt nach Neilsville.

Zwanzig Minuten später hielt er vor dem Haus der Mortons an. Er ließ den Motor im Leerlauf schnurren, stieg aber nicht aus dem Wagen aus.

»Willst du mir nicht die Tür aufhalten?« fragte Karen.

»Das kannst du doch selbst«, sagte Jim. Er wußte nicht warum, aber er war plötzlich wütend auf Karen. Sie hatten doch nur weitergemacht, um Himmels willen. Und sie hatte auf jeden Fall so getan, als ob es ihr gefiele, als es passierte. Aber jetzt, nichts. Gut, wenn sie nicht mit ihm sprechen konnte, so

konnte sie verdammt gut selber ihre Tür aufmachen. Er sah sie an.

Karen öffnete die Wagentür, kletterte hinaus und schlug die Tür hinter sich zu. Dann rannte sie, ohne sich noch einmal umzusehen, zum Haus. Nicht daß es einen Unterschied gemacht hätte, wenn sie sich noch einmal umgesehen hätte; die Wagentür war kaum zugeschlagen, da hörte sie, wie Jim mit quietschenden Reifen davonraste.

Karen ging hinein, bereitete sich ein Fernsehabendessen vor und versuchte, sich aufs Fernsehprogramm zu konzentrieren. Es klappte nicht. Sie mußte mit jemandem reden, aber es gab niemanden, mit dem sie sprechen konnte. Sie sah zur Uhr - ihre Mutter würde erst in einigen Stunden nach Hause kommen. Aber Karen mußte mit ihr sprechen, sie mußte jetzt mit ihr sprechen. Sie nahm das Telefon und rief ihre Mutter in der Arbeit an.

»Hallo, Mutti«, sagte sie, sie versuchte, ihre Stimme so hell wie möglich klingen zu lassen.

»Was gibt es?« fragte Harriet Morton. Alle Tische bei ihr waren besetzt; sie hatte wirklich keine Zeit zum Reden. »Geht es dir gut?«

»Mir fehlt nichts. Ich wollte nur fragen, ob du heute abend ein bißchen früher nach Hause kommen könntest.«

»Wenn wir essen wollen, muß ich arbeiten«, schnappte Harriet. Sie warf den Hörer auf die Gabel zurück, nahm die Kaffeekanne in die Hand und machte sich wieder an die Arbeit.

Karen starrte das tote Telefon an und hätte am liebsten wieder losgeheult. Nicht einmal ihre Mutter wollte mit ihr reden. Sie hielt ihre Tränen zurück und wollte einfach nicht mehr daran denken. Sie wollte an überhaupt nichts mehr denken. Sie würde fernsehen, bis ihre Mutter kam, und dann mit allem herausplatzen. Nur noch ein paar Stunden. Sie schaute auf die Uhr.

Kurz vor zehn.

Eine Stunde nur noch.

Dann klingelte das Telefon. Karen nahm es gierig ab. Vielleicht hatte ihre Mutter es sich anders überlegt und wollte nach Hause kommen.

»Hallo?« sagte sie. »Mutter?«

Aber es war keineswegs die Stimme von Harriet Morton. Es war jemand anderes, eine andere Stimme, eine Stimme, die Karen zu erkennen glaubte.

»Du hast gesündigt«, sagte die Stimme. »Du bist das Böse. Du mußt bereuen. Bereue!«

Dann war alles vorbei. Das Telefon verstummte, der Hörer lag noch in Karens Hand. Diesmal ließ sie ihn auf den Boden fallen, sie machte sich nicht einmal die Mühe, ihn auf die Gabel zurückzulegen. Also machte es schon die Runde.

Das Gerede hatte bereits angefangen.

Und ihre Mutter war immer noch nicht zu Hause.

Sie sah zur Uhr. Erst fünf nach zehn.

Die Verzweiflung übermannte Karen Morton, aber noch immer gestattete sie sich nicht zu weinen.

Vielleicht hätte sie weinen sollen.

Wenn sie sich gestattet hätte zu weinen, hätte sie vielleicht die Tat, die sie als nächste ausführte, gelassen.

Vielleicht wäre sie nicht ins Badezimmer hochgegangen, hätte sie nicht die Tür verschlossen, die Wanne mit warmem Wasser gefüllt, und sich die Pulsadern aufgeschnitten. Vielleicht hätte Karen Morton lieber geweint. Aber sie weinte nicht.

Sie saßen da wie sechs Raubvögel. Das Schwarz ihrer kirchlichen Gewänder hob die Blässe ihrer Gesichter noch hervor. Unheilvoll starrten sie Balsam an, aber er ließ sich nicht aus der Ruhe bringen, erwiderte ihr Gestarre und setzte auf die Kälte in ihren Blicken sein eigenes frostiges Verhalten.

Im Innern bebte Balsam.

Ihm war klar, daß sie ihm nicht glaubten. Er war überzeugt,

daß sie ihn für verrückt erklärten.

Das Schweigen ging weiter; Peter war entschlossen, nicht derjenige zu sein, der es brechen sollte. Er fragte sich, was in ihren Köpfen vorging. Hatten sie einfach beschlossen, das, was er ihnen gesagt hatte, völlig aus ihrem Gedächtnis zu streichen, oder dachten sie über seine Worte nach?

»Also, was denkst du, wirst du dem Bischof sagen?« sagte Monsignore Vernon schließlich.

Zum ersten Mal wurde Peter unruhig. Warum nur hatte er ihnen gesagt, daß er zum Bischof gehen wollte? Warum hatte er ihnen nicht einfach gesagt, daß er genug hatte von der Gemeinschaft des St. Peter Martyr, und es dabei belassen?

Aber sie hatten darauf bestanden, zu erfahren, warum er die Gemeinschaft verlassen wolle, und er hatte es ihnen erklärt.

Ruhig hatten sie zugehört, als er ihnen von den Gesängen erzählte; davon wußten sie bereits. Es fiel ihm dann ein, daß allen das gleiche passierte, was auch ihm während dieser verrückten Gottesdienste passiert war: Sie wußten, daß etwas geschah, aber nicht was. Er bemühte sich, es ihnen zu erklären. Er wollte ihnen sagen, daß sie alle pervers wären, wollte ihnen in allen Einzelheiten aufzeigen, was sie während ihrer Rituale trieben. Aber er fand, daß er dazu nicht fähig war. Schließlich waren sie trotz allem immer noch Priester. Priester, denen man Respekt schuldete. Die Traditionen, mit denen er aufgewachsen war, nahmen überhand, und er sah sich außerstande, ihnen zu beschreiben, was sich zwischen ihnen abspielte. Er sagte ihnen lediglich, daß er die ganze Angelegenheit unaussprechlich fände.

»Aber du bist in der Lage, sie dem Bischof zu schildern?« hatte der Monsignore am Ende seiner Rede mild gesagt.

»Das muß ich nicht«, sagte Balsam ruhig. »Ich habe eine Aufzeichnung über alle Vorgänge auf der letzten Versammlung.«

»Eine Aufzeichnung?« fragte Pater Prine erstaunt. »Was

meinen Sie damit, eine Aufzeichnung?«

Geduldig erklärte Peter auch das.

»Ich wollte genau wissen, was bei den Gottesdiensten vor sich geht«, sagte er, »ich konnte mich nicht daran erinnern; das einzige, was mir noch einfiel war, wie ich in einen Zustand der Trance versank, und daß es viel später war als ich dachte, als ich wieder aus dieser Trance erwachte.«

»Das ist nichts Ungewöhnliches während der Hingabe«, sagte der Monsignore.

»Das hatte mit Hingabe nichts zu tun«, entgegnete Peter, sein Zorn wurde schlimmer, »ich kann nicht sagen, womit es zu tun hatte, aber ich wollte herausfinden, was sich abspielte. So nahm ich einen Kassettenrecorder mit in die Versammlung und nahm die ganze Geschichte auf. Als ich mir das Band anhörte, wurde mir schlecht, buchstäblich schlecht. Wenn ich euch das Band vorspielen würde, wäre euch allen schlecht.«

»Du übertreibst natürlich«, fing Monsignore an, aber Peter nahm ihm das Wort. .

»Ich übertreibe keinesfalls«, sagte er barsch, »die ganze Angelegenheit absolut verdorben.«

»Ich glaube, wir haben genug gehört«, sagte der Monsignore im Aufstehen. »Du kannst nicht mehr sagen, außer, daß du eine Sprache gehört hast, von der du glaubst - ,du *glaubst*, daran möchte ich dich noch einmal erinnern, du weißt es nicht - daß sie eine Mischung aus Latein und Italienisch ist. Und daß wir uns etwas hingegeben haben, was du verdorben nennst. Etwas, das du uns nicht einmal beschreiben willst.«

»Ich sehe keine Notwendigkeit dafür«, sagte Balsam. »Ich glaube, der Bischof wird überzeugt sein, sobald er das Band hört.«

»Überzeugt?« Es war wieder der Monsignore. Er schritt nun durch das Zimmer. »Überzeugt wovon?«

»Nun, zum einen glaube ich, wird er so überzeugt sein, daß er deiner Gemeinschaft ein Ende bereitet.«



Der Monsignore kicherte. »Überzeugt durch die Worte eines Ketzers?« Peter bemerkte das fanatische Leuchten, das in den Augen von Vernon aufzuflackern begann. Er rief sich zur Vorsicht.

»Schon wieder Ketzer«, sagte er leise. »Na, wenigstens weiß ich jetzt, woher das kommt.«

»Hast du es endlich herausbekommen?« Die Stimme des Priesters war so leise wie Peters.

Peter nickte bedeutungsvoll. »Das und noch einige andere Sachen.« Er stand auf. Während er widersprach, bemühte er sich, das Niveau seiner Stimme nicht zu ändern. »Monsignore, ich habe nicht die Absicht noch mehr Zeit darauf zu verschwenden, um etwas zu diskutieren. Ich weiß, daß Sie mich für einen Ketzer halten - was immer dieses Wort Ihnen bedeutet. Aber *ich* denke, daß der Bischof sehr wahrscheinlich zu dem Schluß kommt, daß Sie krank sind. Schließlich, was sonst sollte er schließen, wenn er Ihre Stimme hört, mit der Sie vorgeben St. Peter Martyr zu sein, und mit der Sie den Zorn Gottes herbeirufen gegen Sünder und Ketzer?«

Sollte Peter Balsam einen Wutausbruch erwartet haben, so wurde er enttäuscht. Stille breitete sich plötzlich im Pfarrhaus aus, und die Priester wechselten Blicke. Aber die Atmosphäre im Zimmer hatte sich geändert. Sie war nicht länger von Feindseligkeit gegen Peter Balsam geprägt. Mit einem Mal war da etwas anderes. Ein Gefühl der Erwartung, als ob etwas lang Erwartetes geschehen sollte.

»Kann denn das wahr sein?« konnte Balsam einen von ihnen flüstern hören. Aber bevor er antworten konnte, brüllte ihn die Stimme des Monsignore nieder.

»Was hast du gesagt?«

»Ich fragte, was der Bischof sonst daraus schließen könne«, sagte Peter und versuchte die Wut in der Stimme des Priesters zu ignorieren.

»Über St. Peter Martyr«, donnerte der Monsignore los.

»Während des letzten Gottesdienstes hast du behauptet, St. Peter Martyr zu sein, und hast Gott ermahnt, damit er seine Strafe an Sünder und Ketzer, wie du sie nennst, austeilt.«

»Das ist geschehen«, schnaubte Pater Martinelli.

Peter drehte sich herum und starrte den alten Mann an. Sein Gesichtsausdruck hatte nun etwas Scheues, und er blickte voller Verehrung den Monsignore an.

»Was ist geschehen?« fragte Peter leise, obwohl er die Antwort bereits kannte.

»Endlich ist er zu uns gekommen«, sagte Pater Prine leise.

»Nach all der Zeit ist St. Peter Martyr endlich unter uns.«

Peter Balsam ließ sich in seinen Sessel zurücksinken. Es konnte nicht geschehen sein. Und doch, es war geschehen. Sie hatten ihm zugehört, aber was er ihnen zu sagen hatte, konnte ihren Glauben an ihren jungen Anführer nicht erschüttern. Nein, er war noch fester geworden. Peter Balsam mußte an die Worte des Bischofs denken. *Sie wollen glauben. Sie müssen sich gegenseitig stützen.*

Jetzt, wo sie merkten, daß die Person, an die sie sich gelehnt hatten, wankend war, standen sie noch fester zusammen.

Balsams Blick wanderte zum Monsignore. Ein Ausdruck der Verückung hatte ihn ergriffen, er sah nach oben, die Hände zum Gebet gefaltet, und seine Lippen bewegten sich stumm. Plötzlich sah er Balsam an, und der Lehrer bemerkte den wilden Glanz in den Augen des Priesters.

»Und du glaubst noch immer nicht?« sagte er leise.

»Nein«, sagte Peter. »Ich glaube an nichts von alldem.«

»Aber du *mußt* glauben«, sagte Monsignore Vernon. »Ich habe dir das schon zu erklären versucht, als wir noch zusammen zur Schule gingen. Doch der Zeitpunkt war der falsche. Aber du hättest es wissen müssen. Es liegt an den Namen.«

»Die Namen«, sagte Peter gelangweilt, »du kommst auch immer wieder auf die Namen zurück, oder?«

Fragend sah er den Monsignore an; er war nicht sicher, ob der Priester zuhörte. Aber die anderen hörten zu. Balsam schaute die alten Gesichter nacheinander an. In allen stand die gleiche Verwirrung geschrieben.

»Hat er euch das nicht erzählt?« fragte er sie. Sie starrten auf ihn, in der Erwartung, daß er fortfuhr. Als er damit anfang, wählte er seine Worte mit großer Sorgfalt.

»St. Peter Martyr war ein Mann namens Piero da Verona. Peter Vernon, wenn ihr so wollt. Und er wurde von einem anderen Mann getötet, einem Mann, der sich Piero da Balsama nannte. Alles klar?«

»Peter Balsam«, flüsterte Pater Martinelli, »es wiederholt sich alles. Du bist St. Acerinus.«

»Nein«, zischte Peter, »ich bin nicht St. Acerinus. Ich bin nicht Piero da Balsama. Genausowenig ist Monsignore Vernon St. Peter Martyr. Es ist eine zufällige Übereinstimmung. Nicht mehr!«

Und dann geschah es. Die Stimme des Monsignore war ruhig, füllte aber das ganze kleine Zimmer.

»Ich bin St. Peter Martyr«, sagte er.

Ein wahrer Alptraum, dachte Peter. Das darf doch nicht wahr sein. Auf keinen Fall konnte das wahr sein.

Doch es war so. Um ihn herum knieten fünf Priester und sahen zu Monsignore Vernon auf. Für sie wurde in diesem Augenblick aus Monsignore Peter Vernon St. Peter Martyr. Peter Balsam stand auf, und über die Köpfe der knienden Kirchenmänner hinweg traf sich sein Blick mit dem von Monsignore.

»Ich will nicht«, sagte er leise, »ich will da nicht länger mitmachen. Ich will nicht dein Ketzer sein und ich will dich nicht töten. Wenn du wirklich einen St. Acerinus brauchst, dann such ihn dir woanders.«

Aber der Priester schien ihn nicht zu hören. Er stand stumm da.

Sein Gesicht war ruhig, aber sein Blick hatte die Glut des Fanatismus.

Balsam verließ das Arbeitszimmer und das Pfarrhaus. Es hat jetzt ein Ende damit, sagte er sich im stillen. Um ihre Fantasie aufrechtzuerhalten, brauchten sie ihn. Aber er hatte sich zurückgezogen und damit mußte es jetzt zu Ende sein. Und wie er sich auf den Weg den Hügel hinunter machte, hörte er es wieder.

Wieder hatten die Gesänge angefangen.

Es hatte kein Ende gefunden.

Irgendwo in Neilsville schlug eine Glocke die Stunden an. Es war zehn Uhr. Die Gemeinschaft von St. Peter Martyr hielt einen Gottesdienst ab, und Karen Morton bereitete sich auf ihren Tod vor.

Karen lag im warmen Wasser der Badewanne; und sie wunderte sich, daß es nicht weh tat. Judy hatte recht, es schmerzte überhaupt nicht. Nur ein leichter Zustand der Betäubung.

Karen sah zu, wie ihr das Blut aus den Handgelenken strömte, sie sah zu, wie es im Wasser seltsame Muster bildete, dann bewegte sie sich heftig und mischte das Badewasser rosa.

Während aus dem Rosa allmählich ein tiefes Rot wurde, fragte sich Karen, ob sie das Richtige tat. Aber es war zu spät. Zu viel war schon schiefgelaufen, und es gab niemanden, mit dem sie hätte sprechen können. Wenn es nur jemanden gegeben hätte, mit dem sie hätte sprechen können, jemand, der ihr zugehört hätte. Aber da hatte es niemanden gegeben. Und während das Rot in der Badewanne tiefer wurde, merkte Karen, daß es ihr nichts ausmachte. Nicht mehr. Sie fing an zu beten, hielt aber die Augen offen. Sie wollte die Farbe ihres Todes sehen. Ganz, als ob sie herausfinden könnte, warum alles schiefgelaufen war, indem sie zusah, wie sich das Wasser mit ihrem Leben färbte.

Sie hatte die Farbe des Todes nie gesehen. Noch lange,

nachdem sich ihre Augen geschlossen hatten, färbte sich das Wasser dunkler und dunkler. Als sie starb, war sie nicht verblutet.

Sie war ertrunken.

Um Viertel vor elf war Karens Kopf unter die Oberfläche des karmesinroten Wassers gerutscht.

Um Viertel nach elf schloß Harriet Morton die Haustür auf. »Karen?« rief sie. Als sie keine Antwort hörte, rief sie ein wenig lauter. »Karen?!« Noch immer keine Antwort. Dennoch, das Haus schien nicht leer zu sein: Sie war überzeugt, daß Karen nicht weggegangen war.

Harriet ging nach oben, rief aber nicht mehr nach Karen. Als sie die Badezimmertür sah, fühlte sie eine Woge der Erleichterung. Karen lag in der Badewanne. Natürlich. Darum hatte sie Harriets ersten Ruf auch nicht gehört.

Harriet klopfte an die Tür. »Karen?« rief sie. »Bist du da drinnen?«

Keine Antwort; also versuchte Harriet die Tür zu öffnen. Es war abgesperrt. Und plötzlich traf sie die Angst.

Sie hämmerte gegen die Tür und rief den Namen ihrer Tochter. Das Schweigen schlug ihr entgegen.

Harriet nahm das Telefon im oberen Flur zur Hand. Die Polizei. Sie wollte die Polizei rufen. Aber mit dem Telefon stimmte etwas nicht. Sie bekam kein Freizeichen. Nur ein eigenartiger Summton war zu vernehmen.

Harriet Morton fing an zu schreien. Sie warf sich gegen die Badezimmertür, die nach innen aufflog. Beim Anblick der Badewanne, die mit roter Flüssigkeit gefüllt war, erstickte ihr Schreien. Am Ende der Badewanne war ein Fuß zu sehen, der kaum über die Wasseroberfläche ragte. Die Zehennägel waren grün lackiert. Harriet wußte, daß nur ihre Tochter sich je ihre Zehennägel grün lackiert hatte.

Die Nachbarn riefen die Polizei, in dem Augenblick, als Harriet Morton in die Nacht hinaus schrie; die Polizei rief einen

Krankenwagen. Kurz danach wurde die Nacht durch das Geheul der Sirenen erschüttert.

Gegen Mitternacht hatte ein Arzt Harriet Morton ruhiggestellt, und Karen Morton war weggebracht worden. Aber immer noch lungerte die Menge vor dem Haus der Mortons herum, sie diskutierten untereinander, versuchten sich gegenseitig über den Vorfall zu unterrichten und einen Grund für die Tragödie, die ihre Stadt getroffen hatte, zu finden. Jim Mulvey war da. Er fragte sich, ob es sein Fehler gewesen war.

## 21

Am nächsten Morgen saß Peter Balsam vor dem Büro von Monsignore Vernon und wartete. Er wartete darauf zu kündigen.

Es gab wohl keinen anderen Weg mehr. Er hatte mit Margo bis tief in die vergangene Nacht diskutiert, und heute morgen wieder. Sie waren alles noch einmal durchgegangen, Stück für Stück, sie versuchten, einen Sinn in die ganze Sache zu bringen. Zuerst Judy Nelson. Dann die Gemeinschaft des St. Peter Martyr. Und jetzt Karen Morton. Und Karen war tot.

Da mußte es eine Verbindung geben. Irgendwie lief alles zusammen, was in Neilsville seltsam war. Judy und Karen waren die Opfer. Und Peter war überzeugt, daß die Gemeinschaft des St. Peter Martyr darin verwickelt war.

Aber so war Balsam. Margo hatte versucht, ihm das auszureden, aber im Laufe der langen Nacht war seine Sicherheit noch gewachsen. Er war der Lehrer von Judy Nelson, und sie hatte versucht, sich umzubringen. Er war in die Gemeinschaft des St. Peter Martyr eingetreten, und Karen Morton hatte sich umgebracht. Eine weitere Schülerin von ihm. Es war, als ob eine Gewalt, die in Neilsville umging, noch verstärkt worden war, zum einen durch Peter Balsams Ankunft,

zum zweiten durch seine Verstrickung in der Gemeinschaft ... Also würde er gehen. Die Gemeinschaft hatte er bereits verlassen (obwohl sie Gutes bewirkt hatte) und jetzt würde er die Schule von St. Francis Xavier und Neilsville verlassen.

Und er würde mit dem Bischof reden.

Aber zuerst wollte er kündigen, und dann wollte er noch zu Schwester Marie gehen, wegen einer genauen Übersetzung des Inhalts auf dem Tonband. Er hörte den schweren Schritt des Monsignore und stand auf.

Monsignore Vernon trat in das Empfangszimmer und nickte Balsam kurz zu. »Ich habe erwartet, daß du heute morgen hier erscheinst. Wie lange wird es dauern?«

»Was?« sagte Balsam, seine Vorsicht wich ein wenig.

»Warum, worüber du auch mit mir sprechen willst, ich denke, es dreht sich um Karen Morton.«

»Unter anderem um sie«, sagte Peter zurückhaltend. Er hatte auf einmal das Gefühl, aus dem Gleichgewicht zu geraten. Als ob er einen Vorteil gehabt, ihn aber wieder verloren hätte.

Sie begaben sich ins Büro des Monsignore, und der Priester nahm hinter seinem Schreibtisch Platz und wies Balsam den Besucherstuhl an.

»Nein, danke«, sagte Peter. »Es wird nicht lange dauern, und ich stehe lieber.« Er suchte im Geist die passenden Worte, stellte aber fest, daß er sie nicht fand. »Ich gehe«, sagte er.

Der Priester zog seine Brauen auf einen Abstand von ein, zwei Zentimetern zusammen, sagte aber nichts. Er saß einfach nur da in seinem Sessel, starrte den Lehrer an und wartete darauf, daß dieser weiterredete.

»Ich denke, du möchtest wissen warum«, sagte Balsam, als das Schweigen nicht länger zu ertragen war.

»Ich würde sagen, ich habe ein Recht darauf, es zu erfahren, ja«, sagte Monsignore Vernon besonnen. »Ich vermute, es hat mit Karen Morton zu tun.«

»Unter anderem.«

»Sag mir alles.«

Peter Balsam sank, ohne lang darüber nachzudenken, in den Sessel gegenüber dem Priester. »Es ist nicht nur wegen Karen Morton, auch wenn das, was mit ihr geschah, eine äußerste Belastung ist. Ich fühle mich für ihren Tod verantwortlich.«

»Aber das bist du nicht«, sagte der Priester, beinahe schon zu entschieden.

»Nun, die Verantwortung liegt weder hier noch da, oder? Aber ich fühle mich wirklich verantwortlich. Sie wollte gestern mit mir sprechen, und ich habe sie abgewiesen. Das hätte ich nicht tun sollen. Ich hätte wissen müssen, wie wichtig das für sie war. Schließlich bin ich Psychologe. Und offensichtlich bin ich kein besonderer Lehrer, oder bin ich das? Ich meine, sieh nur an, was mit meinen Schülern geschieht.« Der schwache Versuch an schwarzem Humor schlug sogar für ihn selbst fehl.

»Ich habe dir schon früher gesagt, und ich sage es dir jetzt wieder«, warf der Priester ungeduldig dazwischen, »du bist nicht für Judy und Karen verantwortlich. Du bist kein Priester.«

»Aber es geht nicht nur um sie«, sagte Peter zaghaft. »Da ist noch mehr.«

Der Priester hob den Kopf und bohrte seinen Blick in Peters Augen. Peter zögerte noch, aber er zwang sich, das auszusprechen, weshalb er hergekommen war. »Ich werde mit dem Bischof über dich reden«, sagte er, dem Blick des Monsignore ausweichend. »Sobald ich aus meiner Stellung hier entlassen bin, werde ich ihn besuchen, um ihm von der Gemeinschaft des St. Peter Martyr zu berichten. Was du mit diesen Priestern treibst, ist Grund genug für die Exkommunizierung.«

»So?« sagte der Priester ungläubig. »Unsere Gebete mögen etwas entfesselnd sein, aber es sind immer noch Gebete.«

Irgend etwas in Peter rastete aus. Er sprang auf die Füße und baute sich vor dem Priester auf.



»Gebete!« tobte er los, »das nennst du ein Gebet? Du weißt doch nicht, wovon du sprichst. Hurerei! Darum geht's doch für dich! Dir und allen anderen von euch.«

»Wie kannst du es wagen!« brüllte der Monsignore. Er stand jetzt, seine Wut war eine fast greifbare Gewalt in dem Raum geworden. »Hast du eine Vorstellung, wovon du sprichst?« Wenn Balsam dadurch eingeschüchtert werden sollte, erwies es sich als ein Fehlschlag. Der Lehrer blieb standhaft und starrte den Priester ebenso wild entschlossen an.

»Schwanzlutscher«, knurrte er. Der Priester wich zurück.

»Was hast du gesagt?« Auf seinem Gesicht lag ein Ausdruck des Entsetzens.

»Die Wahrheit« sagte Balsam ruhig. »Ich habe dich Schwanzlutscher genannt, und das ist die Wahrheit. Das machst du, alle anderen von euch auch. Erst betäubt ihr euch irgendwie, und dann fangt ihr an. Und das Traurigste daran ist, daß ihr es nicht einmal wißt.«

Der Priester sackte in seinen Sessel und starrte Balsam an. »Das hast du also gemeint, vergangene Nacht?« fragte er leise. »Als du sagtest, wir seien verdorben?« Peter nickte, und der Priester schüttelte freundlich sein Haupt. »Dann ist es schlimmer als ich annahm. Ich dachte, du wolltest uns sagen, daß wir in einem religiösen Sinne pervers wären. Aber es ist ja schlimmer als das, oder? Es genügt dir also nicht? Jetzt mußt du uns auch noch anklagen wegen - wegen. ..« er hielt inne, er konnte es nicht aussprechen.

Unheilvoll sah er Balsam an. »Piero da Balsama«, sagte er leise, »einmal schon hast du mich getötet, und nun versuchst du, meine Ehre zu beschmutzen. Aber das wird dir nicht gelingen. Dieses Mal werde ich triumphieren.«

Nun war Balsam an der Reihe und sackte in den Sessel.

Der Mann war geisteskrank. Dafür gab es gar keine andere Bezeichnung. Aber wie sollte er damit umgehen? Er versuchte, sich an seine Bücher zu erinnern. In den Büchern standen die

Antworten, aber wie lauteten sie? *Gehen Sie auf die Geisteskrankheit ein!* Das war es.

Ihm fiel die Technik wieder ein. Sie wurde manchmal zur Behandlung von Paranoia angewandt, Balsam war überzeugt davon, daß der Priester paranoid war.

»Warum glaubst du das?« sagte er jetzt. »Wenn ich dich beim letzten Mal besiegt habe, wie kommst du dann dazu, zu glauben, ich würde dich nicht wieder besiegen? Warum sollte es dieses Mal anders sein?«

Der Blick des Priesters raste im Zimmer herum, als ob er nach einer versteckten Waffe suchte.

»Ich weiß es«, sagte er leise. »Ich weiß es einfach.«

»Hat Gott es dir gesagt?« Balsam verhöhnte das Wort ›Gott‹, er versuchte ihm einen verderblichen Klang zu verleihen.

»Du glaubst mir nicht, oder?« sagte Monsignore Vernon. »Aber warum solltest du auch? Beinahe hätte ich's vergessen, du bist ja ein Ketzer, oder nicht?«

»Wenn du das sagst«, sagte Balsam gleichgültig.

Der Priester ließ seinen Blick nicht von ihm ab, aber dann geschah etwas. Es war, als ob ein Schalter angeknipst worden wäre, und plötzlich verschwand das Leuchten, diese Glut aus den Augen des Monsignore. Er schüttelte sich ein wenig, als ob er gerade aus dem Schlaf erwachte.

»Worüber sprachen wir gerade?« sagte er, völlig verwirrt. Balsam schaltete schnell; der paranoide Zustand schien vergangen zu sein, es konnte jedoch eine weitere Form eines solchen sein. Er mußte auf der Hut bleiben.

»Wir sprachen über meine Kündigung«, sagte er. Der Priester schien immer noch verwirrt, aber dann klärten sich seine Gesichtszüge auf.

»Ach ja«, sagte er und räusperte sich dabei. »Natürlich.« Er lächelte milde und beugte sich Peter entgegen. »Nun, ich kann dich selbstverständlich nicht aufhalten, aber ich fürchte, ich muß dich darum bitten, noch ein Weilchen damit zu warten.

Oh, nicht allzu lange«, sagte er rasch, als Peter zu protestieren begann. »Nur ein paar Wochen. Weißt du, ich habe heute morgen mit dem Bischof gesprochen.«

»Mit dem Bischof?« fragte Peter verdutzt.

Der Priester nickte. »Er rief mich vorhin an, wegen Karen Morton. Er ist sehr besorgt über die Situation hier, genau wie ich. Er scheint zu glauben, daß hier etwas im Gange ist, daß die Ereignisse, erst das mit Judy, und dann, gestern nacht, das mit Karen Morton, irgendwie zusammenhängen.« Der Tonfall des Priesters ließ vermuten, daß er nicht mit der Einschätzung des Bischofs übereinstimmte. »Auf jeden Fall hält er es für die beste Idee, wenn wir den größtmöglichen Vorteil aus deinen Erfahrungen auf dem Gebiet der Psychologie ziehen. Aus irgendeinem Grund scheint er anzunehmen, daß du von allen hier am besten dafür qualifiziert bist, mit den Vorfällen hier umzugehen.« Beinahe als Nachsatz fügte er noch an: »Nicht, daß es hier etwa Vorfälle gäbe. Dennoch, unter den gegebenen Umständen müssen wir dich darum bitten, noch etwas länger zu bleiben.«

Balsam dachte darüber nach. Der Bischof hatte natürlich recht. Seine Entschlossenheit begann zu wanken.

»Und da ist noch etwas«, sagte der Priester düster. »War dir bekannt, daß Karen einen Abschiedsbrief hinterließ?«

»Ein Abschiedsbrief?« Nein, davon hatte Peter keine Ahnung.

»Ja«, log der Priester. »Ein äußerst wirres Schreiben. Sie sagte etwas über uns - dich und mich -, es lief darauf hinaus, daß sie glaubte, und ich denke, ich kann ihr da nur zustimmen, ›da geht irgend etwas vor zwischen den beiden‹. Das ist natürlich Unsinn, aber, wenn du gerade in diesem Augenblick gingest - nun, ich glaube, du verstehst meine Bedenken. Das gäbe doch sicher ein Gerede, oder nicht?«

Balsam fühlte sich im Sog der Niederlage. Ja, bestätigte er sich, das wäre sicher Grund genug für Gerede. Vor allem, weil

es der Wahrheit entsprach. Dieses ›Irgendetwas‹ hatte sich aber lediglich in der Versammlung der Gemeinschaft des St. Peter Martyr zugetragen. Wie könnte Karen das erfahren haben? Hatte sie das überhaupt? Vielleicht hatte sie einfach zufällig den Nerv getroffen. Nicht, daß das etwas ausgemacht hätte. Ganz egal, wie es war, er war gefangen. Karen Morton war tot, und er saß in der Falle. Er sah zu seinem Vorgesetzten auf, er wußte, daß dieser ein Wort von ihm erwartete.

»In Ordnung«, pflichtete er bei, »ich werde bleiben. Aber ich habe weiterhin die Absicht, wegen der Gemeinschaft mit dem Bischof zu sprechen.«

»Das dachte ich mir«, sagte der Monsignore eisig. »Du verschwendest deine Zeit.« Er stand auf. »Gibt es sonst noch etwas?«

»Nein«, sagte Peter, seine Stimme war so eisig wie die des Priesters. Und plötzlich fiel ihm etwas ein. »Ja, es gibt noch etwas«, fügte er hinzu und behielt Vernon vorsichtig im Auge. »Ich wollte wissen, wo ich Schwester Marie finden kann. Ich muß mit ihr über ganz bestimmte Dinge reden.«

Ein eigentümlicher Ausdruck huschte über das Gesicht des Priesters. Peter fühlte sich auf der Woge des Triumphes. Er hatte diesen Mann ins Wanken gebracht. Doch dann hellte sich die Miene des Monsignore auf.

»Ich fürchte, sie wird nicht dasein«, sagte er sanftmütig. »Sie wird eine Zeitlang weg sein.«

»Weg?« fragte Peter bedächtig. »Was meinst du damit, weg?«

»Von Zeit zu Zeit geht Schwester Marie in die Einsamkeit«, er lächelte schwach, »ich fürchte, ihre Berufung ist nicht so stark, wie sie sein sollte, und wir fanden alle beide, daß es ihr hilft, wenn sie ab und zu von hier weggeht. Sie wird wieder zurückkommen.«

»Aber sie sagte mir gar nichts, daß sie weggehen wollte«, protestierte Peter, dessen Hoffnungen mit einem Mal

schwanden.

»Natürlich nicht«, sagte der Priester unbeschwert, »warum sollte sie das auch?«

Das Gespräch war vorbei.

»Du solltest die Messe selber zelebrieren«, sagte Pater Martinelli. Er saß mit Monsignore Vernon im Arbeitszimmer des Pfarrhauses.

»Es ist ein Sakrileg«, maulte er.

»Ich verstehe nicht, weshalb«, sagte Pater Martinelli hintergründig, »egal, was die Leute privat denken, die Messe heute abend ist nicht für Karen Morton.«

»Das ist nicht der Punkt«, entgegnete Monsignore Vernon. »Natürlich wissen wir, daß die Messe nicht für Karen Morton ist. Wie auch? Sie hat ihre Gnade verloren, als sie starb. Der Punkt ist, daß die Leute beabsichtigen, sie zu einer Messe für Karen Morton zu *machen*. Die einzige Möglichkeit, dem zuvorzukommen, ist, die Messe ganz abzusagen.«

»Und was erreichen wir damit?« fragte der alte Mann, sichtlich ermüdet. »Dann werden wir nur bei der nächsten Messe vor dem gleichen Problem stehen. Es gibt keinen Weg, unsere Gemeinschaft davon abzuhalten, für Karen Morton zu beten; und ich bin nicht einmal sicher, ob wir das überhaupt versuchen sollten.«

»Aber es ist falsch«, beharrte Monsignore Vernon. »Es gibt keinen anderen Blickwinkel. Wenn das Mädchen sich umgebracht hat, dann hat sie eine Sünde begangen, für die es keine Vergebung gibt. Innerhalb der Kirche hat sie darum keine Rechte mehr.«

Pater Martinelli seufzte, und sein ältlicher Geist versuchte, dem Problem Herr zu werden. Technisch gesehen, hatte der Monsignore recht, und doch, an dem Problem war noch mehr dran. In der Kirche versammelten sich die Gemeindemitglieder, sie wollten eine Messe hören, für sie war es notwendig, eine Messe zu hören. Sollte man nicht ihren

Nöten entgegentreten? Er sah zum Fenster des Pfarrhauses hinaus und beobachtete, wie die Menschen den Hügel hinaufströmten.

Es hatte vor einer Stunde begonnen. Gewöhnlich war die Teilnahme an einer Messe mitten in der Woche auch in einer so frommen Gemeinde wie Neilsville gleich Null. Aber heute war das anders. Und das konnte nur einen Grund haben. Die Menschen kamen wegen Karen Morton. Das war schon den ganzen Tag so gewesen. Als die Nachricht von Karens Freitod sich in Neilsville ausgebreitet hatte, kamen die Leute in die Kirche, hielten ein kurzes Gebet und gingen erst, nachdem sie schweigend eine Kerze angezündet hatten.

Und vor einer halben Stunde etwa kamen bereits die ersten zur Abendmesse. Es kamen immer mehr, bis schließlich die Kirche so voll war wie sonst höchstens am Ostersonntag. Es gibt zwei Dinge, die eine Kirche füllen, reflektierte Pater Martinelli - die Hoffnung auf ein ewiges Leben und die Furcht vor einem unerwarteten und unerklärlichen Tod. Er hatte mit Freude den Menschenstrom in die Kirche beobachtet; Pater Martinelli war es eigentlich egal, weshalb die Leute in die Kirche gingen. Ihm lag nur daran, daß sie überhaupt kamen. Bei Monsignore Vernon war das anders.

Für den Monsignore genügte es nicht, daß sie da waren; sie mußten aus den richtigen Gründen erscheinen. Für Karen Morton zu beten, das war in den Augen des Monsignore Vernon, mit seiner strengen Auffassung von Religion, kein geeigneter Grund. Und darum diskutierten sie die Möglichkeit, die Messe ganz abzusagen.

»Ich werde daran nicht teilnehmen«, sagte der Monsignore in einem Tonfall, der Pater Martinelli bedeutete, daß die Diskussion zu Ende war. Aber dann lenkte er ein. »Wenn du sie selber abhalten möchtest, ich will dich nicht zurückhalten. Aber für die Konsequenzen trägst du die Verantwortung.«

Abrupt verließ der Monsignore das Zimmer.

Auf seinem Weg zur Kirche und auch noch am Anfang der Wandlung fragte sich Pater Martinelli, von welchen Konsequenzen der Monsignore gesprochen hatte.

Peter Balsam tauchte seinen Finger in das Weihwasserbecken, bekreuzigte sich und rutschte in eine der hinteren Bänke. Vor sich sah er, wie Leona Anderson sich umwandte und ihn ansah. Er tat so, als ob er sie nicht bemerkte, und nahm sein Gebetbuch zur Hand.

Er blickte in der Kirche herum, manche der Leute erkannte er, und in diesem Augenblick breitete sich von der Empore die Orgelmusik aus, und der Gottesdienst begann.

Die erste Verwirrung ergab sich, als die Menge merkte, daß nicht Monsignore Vernon die Messe abhielt. Während der bucklige Pater Martinelli unsicher den Säulengang entlangkam, murmelten und flüsterten sie miteinander. Peter suchte rasch nach dem Gesicht des Monsignore und war nicht überrascht, es nicht zu entdecken.

Die Messe fing an, aber schon bald war offensichtlich, daß etwas geschehen würde. Heute kamen die Antworten lauthals, wie aus einem Munde aus dem Kirchenschiff, normalerweise werden sie nur von ein paar verstümmelten Murrestimmen aus der Versammlung gegeben. Pater Martinelli erweckte den Eindruck, als ob ihm nichts Außergewöhnliches auffiel, und seine bebende Stimme dröhnte stetig weiter. Aber Peter versuchte, einen Brennpunkt für dieses Phänomen auszumachen. Er wurde beinahe sofort fündig.

Heute saßen alle Freunde von Karen Morton nicht bei ihren Familien, sondern aneinandergeklammert in der Mitte der Kirche. Alle - Judy Nelson, Janet Conally, Penny Anderson und noch ein paar andere. Getrennt von ihnen, ganz alleine, saß Marilyn Crane.

Marilyn war wie immer alleine zur Abendmesse gegangen und hatte ihren Stammplatz bei der Heiligen Jungfrau eingenommen. Sie war vertieft in ihre Gebete, sie bat die

Mutter der Erlösten um Vergebung für die grausamen Gedanken, die sie in der Vergangenheit gegen Karen Morton gehegt hatte, und sie bat die Königin der Engel um Fürsprache für Karen, als sie gewahr wurde, daß die Kirche sich um sie herum angefüllt hatte. Noch saß niemand neben ihr. Plötzlich bekam sie das Gefühl aufzufallen und hatte Schwierigkeiten, sich auf ihre Andacht zu konzentrieren.

Dann fing es an.

Ganz leise zuerst, ein kaum zu vernehmendes Murmeln gegen die vollen Töne der Orgel, aber dann wurde es lauter, und als die letzten Kadenzen der Orgel verstummt waren, war die Kirche von einer ganz anderen Art von Musik erfüllt, es war die Musik menschlicher Stimmen.

Es waren die Mädchen.

Sie saßen alle auf einem Haufen, hielten sich gegenseitig bei den Händen, als ob sie sonst nicht die Gegenwart der anderen spüren konnten. Mit Ausnahme von Judy Nelson weinten sie alle, die Tränen flossen über ihre Gesichter in Strömen herab, die Köpfe hatten sie zur Kirchendecke gestreckt, als wollten sie da oben etwas suchen.

Pater Martinelli bemühte sich, sie zu ignorieren, und erhob seine Stimme über das anwachsende Wehklagen, um die Messe fortzusetzen.

Aber das Geräusch wurde immer lauter, und plötzlich standen die Mädchen, hin und her wiegend, und sie weinten sich aus, mit Stimmen, die sowohl ihrer Verzückung als auch ihrem Kummer Ausdruck verliehen. Pater Martinelli geriet mit seinem Gottesdienst ins Stocken, beendete ihn dann ganz. Er sah sich nach Hilfe um, doch es gab keine. Statt dessen sah er nur besorgte Blicke, die ihn um seine Führung ersuchten. Sofort leitete er zur Benedeiung über, und auch der Organist ging auf sein Stichwort ein.

Als die Ekstase der Mädchen sich noch steigerte, die Kirche anfüllte, dröhnte die Orgel und mischte sich mit den



wehklagenden, hellen Stimmen zu einem Chaos, so daß die letzten Worte der Benedeiung unmöglich zu verstehen waren.

Das änderte nichts. Schon begann die Versammlung, sich nervös in Richtung der Türen zu begeben, peinlich davon berührt, dieser so deutlich ausgedrückten Trauer beiwohnen zu müssen, entnervt vom emotionalen Verhalten der Jugendlichen.

Für Peter Balsam war klar, daß die Mädchen von einer hysterischen Reaktion auf den Tod ihrer Freundin ergriffen waren. Er stand auf und ging auf sie zu.

Aber so schnell es begonnen hatte, so plötzlich war es auch wieder vorbei. Es war, als ob die Mädchen aus einer Trance erwachten, und in dem Augenblick, als sie einander wieder wahrzunehmen begannen, sahen sie sich an, kicherten nervös und rannten aus der Kirche hinaus. Hinter ihnen ging langsam Judy Nelson durch den mittleren Säulengang. Als sie an dem Punkt vorbeikam, an dem Balsam stand, drehte sie sich plötzlich nach ihm um und lächelte. Er vermutete, daß es als freundliche Geste gedacht war, aber sie ließ ihn frösteln. Er merkte, wie es ihm kalt den Rücken herunterlief, und sah schnell weg. Bis er sich wieder gefangen hatte und sich nach ihr umdrehte, war sie weg.

Nur eine Person blieb in der Kirche zurück. Marilyn Crane saß zusammengekauert in ihrer Bank, und es schien, als hätte sie die Vorfälle gar nicht bemerkt. - So war es auch. Sie hatte sich auf die Mutter der Erlösten konzentriert, und als das seltsame Wehklagen anhub, dachte sie, es bestünde in ihrem Kopf. Es gab keine andere Erklärung dafür; Klänge wie diese waren in den Kirchen, die Marilyn bisher besucht hatte, nie zu hören gewesen. Und dann, als sie beendet waren, bemerkte sie, daß sie alleine in der Kirche saß. Sie dachte, daß die Heilige Jungfrau etwas von ihr wollte und ihr ein Zeichen schickte. Sie ging näher zu der Statue und zündete eine Kerze an.

Sie wartete auf die Botschaft.

Lange Zeit geschah nichts. Dann fegte der Drang über sie

hinweg. Sie wollte ihre Hand in die Flamme halten. Sie bekämpfte den Drang, aber er stieg aus ihrem Inneren auf. Dies war die Botschaft der Mutter der Erlösten; dies war das Zeichen.

Marilyn streckte den Arm aus und hielt ihre Handfläche über die Flamme der geweihten Kerze. Sie senkte ihre Hand, bis sie sehen konnte, wie die Flamme ihre Haut berührte. Sie spürte keinen Schmerz. Die Jungfrau schützte sie vor den Schmerzen. Es war genau, wie Judy Nelson gesagt hatte. Es war schön. Marilyn hielt ihre Hand unbeirrt und zog sie nicht eher aus dem Feuer, bevor sie den unangenehm süßlichen Geruch versengenden Fleisches wahrnahm. Als sie ihre Hand aus der Flamme zog, stand sie einige Augenblicke lang reglos da und starrte, von Ehrfurcht ergriffen, auf ihre Wunde. Ja, sagte sie sich, Judy hatte recht. So etwas wie Schmerz gibt es nicht.

Beim Abwägen der neuen Wahrheit bekreuzigte Marilyn Crane sich, dankte der Heiligen Jungfrau für die Botschaft und ging langsam aus der Kirche.

Peter Balsam war beinahe an der Tür zur Sakristei angekommen, als ihm etwas ins Auge sprang. Er hielt inne. Dann bemerkte er, daß er einen der Heiligen anstarrte.

St. Acerinus.

St. Acerinus, der heiliggesprochene Piero da Balsama.

Der Heilige schien ihn strafend anzublicken, als ob Peter etwas angefangen, aber nicht zu Ende gebracht hätte. Peter Balsam sagte sich, daß er sich lächerlich mache, daß er sich Dinge einbilde. Er riß sich vom gesichtslosen Blick des Heiligen los und verließ die Kirche.

Als er sich umdrehte, stand auf der Kanzel Monsignore Vernon, der ihn, mit einer seltsamen Heiterkeit in seinem Gesicht, beobachtete.

Zuvor waren sie alle in der Kirche gewesen, nun standen sie in der Main Street herum. Die Eltern vor dem Drugstore, ihre Kinder auf der anderen Straßenseite. Es gab etwas Neues in Neilsville - eine Diskothek -, und die Clique von St. Francis Xavier hatte sich an diesem Abend dort zusammengerottet.

Leona Anderson stocherte verdrießlich in ihrem Bananen-Split herum, ein Teil ihrer Aufmerksamkeit wurde durch die magere Größe des Desserts gefesselt (sie war überzeugt davon, daß es um wenigstens fünfzig Prozent geschrumpft war seit ihrer Teenagerzeit), der Rest ihrer Aufmerksamkeit widmete sich dem stillen Protest gegen den Lärm von der anderen Straßenseite.

Die ›Gottesanbeterin‹ - sie fragte sich, wie man auf so einen komischen Namen kommen konnte - hatte erst vor einem Monat eröffnet, und die schlimmsten Erwartungen von Leona hatten sich sofort bestätigt. Ein paar der Studenten von Neilsville tauchten dort auf, aber es wurde sehr bald offensichtlich, daß aus der Disco so eine Art Hauptquartier der Jungen von St. Francis Xavier wurde. Leona hatte Visionen von Drogenhandel und schlimmerem. Sie war sicher, daß mit der Eröffnung der ›Gottesanbeterin‹ das Ende des anständigen Lebens in Neilsville eingeläutet wurde.

»Gibt es kein Gesetz, das es verbietet, einen derartigen Lärm zu machen?« klagte Inez Nelson von der anderen Seite der Lasterhöhle. Leona schüttelte grimmig den Kopf.

»Ich habe das natürlich nachgeprüft«, sagte sie. »Es ist für gewerbliche Zwecke ausgewiesen. Die können machen, wozu sie Lust haben.« Ihr Tonfall unterstellte, daß sie davon überzeugt war, daß sie genau das taten und daß ›wozu sie Lust haben‹, weit darüber hinausging, eine Musikbox mit äußerster Lautstärke aufzudrehen. »Ich glaube nicht, daß wir den Mädchen den Besuch dort erlauben sollten«, fuhr Leona fort. Sie sah aus dem Fenster zu dem anstößigen Haus hinüber, als

ob sie es allein durch ihren Blick verschwinden lassen könnte.

»Oh, ich weiß nicht«, sagte Inez Nelson zögernd, »die Dinge sind nicht mehr so, wie sie waren, als wir noch Teenager waren. Ich glaube, du mußt dich mit dem Wind krümmen. Die Zeiten ändern sich.«

»So?« fragte Leona verärgert. »Warum sitzen wir dann in demselben Drugstore wie vor zwanzig Jahren? Da steckt mehr dahinter, Inez. Manchmal habe ich das Gefühl, als ob wir die Kontrolle über die Dinge verloren haben.«

Inez rührte schweigend ihren Kaffee um und wünschte sich, sie könnte die Wahrheit dessen, was Leona gesagt hatte, abstreiten. Sollte sie jemals Kontrolle gehabt haben, das war nun endgültig vorbei. Vor allem seit Judy aus dem Krankenhaus nach Hause gekommen war, hatte sie das Gefühl, sich auf Eiern zu bewegen. Sie fühlte sich manipuliert. Sie wußte, daß das nicht stimmte, sie wußte, daß sie mit ihrer Tochter energischer sein müßte, aber sie schaffte es nicht. Sie fürchtete sich zu sehr, daß etwas passieren könnte. Besonders seit der vergangenen Nacht. Inez wußte, daß sie den Gesichtsausdruck von Harriet Morton nie vergessen könnte, als sie sie aus dem Haus geleitete, um sie ins Krankenhaus zu bringen.

Leona hat recht, dachte sie sich. Wir haben die Kontrolle verloren. Sie folgte dem Blick von Leona und fing ebenso an, bizarre Vorstellungen über die Vorgänge in der ›Gottesanbeterin‹ heraufzubeschwören. Wenig später wurde ihnen der Lärm zu schlimm, und die Frauen ergriffen die Flucht.

In Wahrheit geschah eigentlich nichts Besonderes in der Diskothek. Die Musikbox heulte, aber in dem großen Raum schien die Musik irgendwie heilig und verzweifelt.

Einige der Teenager tanzten, aber es war ein eher planloses Getanze. Zum größten Teil standen sie in Trauben um die Tische herum, manche saßen, und die Musik dröhnte ihnen

entgegen; so versuchten sie zu vergessen, daß Karen Morton nicht mehr unter ihnen weilte.

Die ganze Gruppe, die in der Kirche für Verwirrung gesorgt hatte, war da, mit Ausnahme von Janet Conally, deren Mutter darauf bestanden hatte, daß sie nach dem Gottesdienst nach Hause kam. Aber sie waren auch nicht mehr alle beieinander. Judy Nelson saß alleine da und betrachtete ihre Umgebung mit Mißfallen. Die Disco war schlampig und hastig zusammengewürfelt, es fehlte das Geld, sie solide auszustatten. An den Wänden hingen Rock-Poster; ein sinnlich schwitzender Mick Jagger, wohl im Zustand des Orgasmus, hielt den Vorsitz über eine Galerie von zweit- und drittklassigen Epigonen.

Eine behelfsmäßige Lichtorgel war an der Musikbox installiert worden, aber anstelle der gewünschten psychedelischen visuellen Symphony schaffte die zusammengeschusterte Kiste nicht mehr als ein gelegentliches Aufblitzen roter und grüner Lichtblitze. Wegen der mageren Qualität der Light-Show mußte noch ein weiteres Beleuchtungssystem angebracht werden, es bestand aus mehreren Lichterketten, wie man sie zu Weihnachten verwendet, die ein unheimliches Licht in den schummrigen Raum warfen. In der Mitte des Raumes drehte sich, von der Decke hängend, langsam das große Insekt aus Pappmache, nach dem das Lokal benannt war. Hätte Leona Anderson sich den Ort von innen angesehen, ihre Sorgen wären von Abscheu überspielt worden, und sie hätte sich gefragt, warum die Jungen sich vor allem hier aufhalten wollten. Aber für die Schüler von St. Francis Xavier war es die einzige Abwechslung in der Stadt. Und so hingen sie zusammen und versuchten auf ihre Weise so zu tun, als ob alles in Ordnung wäre. Es hätte auch klappen können, wenn da nicht Jim Mulvey allein an einem Tisch gesessen hätte und sie beständig an Karen Mortons Abwesenheit erinnert hätte.

Penny Anderson löste sich aus der Gruppe, bei der sie

gestanden hatte, und sah sich um. Sie sah Judy Nelson alleine dasitzen und ging los, quer durch den Raum, um sich zu ihr zu gesellen. Doch bevor sie die ersten Schritte gemacht hatte, bemerkte sie, daß auch Jim Mulvey alleine dasaß. Spontan änderte Penny ihren Kurs und steuerte Jims Tisch an.

»Hallo«, sagte sie. Er sah desinteressiert auf. »Stört es dich, wenn ich mich setze?« Ohne eine Antwort abzuwarten, rutschte sie auf den Stuhl neben Jim. Er sah sie ein weiteres Mal an, ohne zu lächeln, wandte sich dann aber wieder seiner Cola zu.

»Ich wollte mit dir reden«, sagte Penny leise. »Über Karen.« Sie wartete auf seine Reaktion, und als sie keine spürte, sagte sie weiter: »Weißt du, wir werden sie alle vermissen. Ich meine Judy, Janet und ich. Wir waren immer ein unzertrennliches Quartett, schon als wir noch klein waren. Natürlich, im letzten Jahr, da...« Penny hielt plötzlich inne. Es war im vergangenen Jahr gewesen, als Karen begann, sich mit Jim Mulvey zu treffen.

Nun sah Jim sie fragend an. »Was willst du damit sagen?« sagte er bitter. »Willst du damit sagen, daß sich Karen seit dem letzten Jahr - seit sie mit mir geht - verändert hat?« Jim starrte Penny anklagend an.

»Nun, nein«, stammelte Penny, »das wollte ich gar nicht sagen.«

»Wolltest du doch«, sagte Jim knapp, daß gar nicht erst Streit aufkommen konnte. »Glaubst du, ich weiß nicht, was abgelaufen ist? Glaubst du, ich habe das Gerede nicht gehört? Verdammt, ich habe doch einiges davon in die Welt gesetzt.« Er stierte sauer in seine Cola, und als er wieder zu sprechen begann, war sich Penny gar nicht sicher, ob er mit ihr sprach. »Es war mein Fehler«, sagte er so leise, daß Penny ihn kaum verstehen konnte. »Ich habe nie ein Gespräch mit ihr geführt. Ich hätte mit ihr reden sollen. Wenn ich das getan hätte, wäre es nie soweit gekommen.«

Penny nahm seine Hand. Er machte einen so unglücklichen, so verunsicherten Eindruck. Das war nicht der Jim Mulvey, mit dem sie aufgewachsen war. Seine Selbstsicherheit, sein Selbstbewußtsein waren dahin.

»Es war nicht dein Fehler«, sagte sie. Dann fügte sie hinzu, als ob sie sich selbst überzeugen wollte: »Es ist niemandes Fehler.«

Jim ruckte mit dem Kopf, und er merkte, daß er zuviel gesagt hatte. »Halt die Klappe«, sagte er wütend. »Kein Wort mehr über Karen, ist das klar?«

Penny merkte, wie sie rot anlief. Sie wollte weg von dem Tisch. Aber irgend etwas hielt sie fest, irgend etwas sagte ihr, bei Jim zu bleiben. Sie hielt seine Hand noch etwas fester.

»Ich wollte dir nur sagen, wie leid mir das tut«, sagte sie verzweifelt. »Ich weiß, daß du verrückt nach ihr warst, und ich weiß, auch dir wird sie fehlen.«

Jetzt sah Jim sie an und konnte den Schmerz in ihren Augen ablesen.

»Entschuldige«, sagte er. »Ich mag nur nicht über sie reden. Nicht jetzt. Es ist noch zu früh. Vielleicht aber auch nie.« Er sah Penny in die Augen und glaubte, eine Aufforderung gesehen zu haben. »Ich muß sie vergessen.«

»Dann laß uns von was anderem reden«, schlug Penny vor.

»Worüber könnten wir sonst noch reden?« fragte Jim schulterzuckend. »Schau dich um, wie in einer Leichenhalle sieht es hier aus. Alle denken doch nur an Karen.«

»Ich nicht.«

Er sah sie fragend an. »Woran denkst du?«

»An dich«, sagte Penny. »Daß du ganz anders bist, als ich dachte. Du bist wirklich sehr nett.«

Sie merkte, wie Jims Hand der ihren antwortete. Der Druck ging ihr durch und durch, sie erwiderte ihn.

»Ich mag dich auch«, sagte Jim. Er sah sie nachdenklich an. Hatte sie ihm tatsächlich mitgeteilt, was er vermutete? »Warum

verschwinden wir nicht von hier?«

Penny wollte erst ablehnen, sah sich dann aber in dem Raum um. Judy Nelson beobachtete sie, und noch ein paar andere von ihren Freunden. Was würden die denken, fragte sich Penny. Was würden die denken, wenn sie sähen, daß ich mit Jim Mulvey verschwinde? Vor allem nach dem, was ich beim Mittagessen gesagt habe - mein Gott, war das wirklich erst gestern? Alle hatten sie gehört. Sie hatten alle gehört, als sie sagte, daß sie Karen Jim ausspannen wolle. Nun, Karen war jetzt weg. Warum also warten? Wenn sie jetzt mit Jim wegginge, würden sie nicht denken, daß Jim sowieso vorgehabt hatte, mit Karen zu brechen? Karen machte das nichts mehr aus. Sie war tot.

»Wohin soll's denn gehen?« fragte Penny; sie wollte noch ein bißchen Zeit schinden. Jim zuckte mit den Schultern. »Keine Ahnung. Nicht in den Drugstore. Es ist wirklich übel dort.« Dann hatte er eine Idee. »Wie war's mit Bill Enders' Hütte? Ich habe Bill schon eine ganze Zeit nicht gesehen.«

Penny dachte nach. Sie kannte Bill Enders kaum. Bill war einer, über den ihre Mutter besonders gerne herzog. Vor etwa einem Jahr hatte der junge Mann sich eine Hütte gebaut, und weil er lange Haare trug und alleine lebte, hatte Leona Anderson ihn sofort als Hippie tituliert und sofort damit angefangen, in ganz Neilsville gegen ihn zu hetzen. Es stellte sich heraus, daß Enders sein Grundstück bar bezahlt hatte und daß er auf seinem Konto immer ein Guthaben hatte, wenn auch ein bescheidenes. Aber er lebte sehr zurückgezogen, und soweit Penny wußte, war Jim Mulvey der einzige in der Stadt, der ihn gut kannte und öfter bei ihm reinschaute. Diese Aussicht versetzte sie in Aufregung.

»Ist es nicht schon ein bißchen spät?« Ein wenig hoffte sie, Jim würde ihr recht geben.

»Nicht für Bill. Er ist immer auf.« Jim lächelte sie aufmunternd an und fragte sich, wie sie wohl reagieren würde,



wenn sie feststellte, daß Bill Enders gar nicht in seiner Hütte war.

Penny hatte sich entschieden und stand auf. »Nun, worauf warten wir noch?«

Beim Hinausgehen sah sie, wie Judy Nelson ihr zuwinkte. »Du gehst doch nicht etwa mit Jim Mulvey weg, oder?« flüsterte sie.

Penny hatte das Gefühl von einem großen Abenteuer und gab sich größte Mühe, gleichgültig zu wirken. »Wir fahren nur mal eben raus und sagen Bill Enders guten Tag«, sagte sie gerade laut genug, daß man es auch an den umstehenden Tischen hören konnte. Als sich Judy Nelsons Blick argwöhnisch verfinsterte, nahm Penny Jim Mulveys Arm und verließ die Diskothek.

Ein paar Minuten später fuhren sie aus der Stadt, und Penny dachte, daß sie etwas gehört hätte - ganz schwach in der Entfernung hörte sie ein Geräusch, an das sie sich gewöhnen würde. Sie verdrängte es und widmete Jim ihre ganze Aufmerksamkeit.

Aber Penny hatte sich nicht getäuscht; sie *hatte* es gehört. Irgendwo durch die Nacht heulte in der Stadt die Sirene der Ambulanz. In der ›Gottesanbeterin‹ hörte die Musik auf, und jeder sah sich an und versuchte auszumachen, wer da war und wer nicht. Als sie merkten, was sie taten, bekamen sie Schuldgefühle, und ein nervöses Durcheinander von Gesprächsfetzen wurde immer lauter, während sich die Sirene entfernte.

Penny sah ein wenig ängstlich zu der unbeleuchteten Hütte, die hinter einer Reihe von Baumwollbüschen verborgen lag.

»Er ist wohl schon zu Bett gegangen«, sagte sie etwas erleichtert. Den ganzen Weg schon hatte sie sich gefragt, ob es nicht doch ein Fehler war, mitzufahren. Jetzt entspannte sie sich. Sie würden umkehren und wieder nach Neilsville zurückfahren. Aber Jim stellte den Motor ab.

»Nichts da«, sagte er. »Zu früh. Er ist sicher für ein Weilchen ausgegangen. Komm, ich weiß, wo der Schlüssel liegt. Wir können reingehen und warten, bis er zurückkommt.«

Penny wollte ihn darum bitten, daß er sie nach Hause brächte, aber dann sagte sie sich, daß es albern wäre. Sie waren nun schon soweit gegangen, jetzt wollte sie sich nicht wie ein Küken benehmen. Außerdem, jeder in der Disco wußte, wohin sie gegangen war und mit wem, wenn sie jetzt Jim dazu überredete, daß er sie nach Hause brachte, mußte er sicher sein, daß sich das herumsprach.

Penny konnte schon Judys ätzende Bemerkungen hören über Leute, die großen Worten keine Taten folgen lassen.

Sie stieg aus dem Wagen aus.

Neugierig sah sie sich in der Hütte um. Sie war überrascht, wie ordentlich und gemütlich es war. Die Hütte war ganz aus Holz, und Bill Enders verstand offensichtlich eine Menge von seinem Handwerk. Sogar die Möbel schienen handgearbeitet.

»Hübsch«, sagte sie. »Ich dachte immer, daß es nur so eine Scheune wäre.«

»Das wollte deine Mutter jedem einreden«, bemerkte Jim. »Mal sehen, ob Bill Bier im Haus hat.« Er ging zum Kühlschrank, wohl wissend, daß er gut gefüllt sein würde. Er war es. Er nahm zwei »Olys« heraus, eine davon gab er Penny.

»Ich habe noch nie Bier getrunken«, sagte sie schüchtern.

»Irgendwann ist immer das erste Mal«, sagte Jim. »Ich werde ein Feuer aufschichten.«

Penny hatte gar nicht gemerkt, wie kalt die Nacht geworden war. Sie fröstelte. Ein Feuer wäre angenehm.

Zehn Minuten später saßen sie und Jim Mulvey mit überkreuzten Beinen auf dem Boden. Im Kamin tanzten die Flammen. Aber das Bier schmeckte bitter.

»Es schmeckt mir nicht«, sagte Penny und stellte die Dose weg.

Jim grinste sie an. »Ich mach' dir etwas anderes.«

Er ging in die Küche und suchte den Schnapsvorrat ab. Er entschied sich für einen kleinen Gin, mit Ginger Ale gemixt. Er nahm den Drink mit ins Wohnzimmer und reichte ihn Penny. »Probier das mal.«

Penny versuchte einen Schluck. »Süß, aber gut. Was ist da drin?« fragte sie.

»Vor allem Ginger Ale, mit einem kleinen Schuß Grenadine«, log Jim. »Man nennt das einen Shirley Temple.«

»War sie nicht Filmschauspielerin?« fragte Penny.

»Ich glaube schon«, sagte Jim, »vor ungefähr hundert Jahren.«

Penny kicherte los und nahm noch einen Schluck. Es schmeckte gut. Sie leerte ihr Glas und hielt es Jim hin. »Kann ich noch einen haben?«

Er mixte den zweiten Drink, und sie saßen vor dem Feuer und genossen die Wärme und die Stille. Penny fühlte sich schon viel besser. Sie schaute Jim an und fand ihn im Schein des Feuers verdammt ansehnlich.

»Du bist hübsch«, platzte es aus ihr heraus. »Ich mag dich sehr.«

Jim wandte sich ihr zu und blickte sie an. »Ich mag dich auch.«

Nach einer kurzen Unterbrechung sagte er weiter: »Rauchst du?«

»Rauchen?« wiederholte Penny verdutzt.

»Du weißt schon, Gras.«

»Um Himmels willen, nein!« rief Penny aus.

»Nun, so schlimm ist es auch wieder nicht«, gluckste Jim.

»Schlimm genug«, entgegnete Penny.

»Woher willst du das wissen, wenn du es nie probiert hast?«

Penny dachte darüber nach. Sie fühlte sich entspannt - richtig gut - und die Vorstellung, Gras zu rauchen, schien für sie lange nicht so schockierend wie früher.

»Warum nicht«, kicherte sie. Dann: »Hast du welches?«

»Ich nicht«, sagte Jim und zwinkerte ihr zu, »aber Bill.«

Er stand auf und ging zu einer der Schubladen, die in die Wand neben dem Kamin eingebaut waren. Kurz darauf kam er zurück, in seiner Hand zwei Joints. Penny langte gleich nach einem, aber Jim hielt sie außer ihrer Reichweite.

»Noch nicht«, sagte er mit einem Lachen. »Einen nach dem anderen. Es ist sinnlos, den guten Rauch zu verschwenden. Nur einen Augenblick, ich will noch etwas Musik auflegen.« Er wählte eine Platte von Alice Cooper aus' und legte sie auf den Plattenteller, dann legte er sich zu Penny auf den Fußboden und zündete einen der Joints an.

Nach dem ersten Zug mußte sie husten, aber Jim zeigte ihr, wie es ging. Der zweite Zug ging in ihre Lungen, und sie hielt die Luft an. Als sie das Gefühl bekam, daß ihre Lungen weh taten, ließ sie die Luft wieder heraus.

»Ich spüre gar nichts«, sagte sie ein wenig überrascht.

»Das kommt noch«, versprach Jim. »Nimm noch einen Zug.«

Diesmal schien sie endlos zu inhalieren, bis ihre Lungen prall waren, und dann dachte sie, sie könne die Luft für eine Ewigkeit anhalten. Es fühlte sich gut an.

»Ich habe Durst«, sagte sie und streckte sich dabei faul vor dem Feuer aus.

»Ich mach' dir noch einen Drink«, sagte Jim leise. »Rauch den Joint zu Ende, und wenn ich wieder hier bin, zünden wir den anderen an.«

Als er nach ein paar Minuten wieder in den Raum kam, ihren Drink in der Hand, hatte er sein Hemd ausgezogen.

»Mir wird beim Rauchen immer heiß«, sagte er. »Ich hoffe, es stört dich nicht.«

Penny ertappte sich dabei, wie sie auf seinen Brustkorb startete. Sie fragte sich, wie sich Jims Haut anfühlte. Als ob er ihre Gedanken gelesen hätte, legte sich Jim auf den Fußboden und legte seinen Kopf in ihren Schoß. Ihre Hand fiel

zwangsläufig auf seinen Brustkorb, und sie glaubte, seinen Herzschlag zu fühlen. Beinahe, als ob ihre Fingerspitzen in ihm steckten.

Sie rauchten den zweiten Joint, und Penny sah ins Feuer, lauschte der Musik und streichelte Jims Brust.

»Gott, ist mir heiß«, stöhnte Jim. Penny sah ihn an und bemerkte, daß er sie voll Begierde anschaute. Er legte seine Hand hinter ihren Kopf. Dann zog er sie nach vorn und küßte sie.

Es war wie ein elektrischer Schlag. Sie fühlte seine Zunge in ihren Mund stoßen, und dann hatte sie das Gefühl, als ob sie selbst in ihrem Mund wäre, sie spürte den Kuß nicht nur, sie beobachtete ihn, half ihm. Sie saugte gierig an Jims Zunge, sie zog sie tiefer in ihren Mund. Dann legte sie sich auf den Rücken, und er lag auf ihr, sein Körper preßte sich gegen den Boden. Als seine Hand ihre Brust berührte, war sie bereit.

»Berühr mich«, stöhnte sie. »Mein Gott, ist das gut.«

Penny merkte, wie sie an Jim herumfummelte, und war nicht überrascht, daß der Reißverschluß seiner Hose schon offen war. Sie schlüpfte mit der Hand unter seine Unterhose und berührte ihn.

»Bitte«, sagte sie. »Mach es mir, Jim, mach es mir.«

Er warf seine Jeans zur Seite und begann sie auszuziehen. Sie lag auf dem Fußboden, ihr Körper war durch den Alkohol und das Gras völlig hemmungslos geworden. Sie fühlte die Hitze des Feuers und die Hitze von Jims Körper. Sie fühlte, wie er in sie eindrang, wie er sich gegen sie preßte. Und mit einem Mal, völlig schmerzlos, riß das Häutchen, und er stieß in sie hinein. Sie ergab sich in der Ekstase und nahm Jims Stimme nur noch entfernt wahr, die neben ihrem Ohr flüsterte: »Karen... Karen... Karen... Karen...«

Sie wußte, daß es bereits Morgen war, bevor sie ihre Augen öffnete. Um sie herum war alles grau, da erkannte sie, daß sie nicht zu Hause war. Sie begann sich zu erinnern.

Trotz der pochenden Kopfschmerzen konnte sie sich an alles erinnern. Der Drink - das konnte nicht vor allem Ginger Ale gewesen sein. Nüchtern hätte sie niemals zugestimmt, Gras zu probieren.

Und dem Rest. Was sie getan hatten. Sie bemühte sich, die Vorstellung aus ihrem Gedächtnis zu zwingen, versuchte sich einzureden, daß es nicht geschehen war, daß ihre Erinnerung ein Traum war. Sie schaute sich um.

Jim Mulvey lag nackt neben ihr auf dem Boden, wie zum Schutz hielt er mit einer Hand seine Leisten. Penny beobachtete ihn einen Augenblick lang, kam dann auf die Beine und wühlte sich in ihre Kleider. Sie wollte ihn aufwecken, zuerst aber noch zudecken. Sie wollte nicht, daß er nackt aufwachte und sie dabei entdeckte, wie sie ihn anstarrte. Sie ging ins Schlafzimmer und nahm eine Decke vom Bett.

Sie nahm sie mit ins Wohnzimmer und warf sie über Jim. Dann begann sie ihn zu rütteln.

»Wach auf«, sagte sie. »Bitte, Jim, wach auf.«

Schließlich rührte er sich und sah sie verschlafen an.

»Wie spät ist es?« Er sprang auf, hielt die Decke fest, bevor sie von seinem Körper abfiel, ergriff seine Kleider und eilte ins Schlafzimmer.

»Es ist alles okay«, sagte er ein paar Minuten später, als er wieder aus dem anderen Zimmer kam. »Es ist erst kurz nach fünf. Wenn wir uns beeilen, bist du zu Hause, bevor jemand aufwacht.«

Penny sagte gar nichts, kein Wort. Stumm folgte sie ihm zum Wagen, stieg ein und kuschelte sich unglücklich in die äußerste Ecke ihres Sitzes, während er sie nach Hause fuhr.

»Halt hier an«, sagte sie plötzlich. Sie waren noch einen Block von ihrem Haus entfernt. »Wenn ich hier aussteige, wird wenigstens niemand sehen, daß du mich heimbringst. Dann kann ich sie vielleicht davon überzeugen, daß ich die ganze Nacht bei Judy war.« Jim ließ sie raus, er wollte sich noch

entschuldigen, konnte aber die rechten Worte nicht finden. Er hatte nicht gewollt, daß die Nacht ein solches Ende nahm, aber er war einfach zu stoned gewesen. Er hatte nicht mehr gewußt, was er tat. Tatsächlich hatte er gedacht, daß er mit Karen schlief. Aber davon erzählte er Penny nichts. So legte er den Gang ein und fuhr weg. Er konnte verstehen, daß sie nicht wollte, wenn ihre Eltern ihn sahen, aber trotzdem nahm er ihr das übel.

Penny rannte die Stufen hinauf und ins Haus. Ihre Mutter starrte sie mit trübem Blick an.

»Wo bist du die ganze Nacht gewesen?« schimpfte Leona Anderson.

»Bei Judy«, sagte Penny. Sie fragte sich, warum ihre Mutter sie so eigenartig ansah; schließlich war es nicht das erste Mal, daß sie über Nacht bei Judy blieb, ohne ihrer Mutter davon zu erzählen. Und wenn ihre Mutter die Nelsons angerufen hätte, hätte Judy sie irgendwie gedeckt. Aber warum war ihre Mutter immer noch angezogen? War sie noch gar nicht im Bett gewesen? Mit einem Mal bekam Penny Angst.

»Es ist etwas passiert, nicht wahr?« fragte sie.

Leona Anderson nickte, ihr Mund war verschlossen.

»Ja, aber was?« rief Penny. »Mutter, was ist los?«

»Ich war die ganze Nacht im Krankenhaus«, sagte Leona. »Genauer gesagt, ich bin selbst gerade nach Hause gekommen. Janet Conally hat sich in der Nacht aufzuhängen versucht.«

Penny starrte ihre Mutter eine Sekunde lang an, dann schrie sie los. Sie schrie und schrie. Irgend etwas in ihr zerbrach, und sie kauerte sich auf den Boden. Leona Anderson starrte ihre Tochter an und begann dann instinktiv die Perlen des Rosenkranzes, den sie schon im Krankenhaus bei sich hatte, durch ihre Finger gleiten zu lassen.

»Heilige Maria, Mutter Gottes, bete für uns Sünder...«

Sie unterbrach, sie konnte das Gebet nicht zu Ende sprechen, aber in ihrem Geiste hallten die Worte wider:

».. .jetzt und in der Stunde unseres Todes.. .«

## 23

Penny dachte zuerst, daß alles nur ein schlimmer Traum war. Aber sie lag nicht in ihrem Bett; sie war auf dem Sofa im Wohnzimmer, und ihre Mutter sah auf sie hinab.

Es war kein schlimmer Traum. Es war echt. Es war alles geschehen. Penny schloß ihre Augen und versuchte auf diese Weise, die Ereignisse auszusperren, aber es mißlang.

»Janet...«, sagte sie schließlich, »wird Janet wieder gesund?«

»Es wird ihr wieder gutgehen«, warf Leona dazwischen, »obwohl ich nicht verstehe, was in dieser Stadt los ist. Seit dieser Mr. Balsam hier ist...« Sie hielt inne. Es war zwecklos, jetzt darüber zu reden, ermahnte sie sich.

»Hättest du die Güte, mir zu sagen, wo du die *ganze* Nacht gesteckt hast?«

»Ich war überall und nirgends«, sagte Penny. »Ich bin einfach herumgelaufen.«

»Nein«, sagte Leona entschieden. »Du bist nicht »einfach herumgelaufen . Du bist mit Jim Mulvey unterwegs gewesen, und ich will wissen, wo.«

»Wir waren draußen am See und haben geredet.«

»Die ganze Nacht? Versuch nicht, mich auf den Arm zu nehmen, Penelope Louise!«

»Er war so durcheinander«, antwortete Penny. »Er wollte über Karen reden und bat mich darum, ihn zu begleiten und ein Weilchen mit ihm zu reden.«

»Du erwartest doch nicht, daß ich das glaube?« fragte Leona. »Jim Mulvey hat in seinem Leben noch keine zwanzig Minuten an einem Stück geredet!« Sie sah Penny an, als ob sich die Wahrheit irgendwie aus ihr herausziehen ließe, indem sie sich einfach darauf konzentrierte. Penny sah zu Boden.



Nicht, daß sie ihre Mutter anlügen wollte. Sie wollte ihrer Mutter die Wahrheit sagen. Eigentlich wollte sie sich in die Arme ihrer Mutter werfen und heulen. Aber ihre Mutter hätte das nicht verstanden. Penny war überzeugt davon. Ihre Mutter wäre entsetzt über das, was sie getan hatte, und würde sie ausschimpfen. Penny konnte das nicht zulassen; sie war schon zu durcheinander. Sie wußte, daß sie ihre Fassung total verlieren würde, wenn ihre Mutter anfangen würde, sie auszuschimpfen. Mit zitternden Knien stand sie vom Sofa auf.

»Ich werde ein Bad nehmen und dann ins Bett gehen«, kündigte sie an. »Ich fühle mich schrecklich.«

»Das kann ich mir vorstellen«, stimmte Leona zu. »Ein Bad kannst du gerne nehmen, aber du wirst nicht zu Bett gehen, junges Fräulein. Du wirst zur Schule gehen.«

Penny starrte ihre Mutter an. Schule? In ihrem Zustand? Nein. Sie konnte unmöglich gehen. Sie wollte nicht gehen. Nicht nach der vergangenen Nacht. Sie brauchte einen Tag für sich alleine; einen Tag, um mit den Ereignissen fertig zu werden. Einen Tag zum Vergessen. Aber sie sah ihre Mutter an und wußte, daß es zwecklos war. Sie würde zur Schule gehen.

Müde ging sie die Treppen hinauf. Auf halber Höhe hörte sie noch einmal die Stimme ihrer Mutter.

»Und wenn du dort bist, quäl dich nicht mit den ersten Stunden herum«, sagte Leona finster. »Geh ins Büro des Monsignore. Wenn du mir nicht sagen willst, was sich in der letzten Nacht abgespielt hat, kannst du es ihm sagen.«

Penny erstarrte auf der Treppe zu Eis und hörte sich die Worte an, die sie auf keinen Fall hören wollte. Und sie fielen.

»Monsignore wird deine Beichte abnehmen.«

Auf der Hauptstraße hatte Penny das Gefühl, als ob die Leute sie anstarrten. Sie versuchte sich einzureden, daß sie nicht sie anstarrten, daß sie nicht anders aussah als gestern oder vorgestern oder vorgestern. Aber sie fühlte die Blicke, merkte, wie die Leute sich fragten, warum sie so spät zur

Schule ging.

In der Tat, sie *beobachteten* sie und stellten sich ihre Fragen. Neilsville wurde unruhig. Eines der Mädchen war tot, und zwei andere hatten versucht, sich das Leben zu nehmen. Und sie waren alle an der katholischen Schule, droben auf dem Hügel. Was ging dort oben vor? So sahen sie zu, wie Penny Anderson schuldbewußt durch die Stadt ging und sich den Hügel zu St. Francis Xavier hinaufbegab.

Ihr fiel die Kühle der Luft an diesem Morgen auf, und sie sah hinauf in den bleiernen Himmel. Der Sommer war nun endgültig vorbei, und die Welt schien nur noch eine einzige graue Kloake zu sein, in der Penny zu ersticken glaubte. Sie lief die Stufen hinauf und betrat die Schule durch das Hauptportal.

Monsignore Vernon hatte sie schon erwartet. Er saß hinter seinem Schreibtisch und hämmerte mit seinen Fingern ungeduldig auf die Tischplatte. Als er Penny im Türrahmen auftauchen sah, kniff er seine Lippen zusammen.

»Deine Mutter hat mich gebeten, dir die Beichte abzunehmen«, sagte er.

»Könnten wir nicht hier reden?« entgegnete Penny. Sie wußte, daß sie im Beichtstuhl dem Priester die Wahrheit sagen mußte. Hier im Büro konnte sie darum herumkommen.

»Wollen wir in die Kirche gehen?« sagte Monsignore Vernon, und Penny hatte verstanden, daß es sich nicht um eine Frage handelte. Schweigend folgte sie dem Priester aus der Schule in die Kirche hinein.

Als sie im Beichtstuhl war, die Tür fest zugemacht, kniete Penny nieder und begann ein Gebet. Sie hörte, wie das Gitter geöffnet wurde. Der Priester erwartete, daß sie begann.

Die Geschichte war schnell erzählt. Aber der Monsignore war beharrlich und drängte sie, jede Einzelheit zog er ihr buchstäblich aus der Nase.

»Wußtest du, daß es passieren würde?« fragte die Stimme

des Priesters.

»Nein«, antwortete Penny.

»Weißt du das genau?«

»Als er sein Hemd auszog...«

»Was für ein Gefühl hattest du?«

»Ich - ich weiß es nicht. Ich, äh, ich wollte...«

»Ihn berühren?« fragte die Stimme monoton.

»Ja«, zischte Penny. »Ja, ich wollte ihn berühren.«

»Und du wolltest auch, daß er dich berührte?«

»Ja«, jammerte Penny.

In der anderen Hälfte des Beichtstuhls geriet Monsignore Vernon ins Schwitzen. Es war sündig. Was sie taten, war verabscheuungswürdig und sündig. Er konnte sie sehen, der nackte Körper lag auf ihr, ihre Hände waren auf seinem Rücken, auf seinen Arschbacken, sie griff nach ihm, berührte ihn... Er stellte sich ihre Hände an dem Organ des Jungen vor, seine eigenen Hände fingen an zu arbeiten. Er konnte die Härte des Jungen beinahe spüren...

»Erzähl mir alles«, drängte er sie sanft. »Erzähl es mir ganz genau.«

Noch einmal brachte Penny ihren sündigen Vortrag dar, und der Priester fühlte, wie der Zorn eines auf Rache sinnenden Gottes in ihm aufstieg. Eine Kombination aus Erregung und Abweisung. Und dann war alles vorbei. Monsignore fühlte sich plötzlich erleichtert. Nun mußte er sich noch dem Sünder zuwenden, der schweigend auf der anderen Seite der Leinwand kniete und darauf wartete, daß er sprach.

Er hob ein Gebet der Absolution an, wurde aber mit einem Mal gewahr, daß sich auf Pennys Seite des Beichtstuhls etwas rührte. Er unterbrach sein Gebet.

»Gibt es noch etwas?«

Nach einem kurzen Zögern hörte er Pennys Stimme.

»Die Strafe, Vater. Was ist meine Strafe?«

Im Dämmerlicht des engen Beichtstuhls lächelte Monsignore

sanftmütig. »Du wirst erfahren, was deine Strafe ist«, flüsterte er. »Wenn es soweit ist, wirst du wissen, was du zu tun hast.«

Noch während Penny überlegte, was er damit meinte, erteilte ihr der Monsignore die Absolution von all ihren Sünden.

Monsignore Vernon schaute auf eine der Uhren im Gang. »Wir sind zu spät dran«, sagte er und beschleunigte seinen Gang. Penny mußte schon beinahe laufen, um mit ihm Schritt halten zu können.

»Zu spät, wofür?«

»Deine Unterrichtsstunde«, bemerkte der Priester. »Heute werde ich sie halten.«

Penny hielt an, der einzige Lichtblick des Tages war dahin. »Ist Mr. Balsam heute nicht da?« fragte sie. Sie überlegte, ob sie eine: Übelkeit vortäuschen und nach Hause gehen könnte, sie hatte sich sehr auf die Psychologiestunde gefreut, ihren einzigen Hoffnungsschimmer: Mr. Balsam wußte anscheinend immer, was in einem Jungen vorging und wie er mit ihnen reden sollte. Ausgerechnet heute war er nicht da.

»Er ist ins Krankenhaus gegangen«, sagte Monsignore Vernon voller Sanftmut. »Janet Conally wollte ihn sprechen, und wir hielten es für das Beste, wenn er geht.«

»Ich verstehe«, sagte Penny halbherzig, obwohl sie überhaupt nicht verstand. Schweigend legten sie das letzte Stück zum Zimmer 16 zurück.

Penny zögerte in der Tür und sah auf die leeren Plätze in der ersten Reihe. Judy Nelson war da, aber alle anderen Plätze waren leer: der von Karen Morton, der von Janet Conally, der von Jim Mulvey. Wo war Jim? fragte sie sich. Zu Hause, im Bett wahrscheinlich, dachte sie verbittert. Sie wollte sich auf einem leeren Stuhl am Ende des Zimmers niederlassen, aber Judy Nelson gab ihr ein Zeichen, deshalb ging sie nach vorne und nahm neben Judy Platz.

»Ich mußte es gestehen«, wisperte Judy aufgeregt. Sie sprach so schnell, daß Penny ihr kaum folgen konnte. »Gleich

nachdem du mit Jim weggegangen bist, haben wir das mit Janet gehört. Wir sind alle hingegangen, deine Mutter war auch schon da, und weil du nicht da warst, Jim auch nicht, nun - sie brauchte nur noch eins und eins zusammenzuzählen. Was konnte ich da noch sagen?« Sie schaute Penny wißbegierig an.  
»Was ist passiert? Hast du...?«

Aber bevor sie ihre Frage ganz gestellt hatte, schlug Monsignore auf das Pult und räusperte sich. Er übersah den Raum, dabei nahm er Notiz von den leeren Stühlen in der ersten Reihe. Lange Zeit starrte er dorthin, lange genug, um der Klasse klarzumachen, was er dachte. Je länger das Schweigen dauerte, desto nervöser begann die Klasse herumzurutschen, und man konnte ihre Fragen an ihren Gesichtern ablesen.

Warum ist er da?

Wo ist Mr. Balsam?

Was hat er vor?

Monsignore Vernon räusperte sich, und die Unruhe legte sich schlagartig. Ohne große Vorrede oder gar eine Erklärung für die Abwesenheit ihres Lehrers begann er zu sprechen. Er machte eine einfache Ankündigung.

»Eure heutige Aufgabe besteht darin, einen Aufsatz zu schreiben.«

Ein Rascheln ging um im Zimmer 16. Vielleicht wurde die Stunde gar nicht so schlimm.

»Einen Aufsatz über den Tod«, sagte Monsignore Vernon. Das Schweigen in dem Raum war fast greifbar. Unsicher, ob sie ihn richtig verstanden hatten, starrten sie ihn an. Sie hatten ihn richtig verstanden.

»Irgend etwas geht in dieser Klasse vor«, fuhr Monsignore Vernon fort, »und ich weiß so gut wie nichts darüber. Also bitte ich euch, jeden von euch, daß er es mir erklärt. Den Rest der Stunde werdet ihr damit zubringen, über den Tod zu schreiben. Im besonderen über euren eigenen Tod.«

Die Schüler hatten den Schrecken im Gesicht. Der

Monsignore fuhr fort.

»Ihr sollt in euch hineinhorchen. Ihr sollt herausfinden, ob es bestimmte Umstände gibt, die einen Selbstmord billigen. Wenn ihr solche Umstände findet, sollt ihr die in euren Aufsätzen beschreiben und dann versuchen, wie ihr eure Gefühle in Einklang mit den Lehren der Kirche bringen könnt.« Er blickte einmal in der Klasse herum. »Eure Aufsätze sind streng vertraulich. Niemand außer mir und Mr. Balsam wird sie sehen. Wir werden sie lesen, auswerten und anschließend vernichten. Sie werden nicht benotet und auch nicht aufgehoben. Aber ich glaube, daß wir auf diese Weise wertvolle Informationen erhalten, was mit - mit einigen von euch geschieht.«

Plötzlich sahen alle in der Klasse auf Judy Nelson. Aber Judy saß gelassen an ihrem Platz, völlig unbeeindruckt von der Bitte des Monsignore.

Am hinteren Ende des Zimmers kämpfte Marilyn Crane gegen den Ausbruch ihrer Tränen. Nur daran zu denken, sich umzubringen, war schon eine Todsünde! Aber wenn es eine Sünde war, hätte der Priester sie doch nicht dazu aufgefordert, oder doch?

Dann sah Marilyn, daß der Monsignore ihnen eine Gelegenheit geboten hatte: Wenn sie ehrlich war, mußte sie zugeben, daß auch sie manchmal daran gedacht, sich aber immer wieder beherrscht hatte. Jetzt hatte sie die Gelegenheit, es einmal richtig zu durchdenken, bei klarem Bewußtsein zu durchdenken. Im stillen segnete sie den Priester für die Aufgabe und machte sich an die Arbeit.

Penny Anderson war unfähig, einen klaren Gedanken zu fassen. Reglos saß sie in der ersten Reihe und sah den Monsignore an. Wie konnte er? Karen war tot, und Janet im Krankenhaus, wie konnte er sie da um so etwas bitten?

Ihr Kopf dröhnte immer noch von der letzten Nacht, und sie hatte das Gefühl, seit mindestens einer Woche nicht mehr

geschlafen zu haben. Sie gab sich Mühe, Konzentration zu finden. Aber sie konnte nur dasitzen und Monsignore Vernon anstarren.

Da bemerkte sie, daß er sie zu sich winkte. Sie leistete seiner Aufforderung Folge.

»Stimmt etwas nicht?« fragte der Priester, als sie nahe genug am Pult stand.

»Ich - ich glaube, ich kann mich nicht konzentrieren«, stammelte Penny.

Der Priester lächelte sie an. »Vielleicht arbeitest du besser im Ruheraum«, sagte er. »Vielleicht fällt es dir leichter, wenn du alleine bist.«

*Aber ich will nicht alleine sein*, sagte Penny im Geiste. *Ich möchte mit jemandem reden. Ich möchte mit Mr. Balsam reden*. Laut sagte sie: »Ich will es versuchen.« Sie wiederholte: »Wirklich, ich will es versuchen!« Sie packte ihre Sachen zusammen und eilte aus dem Zimmer.

Auf dem Weg ins Erdgeschoß, wo der Ruheraum lag, hoffte sie, daß sie dort jemanden treffen würde. Es war ihr egal wer, es konnte jeder sein, wenn sie nur ein Weilchen mit jemandem reden konnte, der sie ablenken konnte von den Ereignissen der letzten Nacht, von allem. Aber der Ruheraum war leer, und als Penny die Tür hinter sich zugemacht hatte, ging es ihr noch schlechter als vorher.

Entschlossen legte sie ihre Sachen auf einen der Tische und nahm Bleistift und Papier zur Hand. In die Ecke links oben schrieb sie ordentlich ihren Namen, und in Blockbuchstaben den Titel ihres Aufsatzes.

*Weshalb sollte ich mich umbringen?* darunter schrieb sie noch etwas:

*Weshalb sollte ich das nicht?*

Lange Zeit stierte Penny auf das Blatt Papier, und nach einiger Zeit verwischte das Blatt in ihren Visionen. Sie begann, andere Bilder zu sehen. Sie sah Jim Mulvey, wie sein

Brustkorb im Schein des Feuers glänzte und sein Blick sie aufforderte. Sie sah sich selbst kniend vor ihm und an seinen Jeans herumzerren.

Dann verschwand die Vision, und Penny sah Karen Morton. Sie hatte ein weißes Kleid an - es war ihr Konfirmationskleid -, und sie ging Penny entgegen. Aber etwas stimmte nicht. Penny sah genauer hin. Jetzt wußte sie, was nicht stimmte - Karen kam ihr aus dem Grab entgegen! Aber Karen war glücklich; sie lächelte und winkte Penny zu. Wie konnte sie glücklich sein? Sie war doch tot. Tot! Tot! Penny wiederholte das Wort immerzu. Tot. Tot! Tot! Tot -tot - tot - tot - tot! Plötzlich hatte das Wort gar keine Bedeutung mehr für sie. Es war nur noch ein Klang ohne die geringste Bedeutung. Karen war nicht tottot. Nein. Karen war glücklich. Sie trug ihr Konfirmationskleid, und sie war glücklich. Penny wollte bei ihr sein...

Plötzlich saß Penny aufrecht da und schaute sich um. Wo war sie? Im Ruheraum, selbstverständlich. Sie war im Ruheraum und sollte einen Aufsatz schreiben. Was war geschehen?

Sie sah auf die Uhr: ein paar Minuten nach vier Uhr. Sie mußte kaputt sein. Aber der Sekundenzeiger kreiste beständig.

Sie ließ ihre Sachen im Ruheraum zurück und ging die Treppen zum Hauptgang hinauf. Die Uhr hier zeigte die gleiche Zeit. Sieben Minuten nach vier.

Das war unmöglich. Sie war doch erst ein paar Minuten da unten gewesen. Sie blieb stehen und lauschte. Es war still. Zu still. Nicht die betriebsame Stille eines Gebäudes, in dem Schüler anwesend sind, sondern die unerträgliche, verlassene Stille, die sich an Spätnachmittagen und Wochenenden über eine Schule legt.

Irgendwie war Penny das meiste vom Tag entgangen. Erschüttert stieß sie schnell die Tür zur Mädchentoilette auf. Beim Händewaschen sah sie in den Spiegel. Was sie sah,



erschreckte sie.

Ihr ganzes Gesicht schien geschwollen zu sein. Ihre Augen waren herausgetreten.

Sie starrte auf ihr Spiegelbild und bekam ein übles Gefühl im Magen. Plötzlich, als ob sie die Erscheinung auslöschen wollte, hob sie ihre Faust und schlug sie in den Spiegel. Er zerbrach, zackige Glasscherben fielen vor ihren Füßen auf den Boden. Geschockt sah sie sich das Durcheinander um sie herum an, sah sie auf die Schnittwunde, aus der langsam das Blut auf ihr Bein sickerte. Und da ging ihr ein Licht auf.

Die Strafe.

Es war wegen der Strafe.

*Du wirst erfahren, was deine Strafe ist.* Das hatte er gesagt.  
*Wenn es soweit ist, wirst du wissen, was du zu tun hast.*

Penny Anderson wußte, was sie zu tun hatte.

Sie bückte sich und hob die schärfste Scherbe auf. Dann ging sie in die Kabine, aus der sie gerade gekommen war, zurück und verriegelte sorgsam die Tür. Sie zog ihre Schuhe und die Strumpfhosen aus. Sie setzte sich auf den Spülkasten der Toilette und setzte beide Füße in die Kloschüssel.

Sie nahm das Bruchstück des Spiegels und beugte sich herunter.

Erst floß das Blut nur langsam, dann schneller. Es strömte an ihren Fußgelenken hinab in die Kloschüssel. Sie stierte in das rote Wasser, dann spülte sie. Gleich darauf war die Schüssel mit frischem Wasser gefüllt, aber auch das wurde recht bald wieder rot.

Von oben bis unten schlitzte sich Penny mit der Glasscherbe, sie zerfleischte ihre Beine derart, daß das Blut wie in Strömen floß. Dann ließ sie das Glas zu Boden fallen.

Sie sah zu, wie das Blut in die Kloschüssel floß, und als alles rot war, spülte sie erneut. Sie konnte zusehen, wie ihr Leben in die Kanalisation gestrudelt wurde, und schaute sich an, wie das saubere Wasser in die Kloschüssel perlte und sich von neuem

mit ihrem Blut vermischte.

Als sie die Spülung ein fünftes Mal betätigen wollte, war sie bereits zu schwach dazu. Statt dessen saß sie da, stützte ihr Gewicht mit einer Hand ab und sah zu, wie die rote Flüssigkeit in der Schüssel mehr wurde. Sie bildete sich ein, Musik zu hören, irgendwo im Hintergrund. Es klang wie die Gesänge der Nonnen zur Vesper, aber sie wußte, daß es dafür noch zu früh war. Oder war es schon soweit? Es wurde anscheinend schon dunkel. Sie rutschte von der Toilette auf den Fußboden und überließ sich der Dunkelheit. Sie glaubte einen Tunnel zu sehen. An seinem Ende wartete Karen Morton auf sie, sie hatte immer noch das Konfirmationskleid an und winkte ihr zu. Und im Hintergrund gingen die Gesänge weiter und schickten Penny auf die Reise.

In dem Zimmer neben Zimmer 16 - es war eigentlich gar kein Zimmer, eher eine etwas größere Abstellkammer, die in ein provisorisches Labor umgewandelt war - arbeitete Marilyn geduldig mit der weißen Ratte. Sie baute einen besonders kniffligen Irrgarten auf, mit zwei Lösungswegen - der eine war etwas kürzer, aber komplizierter, der andere war länger, dafür viel leichter. Sie versuchte herauszufinden, ob die Ratte beide Wege entdecken und erkunden würde, um sich dann für einen zu entscheiden. Bis jetzt ließen die Ergebnisse keinen Schluß zu. Die Ratte hatte ihren Weg durch den Irrgarten geschafft, schien aber für beide Wege gleich lang zu brauchen und hatte bis dahin keine Präferenz gezeigt.

Marilyn war an diesem Nachmittag freiwillig im Labor erschienen. Seit zwei Tagen hatte sie Gefallen an der Arbeit mit den Ratten gefunden. Doch jedesmal, wenn sie bei ihnen war, tauchte das Bild der ausgeweideten Kreatur vor ihr auf, und sie mußte sich überwinden, die lebenden Tiere in die Hand zu nehmen. Zimmerlich griff sie nach der zappelnden Kreatur.

Ich sollte nach Hause gehen, dachte sie sich. Warum bin ich noch geblieben? Aber sie wußte, warum sie geblieben war. Es

war der Aufsatz heute morgen für Monsignore Vernon. Ihre Niederschrift hatte ihr angst gemacht, und sie befürchtete, daß man ihr die Angst ablesen konnte. Sie wollte nicht, daß ihre Mutter sie danach fragte, was an diesem Tag losgewesen sei, darum hatte sie beschlossen, so lange in der Schule zu bleiben, bis sie etwas ruhiger war. Es hatte ihr auch nicht geholfen.

Gerade als sie die Ratte wieder an den Start des Labyrinthes setzen wollte, bemerkte sie es. Warm. Naß. Sofort begriff sie, was geschehen war. Marilyn schrie vor Ekel auf und ließ die Ratte fallen. Sie flog weit neben dem Irrgarten auf den Boden und huschte in eine Ecke davon. Von dort aus schaute sie neugierig zu Marilyn herüber. Aber Marilyn starrte auf die gelbe Flüssigkeit, die ihr über die Hand und auf den Fußboden tropfte. Die Ratte hatte - hatte sie *angepinkelt*!

Zu Tode erschrocken, rannte sie hinaus auf den Gang zur Mädchentoilette.

Schon als sie die Tür öffnete, merkte sie, daß etwas nicht in Ordnung war. Überall am Boden Glas. Sie ignorierte es einfach und ging auf Zehenspitzen vorsichtig darum herum an das andere Waschbecken.

Dann sah sie das Blut. Erst dachte sie, es wäre nur ein Tropfen, dann aber sah sie, daß es eine ganze Blutlache war, die langsam auf den Abfluß in der Mitte am Boden zufließ.

Beinahe gegen ihren Willen folgte ihr Blick der Blutspur bis zu ihrem Ursprung. Es kam aus einer verschlossenen Kabine.

»Ist jemand da?« fragte Marilyn leise, sie wußte, daß sie keine Antwort bekommen würde. Die Stille ließ ihre Angst eher noch größer werden. Sie drückte gegen die Tür. Sie ließ sich nicht bewegen.

Sie kniete sich hin, achtete aber sorgfältig auf die Scherben und das Blut und schaute unter der Tür durch.

Penny Andersen starrte sie mit weit geöffneten Augen und leerem Blick an. Marilyn spürte, wie ihr übel wurde.

Mit seltsamer Ruhe bewegte sie sich zur hintersten Kabine,

beugte sich hinunter und übergab sich in die Toilette. Erleichtert fragte sie sich, weshalb sie sich so benahm, und wartete, daß die Übelkeit wieder verging. Sie spülte sich den Mund aus und ging aus der Mädchentoilette hinaus.

Die frische Luft weckte sie wie ein Eimer Wasser, und ihr war klar, was geschehen war. Penny hatte sich umgebracht. Aber warum blieb sie so ruhig? Warum schrie sie nicht. Warum lief sie nicht los und rief Hilfe herbei? Vielleicht war Penny noch am Leben. Vielleicht, wenn sie etwas unternähme, könnte sie Penny retten.

Aber dann wurde ihr bewußt, daß Penny das nicht wünschte. Penny wollte, daß sie die Ruhe bewahrte und den Hügel hinabging. Und sie alleine ließ.

Marilyn ging die Treppe hinunter und verließ die Schule. Plötzlich schien sie alles einzuengen, und sie merkte, wie sich in ihr ein Druck aufstaute, der Druck, gegen den sie *so* lange angekämpft hatte - der Druck, immer das zu tun, was *man* tun sollte, anstatt einmal das zu tun, was *sie* wollte. Jetzt wollte sie einmal das tun, wozu *sie* Lust hatte. Sie wollte auf die Stimmen hören. Sie würde niemandem erzählen, was sie in der Toilette gesehen hatte. Sie ging am Pfarrhaus vorbei und blickte hinüber. Dann blieb sie stehen und sah etwas genauer hin. Aus dem Kamin kam Rauch. Es kam ihr komisch vor, die Nachmittage waren doch noch warm. Die Abende waren bereits kühl, aber um diese Zeit?

Dann hörte sie die Gesänge. Erst dachte sie, sie kämen vom Kloster. Dann merkte sie, daß dem nicht so war. Sie kamen aus dem Pfarrhaus.

Und sie teilten ihr dasselbe mit wie die Stimmen in ihrem Inneren. Sie lauschte einen Augenblick lang, dann lief sie den Hügel hinunter.

Margo sah Peter über den Tisch hinweg argwöhnisch an. Sie wollte ihn einmal beobachten, wenn er keinen Schutzwall um sich herum hatte. Sah er angespannt aus, oder bildete sie sich das nur ein? Er war ganz auf sein Essen konzentriert und achtete nicht auf ihren forschenden Blick.

»Ich werde heute nicht über Nacht hierbleiben«, sagte Margo. Sie brach damit das Schweigen, das am Tisch herrschte, seit sie sich zum Abendessen gesetzt hatten. Peter sah von seinem Steak auf.

»Frag mich nicht nach dem Grund«, fuhr sie fort, indem sie seine Fragen vorwegnahm. »*Ich* könnte ihn dir nicht nennen. Ich habe einfach das Gefühl, daß ich heute noch im Krankenhaus gebraucht werde.«

»Es ist die ganze Atmosphäre, die hier seit kurzem herrscht«, sagte Peter und legte seine Gabel hin. »Mir ging es den ganzen Tag schon so. Seit ich mit Janet Conally sprach.«

»Darfst du mir den Inhalt eurer Unterhaltung verraten, oder ist der vertraulich?« wollte Margo wissen. Sie hatte bereits über Dr. Shields von Peters Besuch bei Janet erfahren, aber sie wollte es noch einmal hören, von Peter. Aus erster Hand. Sollte sich seine Geschichte sehr von der unterscheiden, die Dr. Shields ihr erzählt hatte, würde es ihr leichter fallen, sich ein Bild zu machen.

Peter sah sie verzerrt an. »Da gibt es kein Geheimnis«, sagte er, »im Gegenteil, ich hätte gern deine Meinung darüber gehört. Über den ganzen Tag, nicht nur über den Besuch bei Janet.« Er ließ seine Gedanken kreisen, überlegte, wo er anfangen sollte.

»Kurz vor meiner Psycho-Stunde fand ich in meinem Fach eine Nachricht. Sie stammte vom Monsignore und bedeutete mir, sofort ins Krankenhaus zu gehen, weil Janet mit mir sprechen wolle. Er sagte, er werde meine Stunde übernehmen, und ich solle mich sofort nach Erhalt der Nachricht auf den

Weg machen. Ich schaute noch in seinem Büro vorbei, um ihn nach weiteren Einzelheiten zu fragen, aber er war nicht da. Also ging ich los...«

Kurz nach elf betrat er das Krankenhaus und erkundigte sich nach der Zimmernummer von Janet. Die Schwester sah ihn leicht verärgert an, und als er sich ihr vorstellte, wurde diese Verärgerung noch deutlicher.

»Nun, Sie haben sich ja reichlich Zeit gelassen.« Sie schien keine Antwort zu erwarten, deshalb folgte Peter ihr wortlos durch den Flur. Er fühlte sich erleichtert, als sie an dem Zimmer vorbeingingen, in dem Judy gelegen hatte, und das Nachbarzimmer betraten. Janet lag aufrecht in den Kissen und schaute fern. Gleich als sie ihn sah, schaltete sie den Fernsehapparat aus.

»Sie haben sich ja reichlich Zeit gelassen«, wiederholte Janet die Worte der Krankenschwester. »Ich dachte schon, Sie kämen überhaupt nicht mehr.«

Peter ließ sich auf den Stuhl am Fußende ihres Bettes nieder und sah sie voller Verwirrung an. »Die Schwester hat das gleiche gesagt, daß ich mir ›ja reichlich Zeit gelassen habe‹. Ich bin gleich, nachdem ich die Nachricht erhalten habe, gegangen.«

»Dann muß es an der Schule liegen«, beschwerte sich Janet. »Ich habe heute früh um halb acht angerufen und mit dem Monsignore gesprochen. Er hat mir versprochen, Sie sofort nach Ihrem Eintreffen zu benachrichtigen.« Sie lächelte verschmitzt. »Ich habe ihm eine hübsche Komödie vorgespielt, Mr. Balsam. Ich habe so getan, als würde ich im Sterben liegen und daß mir schreckliche Dinge zustoßen würden, wenn Sie nicht schlagartig hier erschienen. Aber schätzungsweise hat er mir das nicht geglaubt.«

Wahrscheinlicher ist, daß er sich gar nicht darauf einlassen wollte, dachte sich Peter. Er sah Janet prüfend an, er bemühte sich, ihrem Gesicht abzulesen, ob es ihr so gut ging, wie es

dem Anschein entsprach.

In der vergangenen Nacht hatte dieses Mädchen sich zu erhängen versucht. Heute schien sie so wie immer - fröhlich, herzlich und offensichtlich ohne Probleme. Oder waren die Probleme zu gut getarnt und entzogen sich seinem Blick?

»Ich sehe zu gut aus, nicht wahr?« sagte Janet. Ihr Wahrnehmungsvermögen verunsicherte ihn und machte ihn vorsichtig.

»Ich habe keine Ahnung«, sagte er ausweichend. »Wie fühlst du dich?«

»Nicht anders als sonst«, sagte sie. Als sie merkte, wie doppeldeutig ihre Antwort aufzufassen war, präzierte sie: »Das heißt, gut. Mir geht es jetzt gut, und mir ging es gestern gut.«

»Weshalb bist du dann hier?« fragte Peter und versuchte, sich dem Thema auf Umwegen zu nähern. Janet schnitt es mit ihrer ehrlichen Art direkt an.

»Weil ich mich aufgehängt habe. Oder es versucht habe. Den ganzen Morgen bin ich schon am Überlegen, ob ein Versuch überhaupt zählt. Ich meine, wo ich doch nicht tot bin oder so was ähnliches, muß ich da sagen, ›ich habe mich aufgehängt‹, oder ›ich habe *versucht*, mich aufzuhängen?«

Peter kaute auf seinen Lippen herum, plötzlich war er nervös geworden. Sie schien etwas zu verbergen. Sie *mußte* etwas verbergen. Aber was? Er entschied sich wie sie zu einer Vorwärtstaktik.

»Janet«, sagte er düster, »das ist nicht zum Spaß. Du hast dich in der vergangenen Nacht aufgehängt - oder - falls du um jeden Preis korrekt sein möchtest, ›du hast dich hingehängt. Wäre dein Vater nicht so schnell zur Stelle gewesen, wärest du jetzt unter den Toten. So wie die Dinge liegen, kannst du von Glück sagen, daß du keinen Gehirnschaden erlitten hast.« Das Grinsen in Janets Gesicht verschwand, und sie wand sich im Bett herum. Als sie zu sprechen begann, war ihr der leichte Tonfall vergangen.

»Ich weiß, daß es nicht zum Spaß ist«, sagte sie. »Aber augenblicklich ist es für mich die einzige Möglichkeit, damit fertig zu werden. Ich mache keine Witze, aber ich glaube, ich drehe allmählich durch. Wahrscheinlich bin ich sowieso schon verrückt.«

Balsam zog die Augenbrauen zusammen, und sie wertete den Ausdruck als Frage.

»Darum habe ich Sie gerufen. Vermutlich sollte ich mit Dr. Shields reden, aber ich kann es einfach nicht. Er ist ja nett, aber ich kenne ihn nicht, und er kennt mich nicht. Sie haben mich in diesem Semester jeden Tag gesehen...«

»Das gerade erst angefangen hat«, warf Peter dazwischen.

»Gut, auch wenn es gerade erst angefangen hat, aber Sie haben mich doch täglich gesehen, und Sie wissen, wie ich bin. Jedenfalls kennen Sie mich besser als Dr. Shields. Er hält mich bestimmt für eine Idiotin. Ich meine, was soll er sonst von mir halten? Jemand, der so etwas tut wie ich, der muß verrückt sein.«

Peter wollte das Spiel spielen. »Nach deinen eigenen Worten bist du also verrückt.«

Einen Augenblick lang starrte sie ihn an, dann nickte sie.

»Ich weiß. Deshalb habe ich Sie gerufen. Entscheiden Sie, ob ich verrückt bin.«

»Ich bin dafür nicht qualifiziert«, protestierte Peter.

»Das ist mir egal«, sagte Janet, »Sie sind der einzige, mit dem ich reden will. Ich habe niemanden, dem ich mich sonst anvertrauen könnte. Können Sie das verstehen? Dr. Shields muß denken, daß ich verrückt bin, warum sollte er das auch nicht? Und jeder andere auch - Sie wissen ja, wie es hier so ist. Besonders in der Schule. Dort sagen sie mir ständig, daß ich ein Sünder bin und erlegen mir Strafen auf. Aber ich bin *kein* Sünder.«

Peter rückte seinen Stuhl näher an das Bett heran und nahm Janets Hand. »Gut«, sagte er schließlich, »was ist geschehen?«



»Erstens habe ich nicht versucht, mich umzubringen.«

»Nein?«

»Nein. Das heißt, ja, ich hab's versucht, aber nicht echt.« Ihr Gesicht verzerrte sich vor Frustration. »Entschuldigen Sie«, fuhr sie fort, sie bemühte sich um Entspannung, »ich weiß, daß das alles keinen Sinn ergibt. Aber hören Sie mich erst an, und urteilen Sie dann, was geschehen ist. Ich hab's versucht, aber ich schaffe das nicht, und ich habe Angst. Bitte, helfen Sie mir?« Zum ersten Mal, seit Balsam hergekommen war, erlebte Peter Balsam das kleine Kind in der Persönlichkeit von Janet Conally. Er wollte sie halten und trösten. »Ich werde dir zuhören«, sagte er sanft, »erzähl mir, was sich zugetragen hat.«

»Ich sag' Ihnen doch«, sagte Janet, »ich weiß nicht, was geschehen ist. Wo soll ich anfangen?« Ohne eine Antwort abzuwarten, redete sie weiter. »Alles war in Ordnung gestern, jedenfalls so gut es eben ging, wegen Karen und dem Drumherum.

Ich weiß gar nicht, wie ich in die Ereignisse in der Kirche verwickelt wurde. Nein, ich kann mich kaum daran erinnern. Wir müssen wie eine Bande von Holy Rollers geklungen haben. Egal, als es vorbei war, bin ich mit meinen Eltern nach Hause gegangen, und wir haben eine Zeitlang ferngesehen. Dann bin ich nach oben gegangen, um meine Hausaufgaben zu machen.« Sie hörte zu sprechen auf. Peter wartete geduldig auf das Ende der Geschichte. Schließlich drängte er sie.

»Und?«

Sie sah ihn matt an. »Und dann ist es passiert. Ich habe gelernt, und urplötzlich verspürte ich diesen verrückten Drang dazu, mich zu erhängen. Erst redete ich mir ein, daß es albern sei, daß es um nichts in der Welt einen Grund gab, warum ich mich umbringen sollte. Aber ich hatte immer noch das Verlangen danach. Eine Stunde lang saß ich wohl da und focht mit mir. Aber der Drang verschwand nicht.«

»Aber warum? Es muß doch einen Grund geben, warum du

dich umbringen wolltest.«

»Deswegen glaube ich ja, daß ich verrückt sein muß. Es gab keinen Grund. Nur diesen unglaublichen Drang, mich aufzuhängen. Und dann habe ich es getan.«

Balsam nickte bedeutend. »Das klingt irgendwie seltsam, aber kannst du dich daran erinnern, wie es war?«

»Es hatte mit gar nichts Ähnlichkeit. Ich meine einfach, da war ich, ich holte mir einen Stuhl, stellte ihn unter die Lampe in meinem Zimmer, nahm mir ein Verlängerungskabel und band es mir um den Hals. Und die ganze Zeit über fragte ich mich, wieso ich das tat, und versuchte, mich zurückzuhalten. Aber es gelang mir nicht.«

»Es muß schrecklich gewesen sein.«

»Das habe ich auch gedacht. Aber das war es ganz und gar nicht. Da war ständig dieses seltsame Gefühl, daß ich außerstande war, mich zu kontrollieren. Wie eine Marionette. Es war, als ob jemand die Fäden zieht, und ich mußte tun, was man von mir verlangte.« Ihre Stimme bekam mit einem Mal einen verbitterten Unterton. »So stand ich da oben auf dem Stuhl, zog die Schlinge um meinen Hals und stieß den Stuhl weg.« Bei der Erinnerung daran wurde ihr Gesicht blutleer. »Was wäre denn, wenn niemand zu Hause gewesen wäre? Wenn Mama und Papa ausgewesen wären?« Janet Conally schauderte und verstummte.

Peter drehte und wendete im Geiste die Geschichte. Es klang grotesk, und wenn nicht Janet Conally ihm so etwas erzählt hätte, wäre er geneigt gewesen, es nicht zu glauben. Aber bei Janet war das anders. So wie sie sich selbst einschätzte, schätzte auch Balsam sie ein, und die Geschichte trug den Ring der Wahrheit, oder was Janet für die Wahrheit hielt. Dann unterbrach ihre Stimme seine Gedanken.

»Mr. Balsam«, sagte sie beinahe flehend, »bin ich verrückt?«

»Hast du das Gefühl?« entgegnete er.

»Nein.«

»Du siehst auch nicht verrückt aus, und du klingst auch nicht verrückt. Klar, die Geschichte klingt verrückt, aber du nicht.« Etwas lockerer fuhr er fort: »Da du dich nicht fühlst wie eine Ente, nicht aussiehst wie eine Ente oder klingst wie eine Ente, dürfen wir also annehmen, daß du wahrscheinlich keine Ente bist.«

»Wahrscheinlich«, sagte sie und wiederholte das wertende Wort noch einmal.

Peter Balsam zuckte die Schultern. »Würdest du mir glauben, wenn ich ›absolut‹ sagen würde?« Er freute sich, als sie wieder lächelte.

»Nein. Und ›wahrscheinlich‹ ist sogar noch mehr, als man nach meinem Verhalten erwarten könnte.« Sie schwieg, dann sagte sie: »Mr. Balsam, was soll ich tun?« Wieder war dieser kläglich kindliche Eindruck in ihrer Stimme.

Balsam hatte die Frage erwartet. Aber als sie kam, hatte er keine Antwort parat. So konnte er ihr nur ein bißchen Mut machen.

»Mach dir mal keine Sorgen«, sagte er, »entspann dich und hör auf, dir Gedanken zu machen. Ich werde mit Dr. Shields reden und zusehen, ob ich ihn davon überzeugen kann, daß du noch nicht ganz reif für die Klapsmühle bist.« Und noch über ein paar andere Dinge werde ich mit ihm sprechen, fügte er im stillen hinzu. Ein letztes Mal drückte er Janets Hand und stand auf. »Brauchst du irgendwas?«

Janet schüttelte den Kopf. Sie setzte zu sprechen an, hielt inne, und setzte erneut an. »Mr. Balsam? Vielen Dank, daß Sie gekommen sind. Es geht mir schon besser; allein weil ich mit jemandem darüber sprechen kann.«

»Es gibt viele Leute, mit denen du darüber reden kannst«, sagte er.

Janet lächelte schwach: »Das glaube ich, aber nicht hier.« Um einer Antwort vorzubeugen, schaltete sie wieder das Fernsehgerät an. Peter Balsam stand noch ein, zwei Sekunden

in der Tür, drehte sich um und verließ das Zimmer. Er ging zum Schwesternzimmer und wartete darauf, daß die Krankenschwester ihre Arbeit an einem Krankenbett beendete. Schließlich sah sie auf und setzte ein geübtes Lächeln auf.

»Können Sie mir bitte sagen, wo das Büro von Dr. Shields ist?«

»Ich glaube, ich zeige es Ihnen besser.« Sie stand auf und führte ihn durch den Gang. »Sie sind doch der Psychologielehrer, nicht?« fragte sie in einem vorsichtigen neutralen Tonfall, und Peter fragte sich, ob die Äußerung als Angriff gedacht war.

»Ja.«

»Und diese Mädchen - die sind doch in Ihrer Klasse, oder?«

»Ich muß gestehen, ja.«

Die Krankenschwester lächelte hintergründig. »Das muß ja ein feiner Unterricht sein«, äußerte sie. Und bevor Peter antworten konnte, wies sie auf eine Tür. »Das Büro von Dr. Shields liegt genau dahinter.« Und weg war sie. Peter sah ihr nach, bis sie um die Ecke gegangen war. Dann ging er in das Vorzimmer, das sie ihm angewiesen hatte, und klopfte an der nächsten Tür, halb hoffte er, Margo würde herauskommen. Statt dessen öffnete Dr. Shields persönlich die Tür. »Entschuldigen Sie«, sagte Peter. »Ich weiß nicht, ob Sie sich noch an mich erinnern. Mein Name ist...«

»Peter Balsam«, sagte Dr. Shields und machte die Tür weit auf. »Ich habe Sie schon erwartet.« Er hielt die Tür so lange, bis Peter eingetreten war, dann machte er sie fest zu. Anstatt hinter seinem Schreibtisch Platz zu nehmen, setzte er sich in einen der Lehnstühle, die um einen kleinen Tisch herumstanden, und bot Peter den anderen an.

»Sie haben mich erwartet?« fragte Balsam.

»Janet Conally. Seit ihrer Einlieferung spricht sie davon, daß Sie der einzige wären, mit dem sie reden wolle. Ich hielt es für einen Akt von - wie soll ich sagen - standesgemäßer

Höflichkeit? daß Sie noch bei mir reinschauen, nachdem Sie mit ihr gesprochen haben.«

»Auch ich habe ein paar persönliche Fragen.«

»Ich werde sehen, was ich für Sie tun kann«, sagte Dr. Shields und beobachtete hinter einem Lächeln Balsam.

Balsam berichtete von dem Gespräch, das er mit Janet Conally geführt hatte. Dr. Shields widmete dabei seine ganze Aufmerksamkeit auf das, was das Mädchen gesagt hatte. Als Balsam die Geschichte zu Ende erzählt hatte, war die erste Frage von Dr. Shields: »Wird sie mir die gleiche Geschichte erzählen?«

Balsam nickte. »Ich sagte ihr, daß ich Sie überzeugen wolle, daß sie nicht verrückt ist.«

»Sie glauben nicht, daß sie es ist?«

»Auf keinen Fall.«

»Was ist mit ihrer Geschichte? Glauben Sie sie?«

»Ich weiß nicht«, erwiderte Balsam vorsichtig. »Ich denke schon. Das ist es auch, worüber ich mit Ihnen sprechen wollte. Die Kontroll-Affäre. Es klang, als ob sie sich für das Opfer von einer Art Geisteskontrolle hält.« Peters Miene wurde ernst, und seine Stimme bekam einen dringlichen Unterton. »Ist das möglich? Angenommen, einfach angenommen, daß eine Gruppe von Leuten versucht, ihren Willen anderen aufzuzwingen, ohne daß die anderen erfahren, was da vor sich geht. Wäre das möglich?«

Warum spricht er es nicht aus, fragte sich Dr. Shields. Warum sagte er nicht, daß er an die Gemeinschaft des St. Peter Martyr denkt? Laut sagte er: »Wer weiß? Ich glaube, daß alles möglich ist. Aber ich würde sagen, daß es äußerst unwahrscheinlich ist. Ich glaube nicht, daß etwas Derartiges geschieht.«

»Aber irgend etwas geht da vor«, stellte Balsam fest.

»Natürlich«, stimmte Dr. Shields ihm zu. »Beantworten Sie mir diese Frage: Sind sie alle Freunde? Judy Nelson? Karen

Morton? Janet Conally?»

»Gute Freunde. Und da ist noch eine in der Gruppe. Ein Mädchen mit dem Namen Penny Anderson.«

»Nun, dann ist es ja herrlich offensichtlich, was da vor sich geht«, sagte Dr. Shields. »Man nennt das den Selbstmordbazillus.«

Peter Balsam hatte diesen Ausdruck schon einmal gehört, war sich aber nicht sicher, was er bedeutete. »Ein was?«

»Selbstmordbazillus. Mit anderen Worten, der Drang zur Selbstzerstörung wandert von einer Person zur nächsten. An sich nichts Ungewöhnliches, aber das geschieht in den meisten Fällen in institutionellen Einrichtungen. Sprich ›Krankenhaus‹. Und es ist meistens auf Mädchen im Teenageralter beschränkt... Sogar für sie gibt es ein Fachwort - ›Zerfleischer‹. An manchen Orten ist das so schlimm geworden, daß man ganze Mädchenstationen zur Einschränkung der Bewegungsfreiheit einrichten mußte, um die Mädchen davon abzuhalten, sich zu verstümmeln.«

Überrascht sperrte Balsam die Augen auf. »Aber was ist der Grund dafür?«

»Hysterie«, erklärte Dr. Shields. »Soweit ich das beurteilen kann, obwohl es nur in Krankenhäusern geschieht, und die Opfer meist sehr instabile Charaktere sind.« Er überlegte einen Moment. »Aber was sich in St. Francis Xavier abspielt, klingt für mich nach Selbstmordbazillus.«

»Aber könnte da nicht etwas anderes dahinterstecken?« Peter Balsam hatte das Gefühl, sich im Kreis zu drehen. »Sie sagten, daß man sie die ›Zerfleischer‹ nennt. Das trifft ganz sicher auf Judy Nelson und Karen Morton zu. Aber was ist mit Janet? Sie hat sich ja nicht verstümmelt.«

Dr. Shields zuckte vielsagend die Schultern. »Ich weiß es nicht. Bis heute habe ich die Möglichkeit eines Selbstmordbazillus noch nicht einmal erwogen. Jetzt muß ich das. Aber Geisteskontrolle? Daran glaube ich nicht.«

Als Peter Balsam die Praxis des Psychiaters ein paar Minuten später verließ, fühlte er sich noch mehr alleine als je zuvor. Allein und voller Furcht...

»Die ganze Sache klingt zu bizarr, als daß man sie glauben könnte«, sagte Margo.

»Sie ist zu bizarr«, sagte Peter, »aber sie geschehen.«

Margo verstummte und sann nach. Dr. Shields hatte ihr Peters Geschichte bereits erzählt. Aber Dr. Shields war noch weiter gegangen, und Margo fand es an der Zeit, Peter davon zu berichten.

»Du solltest mit Dr. Shields über die Gemeinschaft sprechen«, sagte sie, »zumal er bereits darüber Bescheid weiß.«

»Er weiß davon? Wie ist das möglich?«

Plötzlich fühlte sich Margo schuldig, als ob sie ein Ehrenwort gebrochen hätte. Aber sie hatte nicht mit dem Psychiater gesprochen, um Peter zu hintergehen; sie wollte sich nur ein wenig Klarheit verschaffen.

»Ich habe in letzter Zeit viel mit ihm gesprochen, über dich - über uns.«

»Und über die Gemeinschaft?« Es klang beinahe wie eine Anklage.

»Natürlich auch über die Gemeinschaft. Peter, die Gemeinschaft ist doch eine ziemlich bedeutende Angelegenheit zwischen uns.«

»Wieviel hast du ihm gesagt?« Peter war in einer unangenehmen Lage, als ob ein Stück seines Privatlebens der öffentlichen Neugier preisgegeben worden wäre.

»Nicht viel«, beeilte sich Margo, ihn zu beruhigen. »So wenig wie möglich, ehrlich.« Sie lächelte Peter angestrengt an. »Ich glaube, ich wollte nur nicht, daß er uns beide für verrückt erklärt.«

»Glaubst du das etwa?«

»Du weißt, daß das nicht stimmt.« Da war eine Spur von

Verletztheit in Margos Stimme, und Peter tat es sofort leid. Bevor er sich aber entschuldigen konnte, klingelte das Telefon.

»Es ist für dich«, sagte Peter gleich darauf. »Dein Chef. Klingt ziemlich aufgeregt.«

Margo nahm den Hörer und begann eine einseitige Konversation. Obwohl sie nur sehr wenig sagte, wußte Peter, daß etwas nicht in Ordnung war. Ihr Gesicht wurde kreidebleich. Endlich, nach einer Ewigkeit legte sie auf und wandte sich ihm zu.

»Das kann doch nicht wahr sein...«, begann sie.

»Was ist... ?«

»Penny Anderson. Man hat sie vor einer halben Stunde gefunden. Peter, sie ist tot.«

»O Jesus«, Peter versank in seinen Sessel und verbarg sein Gesicht in seinen Händen. Dann nahm er sich zusammen und sah wieder zu Margo.

»Wie?«

»Sie hat sich die Adern aufgeschnitten. In der Schule. In der Mädchentoilette.« Margo suchte bereits ihre Sachen zusammen. »Ich muß ins Krankenhaus gehen. Leona ist da - und sie ist sehr schlecht beisammen -, und Dr. Shields sagt auch, daß noch andere Leute da sind. Alle leiden an allen möglichen seltsamen Symptomen. Hysterie ist es, wie er sagt, und sie scheint sich rundum verbreitet zu haben.«

Peter nahm sich zusammen. »Ich werde mit dir kommen.«

»Nein«, sagte Margo scharf, was sie auch sofort bereute. Dr. Shields hatte sie gewarnt. Manche Leute behaupten, das ganze Durcheinander sei Peters Schuld; egal, was sie machte, sie durfte Peter nicht mit ins Krankenhaus bringen. »Ich, äh, ich gehe lieber alleine«, stammelte Margo.

»Ich verstehe«, sagte Peter, mit einem Mal war ihm die ganze Situation klargeworden. »Ja, ich denke, ich sollte besser hierbleiben.« Er sah Margo wortlos an, und sie wollte zu ihm gehen, ihn festhalten, bei ihm bleiben. Statt dessen wandte sie



sich ab und rannte aus seiner Wohnung.

Peter wusch ab, dann versuchte er zu lesen. Als nächstes versuchte er es mit fernsehen, dann schaltete er wieder aus und widmete sich erneut seinem Buch. Schließlich ging er zu Bett. Aber bevor er das Licht ausmachte, versicherte er sich, daß die Eingangstür gut verschlossen und verriegelt war. Nachträglich hatte er noch einen Einfall, den er an sich albern fand, und doch rückte er noch einen Sessel vor die Tür. Kurz bevor er die Lichter löschte, fragte er sich, ob er die Vorkehrungen getroffen hatte, damit andere nicht herein konnten, oder um sich selbst einzuschließen. Aber er verdrängte das schnell und legte sich ins Bett.

Am nächsten Morgen erwachte er erschöpfter, als er am Abend zuvor gewesen war. Er fühlte sich ruhelos und verschwitzt, als ob er die ganze Nacht gerannt wäre. Er hatte schlimme Träume gehabt. Träume von der Gemeinschaft des St. Peter Martyr.

In diesen Träumen war er wieder im Pfarrhaus gewesen, bei den Priestern, und sie hatten allerhand mit ihm angestellt. Dinge, an die er nicht denken mochte. Er hatte sich angestrengt, sie zu verhindern, aber sie waren sechs, und er war ganz alleine, und so konnten sie alles machen, was sie wollten. Alles. Und sie machten es auch.

Er lag im Bett und dachte noch über den Traum nach, dann beschloß er, ihn zu vergessen. Er stand auf, zog sich einen Bademantel an und ging ins Wohnzimmer. Der Stuhl war von der Tür weggerückt worden. Die Tür war unverschlossen.

Peter versuchte sich einzureden, daß es nicht wahr war, daß er es selbst getan haben mußte, während einer der ruhelosen Phasen der vergangenen Nacht. Aber er konnte sich an nichts dergleichen erinnern. Nein, etwas anderes war geschehen.

Etwas Unaussprechliches.

Schnell ging er ins Badezimmer und ließ den Bademantel von seinen Schultern fallen.

Sein Rücken war übersät mit den seltsamen roten Striemen.

## 25

Marilyn Crane hatte die ganze Nacht keinen Schlaf gefunden. Sie verbarg, so gut es eben ging, ihr Gähnen und setzte sich an den Tisch. Ihr Vater sah nicht einmal von seiner Zeitung auf, aber ihre Mutter beobachtete sie kritisch. Marilyn fragte sich, was sie jetzt wieder falsch gemacht hatte.

»Hast du dich für die Schule angezogen?« fragte Geraldine.

Marilyn sah sie fragend an. War heute etwa ein Feiertag? Sie überlegte rasch. »Warum nicht?« Aus irgendeinem Grund fühlte sie sich leicht schuldig.

»Ich verstehe nicht, warum«, sagte Geraldine ein wenig zu scharf. »Du wirst nicht gehen.«

»Selbstverständlich gehe ich in die Schule«, protestierte Marilyn.

Geraldine setzte die Bratpfanne ab, die sie die ganze Zeit gehalten hatte, und sah ihrer Tochter ins Gesicht.

»Heute nicht«, sagte sie. »Nicht nach dem, was gestern passiert ist. Stell dir vor, den ganzen Nachmittag lang hat das arme Kind dagelegen. Es muß fürchterlich gewesen sein.« Sie schnalzte mit der Zunge und schüttelte mitfühlend den Kopf.

Fürchterlich für wen, fragte sich Marilyn. Bestimmt nicht für Penny Anderson. Warum regten sich alle darüber auf, was mit den Leuten geschah, wenn sie bereits tot waren. Es war nicht so, daß Penny Schmerzen erleiden mußte. Wieder erschien ihr Pennys Gesicht vor Augen. Die weit aufgerissenen Augen, die erstarrten Gesichtszüge. Penny hatte beinahe glücklich ausgesehen.

Marilyn behielt ihre Gedanken für sich. Schließlich wußte ja niemand, daß sie Penny noch gesehen hatte.

»Aber ich will in die Schule gehen.«

Ihr Vater senkte die Zeitung und sah sie fragend an.

»Ich würde meinen, daß du so weit wie möglich entfernt davon sein möchtest«, merkte er an. »Es ist aber ohnehin egal, heute ist keine Schule, auf keinen Fall in St. Francis Xavier. Ich weiß nicht, wie man es an der öffentlichen Schule hält.« Er schüttelte seine Zeitung wieder zurecht und wollte das Thema erledigt wissen, aber Marilyn gab keine Ruhe.

»Nur wegen Penny?« Die Zeitung senkte sich wieder, und am Herd erstarrte Geraldine.

»Nur wegen Penny?« wiederholte ihr Vater und legte besondere Betonung auf das erste Wort. »Marilyn, sie hat sich umgebracht.«

Zum erstenmal hatte wirklich jemand diese Worte gebraucht, jedenfalls ihr gegenüber, und sie hörte sie noch widerhallen. »*Sich umgebracht... sich umgebracht... sich umgebracht..* .« Bis dahin war es nicht so recht wahr gewesen für sie. Jetzt war es das. Penny hatte sich umgebracht. Penny war *tot*. Marilyn sah ihre Eltern an, dann verließ sie ohne ein Wort den Tisch. Gleich darauf hörten sie sie die Treppe hochtrampeln. Geraldine sah zur Decke, als ob ihr Blick Mörtel und Holz durchdringen könnte, um zu entdecken, was im Kopf des Mädchens da oben vor sich ging. Dann richtete sie ihren Blick auf ihren Mann. Sein Interesse galt nur der Zeitung.

»Bill«, sagte sie ruhig, »da stimmt etwas nicht.«

Er sah sie leicht verärgert an. »Da kommst du jetzt erst dahinter?«

Geraldine beachtete seinen sarkastischen Tonfall nicht. »Ich spreche nicht über Karen und Penny«, hob sie an.

»Und Janet Conally und das Nelson-Mädchen«, warf ihr Mann ein.

»Ich spreche von Marilyn«, sagte Geraldine.

»Mit Marilyn ist doch alles in Ordnung«, Bill hatte seine Nase schon wieder in die Zeitung gesteckt. »Es ist nur der Schmerz, der zunimmt...«

»Ich weiß nicht«, protestierte Geraldine, »ich glaube, da steckt mehr dahinter.«

»Wenn irgend etwas sie quält, wird sie es uns sagen. So wie Greta das getan hat. Warum sollte Marilyn anders sein?«

Geraldine schüttelte jetzt den Kopf, als ob sie einen feststehenden Gedanken, der an ihr nagte, loslösen könnte. »Sie sind nicht gleich. Sie sind wirklich recht verschieden. Und irgend etwas geht in Marilyn vor. Vielleicht sollte ich einmal mit dem Monsignore über sie sprechen.«

Bill Crane blätterte seine Zeitung um. »Eine gute Idee, warum machst du das nicht?«

Niemand hatte ihm gesagt, daß heute die Schule ausfiel. Er war wie immer nach St. Francis Xavier gegangen und mußte feststellen, daß alles verlassen war. Die Schwestern waren nirgends zu finden. Wenn er überhaupt in der Umgebung war, dann war Monsignore Vernon auf keinen Fall in seinem Büro. Peter fing gerade an, seine Post durchzusehen, überlegte es sich plötzlich aber anders. Was wäre, wenn eine Nachricht für ihn da wäre? Eine Nachricht vom Monsignore? Lieber erst gar nicht nachsehen.

Er lief schnell wieder den Hügel hinunter und bemerkte die eigenartige Stille, die sich über Neilsville gesenkt hatte. Wo er auch hinsah, standen die Leute in Trauben zusammen und unterhielten sich gedämpft, argwöhnisch sahen sie hin und wieder auf, als ob sie mit heimlichen Blicken in der Lage wären, einen Hauch des Bösen unter ihnen zu erheischen.

Peter spürte, wie die Blicke ihn durchdrangen. Sie sahen ihn an und stellten sich ihre Fragen. Bevor er nach Neilsville kam, war hier nicht viel passiert. Aber seit seiner Ankunft hatte sich alles zum Schlimmen gewendet. Wie lange würde es noch dauern, bis die ganze Stadt davon angesteckt war, was schon die Mädchen von St. Francis Xavier angesteckt hatte, was immer es auch sein mochte? Der einzige Hinweis war der Außenseiter, Peter Balsam. Der Fremdling. Man durfte ihm

nicht trauen.

Beim Vorbeigehen an den einzelnen Gruppen steigerte sich das Schweigen noch, und er hatte die Empfindung, daß er im Brennpunkt stand. Wenn er vorbeigegangen war, hoben die Gespräche wieder an, die Köpfe steckten sie dann noch enger zusammen, die Lippen ganz nahe an die Ohren des anderen, doch die Blicke, nur die Blicke, sie verfolgten ihn den ganzen Weg die Main Street entlang.

Kaum in seiner Wohnung angekommen, rief er Margo an.

»Peter? Bist du es?« Er hatte noch nichts gesagt, und die Angst in ihrer Stimme schmeichelte ihm. Er versuchte, seine Ängste der vergangenen Nacht zu überspielen.

»Möchtest du einen Ausflug machen? Ich habe einen freien Tag.«

»Ich habe die ganze Nacht nicht geschlafen...«, zögerte Margo.

»Wer schlief schon? Aber die Schule fällt heute aus, und ich dachte mir, ich besuche den Bischof. Ich wollte mir deinen Wagen leihen, aber warum kommst du nicht mit?«

Sie wollte absagen, ihm sagen, daß sie den ganzen Tag im Bett verbringen wollte, ließ es aber.

»Ich hole dich in zwanzig Minuten ab«, sagte sie. Dann, in einem Nachsatz: »Nimmst du das Tonband mit?«

»Ich - ich weiß nicht«, sperrte sich Peter. »Ich habe noch nicht darüber nachgedacht.«

Schweigen, dann Margos äußerst zuversichtliche Stimme.

»Du mußt ihm ja nicht erzählen, daß eine der Stimmen die deine ist«, sagte sie liebevoll und traf den Grund für sein Zögern genau. »Die einzige Stimme, die man erkennen kann, ist die des Monsignore.«

Es stimmte, was sie sagte, aber er zögerte immer noch, er wünschte, daß es eine andere Möglichkeit gäbe. Er wußte, daß es keine gab. Wie konnte er ohne das Tonband erwarten, daß ihm der Bischof Glauben schenkte? Er überlegte angestrengt.

»Ich werde auf dich warten«, sagte er. »Mit dem Tonband.«

Er legte den Hörer auf und öffnete die unterste Schublade seines Schreibtisches. Er faßte tief hinein und grapschte nach der Kassette. Seine Finger konnten sie nicht finden. Er zog die Schublade weiter heraus und suchte erneut. Als Margo zwanzig Minuten später eintraf, war er immer noch am Suchen. Alle Schubladen waren ausgeleert, und er suchte ihren Inhalt systematisch ab, obwohl er wußte, daß es zwecklos war. Sobald Margo sah, was geschehen war, wußte sie Bescheid.

»Sie ist weg, nicht wahr?«

Peter nickte stumm.

»War sie versteckt?«

Wieder nickte er. »Aber niemand hat danach gesucht. Man wußte genau, wo sie war.« Margos Gesicht verfinsterte sich: Verdächtigte er sie?

»Nur ein Mensch wußte, wo die Kassette war«, fuhr Peter fort. Er sah sie mit einer Qual an, die ihr weh tat. Woran immer er dachte, sie hatte er nicht in Verdacht.

»Wer?« Sie war nicht sicher, ob sie eine Antwort haben wollte.

»Ich«, sagte Peter verbittert. »Ich bin der einzige, der wußte, wo das Tonband lag. Also muß ich es mir selbst weggenommen haben.«

Er berichtete ihr von der vergangenen Nacht, wie er sich eingeschlossen und die Tür verkettet hatte. Auch davon, daß er einen Sessel vor die Tür gerückt hatte, um ganz sicherzugehen. Auch von seinen Träumen, dem Traum, als er im Pfarrhaus war, wieder bei der Gemeinschaft.

Heute früh war die Tür unverschlossen, endete er. »Die Kette war los, der Sessel stand wieder hier - und ich war am Ende.«

Margo sank auf dem Sofa nieder. Wie eine Welle spülte die Verzweiflung über sie hinweg.

»Dann hast du ihnen das Tonband gegeben?« sagte sie leise.

»Ist es das, was geschehen ist?«

»Was sonst?« antwortete Peter und machte mit seinen Händen eine hilflose Geste. »Das einzige, was ich gegen sie in der Hand hatte, und ich gab es ihnen sogar selbst.«

»Vielleicht auch nicht«, sagte Margo plötzlich und stand auf. »Vielleicht hast du sie irgendwo anders versteckt und vergessen, wo.«

Sie begann das Zimmer abzusuchen, zunächst systematisch, dann, während er zusah, immer rasender. So plötzlich sie damit angefangen hatte, so plötzlich hörte sie auch wieder auf. Sie sah ihn an, und zum ersten Mal sah Peter Furcht in den Tiefen ihrer Augen.

»Das ist nicht gut, oder?« sagte sie finster. »Hier werde ich sie nie finden, stimmt's?«

»Nein«, sagte Peter leise. »Ich glaube nicht.« Er ging zu ihr und nahm sie in seine Arme. Sie sträubte sich erst, ließ es dann geschehen, schlang ihre Arme um ihn und hielt ihn ganz fest.

»O Gott, Peter, werden sie dich auch kriegeln?«

Sie glaubt mir, dachte er. Wenigstens glaubt *sie* mir. Aber auf ihre Frage wußte er keine Antwort.

Pater Duncan sah zu ihm auf und lächelte.

»Mr. Balsam«, sagte er. »Was für eine freudige Überraschung.« Aber irgend etwas in seinem Gesicht verriet Peter, daß sie überhaupt nicht freudig war. Eine Überraschung, ja. Aber keine freudige. Er konnte schon sehen, wie der junge Priester einen Blick auf den Kalender auf seinem Schreibtisch warf in der Hoffnung, keinen Fehler gemacht zu haben und seinen Namen dort nicht zu finden.

»Es ist schon gut«, sagte er besänftigend. »Ich habe keinen Termin.«

Er hatte genau das Richtige gesagt. Pater Duncan entspannte sich in seinem Sessel, und sein Lächeln wurde richtig heiter.

»Nun, das macht es schon leichter. Normalerweise kommen die Leute ohne einen Termin hierher, sie wollen Ihre Eminenz

sehen, und dann behaupten sie steif und fest, daß sie bereits vor vierzehn Tagen einen Termin vereinbart haben.«

»Dann kann ich ihn also sehen?«

»Das habe ich nicht gesagt«, der Sekretär grinste. »Aufrichtigkeit sollte jedoch belohnt werden.« Er drückte eine Taste der Sprechanlage. »Mr. Balsam ist hier, wegen seines Termins um zehn Uhr«, sagte er sanft. Er zwinkerte Peter zu und schloß auch Margo in das Zwinkern ein. Erst war eine seltsame Stille in der Sprechanlage, dann knatterte die Stimme des Bischofs.

»Ich kann seinen Namen auf meinem Kalender nicht finden«, bellte er.

»Ach, wirklich?« sagte Pater Duncan sanft. »Mein Fehler, ich muß es vergessen haben. Aber wir können das ja nicht Mr. Balsam zur Last legen, oder?«

»Wem können wir es dann zur Last legen?« kam die Stimme des Bischofs zurück.

»Ihrem nächsten Termin«, sagte Pater Duncan. »Es ist Mrs. Chambers. Sie will sich mit Ihnen zusammensetzen wegen der spirituellen Führung ihrer Mädchenpfadfinder.«

»Kleine grüne Trolle«, maulte der Bischof. »Gut, führen Sie Balsam herein.«

Margo ließ sich im Sekretariat nieder, um dort zu warten. Duncan bugsierte Peter in das Innere des Büros. Der Bischof stand da und streckte ihm seine Hand entgegen.

»Schön, Sie wiederzusehen, junger Mann, wenn auch etwas unerwartet.« Er bemühte sich darum, Pater Duncan streng anzusehen, es mißlang ihm. »Haben Sie eine Vorstellung, wie lange Sie Mrs. Chambers abwimmeln können?«

»Sie wird nicht länger als zwanzig Minuten warten«, warnte der Sekretär.

»Dann können wir uns auf ein Schwätzchen von wenigstens einer Stunde einrichten, oder? Nehmen Sie Platz, Mr. Balsam, nehmen Sie Platz.« Der Bischof wartete, bis Pater Duncan



draußen war, dann wandte er sich mit freudigem Blick Balsam zu.

»Er ist großartig«, sagte er. »Er versteht es, immer die Leute hereinzulassen, die ich sehen will, und die anderen nicht. Aber bei Mrs. Chambers wird das nicht leicht werden.«

»Es tut mir leid«, entschuldigte sich Peter. »Ich hätte mir einen Termin geben lassen sollen, aber bis vor wenigen Stunden wußte ich nicht, daß ich etwas freie Zeit haben würde.«

»Natürlich hätten Sie das tun sollen, aber das macht nichts. Ich wollte ohnehin, daß Pater Duncan Sie heute anruft.« Der Glanz in seinen Augen verblaßte. »Was geht in Neilsville vor?«

»Deshalb wollte ich mit Ihnen reden.«

Peter brauchte annähernd eine halbe Stunde, um die ganze Geschichte für den Bischof zu rekonstruieren. Er versuchte, die Realitäten der Gemeinschaft des St. Peter Martyr so schmackhaft wie möglich darzustellen, aber der Bischof drängte ihn. »Raus mit der Sprache, junger Mann. Ich bin nicht prüde, auch ich bin herumgekommen.«

Peter erzählte ihm alles, woran er sich erinnern konnte. Und alles, was er und Margo aus dem Tonband zusammensetzen konnten. Der Bischof hörte schweigend zu.

»Und Sie glauben, daß die Gemeinschaft etwas mit den Selbstmorden in Neilsville zu tun hat?«

»In der Tat.«

»Das klingt sehr an den Haaren herbeigezogen.«

»Das weiß ich, aber was sich in der letzten Nacht ereignet hat, ist auch an den Haaren herbeigezogen. Ich bin sicher, daß ich mich in der vergangenen Nacht ins Pfarrhaus begeben habe, und ich weiß, daß ich nicht gehen wollte. Ich kann mich nicht daran erinnern, hingegangen zu sein, ich kann mich nicht an meinen Aufenthalt dort erinnern, und ich kann mich nicht daran erinnern, wie ich wieder nach Hause gekommen bin.

Aber ich bin davon überzeugt, daß ich dort war.«

»Und Sie glauben, man hat Sie dort durch eine Art Geisteskontrolle hingeholt?« Der Bischof drehte es hin und her. »Offen gesagt, ich halte das nicht für möglich.«

»Das hätte ich bis vor wenigen Tagen auch nicht. Aber wenn nichts zusammenpaßt, muß man den Tatsachen Glauben schenken. Etwas anderes ergibt überhaupt keinen Sinn, es muß eine

Form der Geisteskontrolle sein, oder Hypnose - oder etwas anderes.«

»Das klingt alles recht finster«, bemerkte der Bischof.

»Das ist es auch. Zwei Mädchen sind tot. Zwei andere beinahe tot. Zuerst hielt ich die Gemeinschaft lediglich für einen üblen Zeitvertreib von ein paar unausgeglichene Priestern. Aber dem ist nicht so, Eure Eminenz. Es ist etwas völlig anderes. Monsignore Vernon glaubt, daß er Peter Martyr *ist* - seine Reinkarnation. Und mich halten sie für die Reinkarnation von St. Acerinus, einen Mann namens Piero da Balsama, den Mann, der St. Peter Martyr umgebracht hat. Zuerst dachte ich, das alles sei harmlos, aber jetzt denke ich anders. Ich halte sie alle für krank, und ich glaube, sie haben einen Weg entdeckt, wie sie ihre Krankheit auf jeden anderen übertragen können.«

Bischof O'Malley beugte sich ein wenig nach vorn.

»Ich würde Ihnen gern zustimmen«, sagte er bedeutend, »aber ich fürchte, das kann ich nicht. Heute morgen sprach ich mit, eh...« Er sah in einen Block auf seinem Schreibtisch. »...Dr. Shields.«

»Ich kenne ihn.«

»Er sagt, in Neilsville geht der Selbstmordbazillus um.«

»Ich weiß«, sagte Peter knapp.

»Dann sollten Sie auch wissen, daß ich mit ihm einer Meinung bin«, sagte der Bischof. »Es scheint mir offensichtlich, daß die Vorgänge in St. Francis Xavier auf einem Phänomen der Hysterie beruhen. Und das überrascht

mich, offen gesagt, nicht. Dr. Shields sagte mir, daß so etwas normalerweise - beinahe ausnahmslos - nur in Nervenkrankenhäusern passiert.« Der Bischof machte eine kurze Denkpause. »Leider können in kleinen Städten die kirchlichen Schulen manchmal sehr ähnlich wie geschlossene Anstalten werden. Ich glaube, wir müssen allmählich damit anfangen, einige radikale Änderungen in der Schulstruktur vorzunehmen.«

»Schließt das die Entlassung von Monsignore Vernon mit ein?« fragte Peter. Er hielt die Frage für etwas rüpelhaft, bestenfalls noch frech, aber es war ihm egal. Er spürte, wie sein Magen sich zusammenzog, als der Bischof den Kopf schüttelte.

»Ich glaube nicht, daß ich soweit gehen kann«, sagte er freundlich. »Wenigstens nicht sofort. Es kann sich als nötig erweisen, falls er sich weigert, bei den Änderungen mitzuziehen, die ich vorhabe. Aber jetzt noch nicht.«

Peter starrte den Bischof an. Als er seine Sprache endlich wiedergefunden hatte, sprudelten die Worte nur so heraus.

»Aber er ist jetzt eine Gefahr! Jetzt spielt er seine Macht aus, was immer es sein mag! Ich hatte es alles auf dem Tonband!«

»Aber Sie haben dieses Tonband nicht mehr, oder?«

Peter konnte nur den Kopf schütteln.

Der Bischof stand auf. »Tut mir leid, Mr. Balsam - Peter. Darf ich Sie Peter nennen?« Peter nickte. »Peter, ich glaube nicht, daß irgend jemand auf der Welt diese Geschichte glauben würde, die Sie mir gerade erzählt haben. *Ich* glaube sie jedenfalls nicht. Ich garantiere Ihnen, daß auch ich nicht viel von der Gemeinschaft des St. Peter Martyr halte, aber alles, was Sie mir anbieten, sind viele Eindrücke, an die Ihnen auch noch die rechte Erinnerung fehlt. Immerhin, Sie könnten sich täuschen.«

Es war vorbei. Erstarrt ging Peter durch das Büro von Pater Duncan, und Margo lief ihm hinterher.

»Es lief nicht gut, oder?« fragte sie, sie konnte es an seinem

Gesicht ablesen. »Was wirst du tun?«

Lange Zeit beantwortete er die Frage nicht. Statt dessen sah er während der Rückfahrt auf die ausgetrocknete Landschaft und erinnerte sich daran, wie fremd sie auf ihn gewirkt hatte, als er vor nur ein paar Wochen mit dem Zug hergekommen war. Jetzt schien ihm alles schrecklich vertraut. Jetzt sah die Landschaft um Neilsville herum so leer aus, wie er sich fühlte.

Neben ihm bewahrte Margo das Schweigen. Auch sie schaute sich die vorbeiziehende Wüste an und fragte sich, ob es je etwas anderes für sie gäbe. Sie war der Wüste überdrüssig geworden, sie hatte schon zu lange hier gelebt. Sie hatte gehofft, daß Peter Balsam sie hier wegbringen würde. Statt dessen wurde er von ihr gefangengenommen.

Als sie die Randbezirke von Neilsville erreichten, nahm er plötzlich ihre Hand. »Ich weiß, was ich tun werde«, sagte er leise, daß sie beinahe nicht verstand, was er gesagt hatte. Dann sah sie ihn fragend an.

»Ich werde meine Rolle spielen«, sagte Peter ruhig. »Ich werde St. Acerinus sein.«

## 4. BUCH

### St. Acerinus

## 26

Leona Anderson saß in ihrem Wohnzimmer. Mit leeren Augen starrte sie vor sich hin und versuchte zu verstehen. Den ganzen Tag saß sie so da, wortlos, und hörte die Beileidsbekundungen ihrer Freunde nicht.

Heute morgen hat sie Monsignore Vernon zugehört, warum ihre Tochter nicht in der geweihten Erde bestattet werden konnte. Sie hatte das schon gewußt, natürlich, aber sie hatte es nicht glauben wollen, ehe der Priester es ihr gesagt hatte.

»Es ist dieser Lehrer«, sagte sie verbittert und durchbrach das Schweigen, das sich über das Zimmer gelegt hatte.

Eine der Frauen sah zu Leona, aber sofort wandte sie den Blick wieder ab.

»Genau«, beharrte Leona ruhig, »alle waren sie in seinem Unterricht, alle. Judy und Karen und Janet und - und...«, sie hielt inne. Sie wußte, daß sie ihre Beherrschung verlieren würde, wenn sie den Namen ihrer Tochter nannte. Sie durfte nicht weinen. Nicht jetzt. Erst mußte sie diesen Peter Balsam zerstören.

»Schon als ich ihn zum erstenmal traf, wußte ich, daß mit ihm etwas nicht in Ordnung war. Seht her, was uns widerfahren ist.« Völlig am Ende, sah sie einer nach der anderen ins Gesicht.

»Leona, wir wissen nicht, was passiert ist«, sagte eine der Frauen beschwichtigend. Leona Anderson wandte sich nach der Frau, die eben gesprochen hatte um, ihr Blick wurde stählern.

»Etwa nicht, Marie?« Dann, als ihr wieder bewußt wurde, daß erst vor wenigen Tagen Marie Conally beinahe dasselbe

durchmachen mußte, sprach sie wesentlich sanfter: »Aber was wäre, wenn Janet gestorben wäre? Wie würdest du dann denken?«

Marie Conally lächelte. »Aber sie ist nicht gestorben, und sie hat das auch nicht vor. Sie ist zu Hause, und es geht ihr gut! Und das ist in erster Linie der Verdienst von Balsam. Tut mir leid, Marie, aber wenn du Mr. Balsam schon angreifen willst, dann nicht in meiner Gegenwart.«

»Glaub, was du willst«, sagte Leona eisig. »Aber merk dir meine Worte: Es ist noch nicht vorbei. Solange dieser Balsam in der Stadt ist, wird es nicht vorbei sein.«

Das Opfer der Verbitterung Leonas trat aus der Kirche in die Dunkelheit der Nacht. Er machte sich auf den Weg den Hügel hinab nach Hause.

Unten waren die verteilten Lichtpunkte von Neilsville zu sehen, die die Nacht spärlich erleuchteten. Es kam ihm in den Sinn, daß die Lichter so schwach waren wie sein Glauben. Auf der Suche nach Führung und Trost hatte er zwei Stunden in der Kirche zugebracht. Er konnte beides nicht finden. Statt dessen hatte er sich selbst gefunden.

Ein paar Minuten später war er auf der Main Street. Aber das war eine andere Main Street als die, die er vor zwei Stunden in der anderen Richtung langgegangen war. Oder aber er war ein anderer.

Jetzt begegnete er den Blicken der Fremden und lächelte sie an. Peinlich berührt wandten sie sich ab. Einmal hörte er, wie eine Stimme ihm aus einer Einfahrt nachrief: »Verschwinde, Lehrer«, schrie eine Frau, »laß uns in Frieden!«

Peter drehte sich um, er wollte der Quelle des Schreies gegenüber treten, aber die Frau war verschwunden, in den Schutzmantel der Nacht. Mitten in der Stadt hämmerte Musik aus der ›Gottesanbeterin‹, und Peter fühlte sich angezogen. An der Tür blieb er kurz stehen, dann gab er sich einen Ruck. Er zog die Tür auf und betrat die schäbige Diskothek.

Im flackernden Licht erschienen die Gesichter hager und hohl, und hinter der dröhnenden Musik steckte tiefes Schweigen. Es dauerte einen Augenblick, bis Peter feststellte, daß gar keine Mädchen in dem Raum waren: Die Mädchen schienen wie vom Erdboden verschwunden. Er wußte warum. Keiner von ihnen war es an diesem Abend erlaubt, auszugehen. Sie waren alle zu Hause, wo ihre Eltern ein waches Auge auf sie hatten.

Jemand winkte Peter zu, und er ging quer über die Tanzfläche.

An einem Tisch saßen Jim Mulvey, Lyle Crandall und Jeff Bremmer zusammen. Ohne auf eine Einladung zu warten, nahm Balsam auf dem vierten Stuhl an ihrem Tisch Platz. Die drei Jungen sahen ihn an. In ihren Augen konnte er die Angst sehen.

»Es ist nicht ganz so schlimm«, sagte er leise, »es ist jetzt fast vorbei.«

»Was ist?« fragend sah Lyle Crandall den Lehrer an und dachte, daß der Mann verändert aussah. Es war sein Blick. Irgendwie hatte sich der Blick von Mr. Balsam verändert.

»Das Sterben«, sagte Peter Balsam. »Es dauert nicht mehr lange. Es darf nicht.«

Jeff Bremmer starrte ihn an. »Mr. Balsam, was geschieht hier?«

»Ich wünschte, ich könnte es dir sagen, Jeff.« Peter Balsam lächelte den Jungen an, es war ein warmes Lächeln.

»Aber Sie wissen es, oder?« sagte Jeff, eher als Feststellung denn als Frage.

Balsam zuckte die Schultern. »Nicht mehr als alle anderen, würde ich sagen.«

»Es ist meine Schuld«, sagte Jim Mulvey. Peter rückte seinen Stuhl, um den Jungen offener anzusehen.

»Glaube das nicht«, sagte er. »Glaub das auf keinen Fall. Wer immer der Schuldige ist, du bist es nicht. Es ist keiner von

euch. Kinder machen das, was hier getan wurde, nicht.«

»Sie machen es doch«, sagte Jeff Bremmer leise. »Mein Vater sagt, daß man es Selbstmordbazillus nennt und daß es oft passiert.«

»In Nervenkliniken«, sagte Balsam, »das passiert nur in Nerven-kliniken.«

»Was ist es dann?« fragte Lyle. Alle drei starrten Balsam an.

»Es ist ein Spiel«, sagte Peter, mehr zu sich selber als zu den Jungen. Ratlos sahen sie einander an.

»Ein Spiel?« Es war Jim Mulvey, und jetzt sah auch er, daß der Lehrer irgendwie verändert war. »Was für ein Spiel?«

»Ein religiöses Spiel, könnte man wohl sagen.« Er wollte noch etwas sagen, aber er wurde unterbrochen.

Der Klang schnitt wie ein Messer durch den Raum, zerschnitt die Musik, die wenigen Gespräche und jeden, der es gehört hatte.

Es war die Sirene, die durch Neilsville heulte.

»O Jesus, nicht schon wieder!«

Niemand wußte, wer da gesprochen hatte, und niemand kümmerte sich darum. Sie alle hatten den gleichen Gedanken, und sie wußten, daß es zu spät war. Irgendwo in Neilsville war es ›wieder‹ geschehen. Wie auf Befehl gingen alle Leute aus der ›Gottesanbeterin‹ auf die Straße, wo sie von der Gruppe geschluckt wurden, die sich wie aus dem Nichts geformt hatte, als Reaktion auf den schrillen Schrei der rasenden Ambulanz.

Peter Balsam sprach mit keinem. Und niemand sprach mit ihm.

Schnell bahnte er sich einen Weg durch die Menge und ging wieder den Hügel hinauf, immer schneller, je weiter es nach oben ging; als er oben ankam, rannte er beinahe. Er hielt nicht an, bevor er am Pfarrhaus war.

Er sah auf.

Rauch kräuselte sich aus dem Kamin. Der Klang der Gesänge hallte durch die Nacht.



Marie Conally trieb ihren Mann auf ihrem Nachhauseweg von den Andersens zur Eile an.

»Kannst du nicht etwas schneller gehen?« fragte Marie und beschleunigte ihren Schritt. Der Arm von Dick Conally hielt sie fester. »Es ist alles in Ordnung, kein Grund zur Hetze«, sagte er mit einer Überzeugung, die er nicht empfand.

»Aber sie ist erst seit einem Tag aus dem Krankenhaus. Mir gefällt einfach die Vorstellung nicht, sie allein zu lassen.«

»Sie ist ja nicht alleine«, erinnerte Dick sie. »Deine Mutter ist bei ihr.«

»Nun, es gefällt mir einfach nicht. Janet sollte uns haben...«

Sie unterbrach, als sie die Sirene gerade hören konnte. Sie blieben am Bürgersteig stehen und starrten einander an und lauschten. Als dann die Sirene immer lauter wurde, fingen sie an zu rennen.

Aus ihrem Haus schien Licht.

In der Auffahrt parkte die Ambulanz, noch immer flackerte das Blaulicht.

»Gehen Sie nicht hinein«, rief ihnen jemand zu. »Bleiben Sie hier.«

Sie ignorierte die Warnung.

Die Mutter von Marie Conally stand wie versteinert an der Treppe, ihr Gesicht war blaß, und sie zitterte am ganzen Körper.

Leer startete sie ihre Tochter und ihren Schwiegersohn an, dann streckte sie eine Hand aus und faßte nach ihnen.

»Ich bin eingeschlafen«, murmelte sie. »Ich habe ferngesehen und bin dabei eingeschlafen.« Niemand hörte ihr zu. Dick und Marie waren die Treppe schon fast oben.

Und so sahen sie sie wieder. Es war wie ein wiederkehrender Alptraum. Sie sah genauso aus. Ihr weicher Körper hing von dem Haken an der Decke herab, um ihren Hals war ein Verlängerungskabel geknotet.

Nur dieses Mal war es zu spät. Ihre Haut war bläulich, und

ihre Augen waren herausgetreten. Ihr Gesicht, das ehemals so schön war, war nicht wiederzuerkennen.

Von ihren Handgelenken tropfte noch Blut auf den Fußboden.

Marie Conally fing zu schreien an. Ihr Mann legte die Arme um sie und versuchte, sie aus dem Zimmer zu ziehen. Aber es war zwecklos. Sie blieb wie angewurzelt stehen, starrte Janet an und schluchzte.

So blieb sie beinahe fünf Minuten lang stehen, bis einer der Sanitäter eine Spritze vorbereitet hatte und sie ihr verabreichte.

Der Schuß konnte ihr zwar das Heulen austreiben, nicht aber die Bilder. Den Rest ihres Lebens würde Marie Conally mit der Vision ihrer tot an einem Stromkabel hängenden Tochter fertig werden müssen.

Kurz bevor Marie Conally unter den betäubenden Einfluß des Sedativums geriet, befand sie, daß Leona Anderson doch recht hatte.

Es war Peter Balsam. Es konnte nur er sein. Eine andere Antwort gab es da nicht. In dieser Nacht schlief niemand in Neilsville.

## 27

Über dem Auditorium lastete eine unerträgliche Stille. Es hatte den Anschein, als ob man alle betäubt hätte und sie nun auf ein Stimulans warteten, das sie wieder aufwecken sollte. Als Monsignore Vernon an das Rednerpult trat, sahen sie ihn voller Erwartung an; seit Jahren waren sie darauf trainiert, bei ihren oberen Religionsfürsten um Führung zu suchen. Jetzt raschelten die lehrenden Schwestern von St. Francis Xavier mit ihren Kutten. Im ganzen Raum wurden schlagartig die Perlen der Rosenkränze aus ihrer festen Umklammerung entlassen.

Monsignore Vernon sah nacheinander in ihre Gesichter, er

versuchte die Stimmung der Schwestern auszuloten. Mit wenigen Ausnahmen machten sie einen bestürzten Eindruck. Betroffen und bestürzt. Schwester Elisabeth jedoch schaute wütend drein, ebenso Schwester Kathleen. Und Schwester Marie, aus der Einsamkeit zurückgekehrt, schien völlig entrückt, ihr Gesicht war ausdruckslos, in ihren Augen hatte sie einen Schimmer, der nichts davon verriet, was hinter ihnen vorging.

»Ich wünschte, ich könnte einen guten Morgen sagen«, begann der Monsignore bedeutsam, »aber an diesem Morgen ist nicht viel Gutes.«

»Monsignore...« Die zögernde Stimme kam aus dem hinteren Ende des Raumes, und der Priester lächelte die ältliche Nonne an, deren Gesicht besonders gezeichnet schien. Seit beinahe vierzig Jahren unterrichtete sie in St. Francis Xavier, und die Eltern der meisten Schüler waren ihre Schüler gewesen. Ja, Leona Anderson hatte sogar ihre Tochter nach der Nonne benannt.

»Ja, Schwester - Penelope?«

»Ich - ich...«, stotterte die alte Schwester, sie kämpfte gegen die Tränen. »Es ist alles so schrecklich. Was geschieht mit uns?«

»Wir wissen es nicht«, sagte der Monsignore besonnen. »Deshalb habe ich euch heute früh hier zusammengerufen. Ich will versuchen, euch das wenige, was wir wissen, mitzuteilen, damit wir uns klarwerden, was wir unternehmen wollen.«

»Penny«, sagte Schwester Penelope, »ich muß wissen, was mit Penny geschah. Sie war mein Liebling-- immer.«

Eine der anderen Schwestern tätschelte die Hand von Schwester Penelope und flüsterte ihr etwas ins Ohr.

»Ich wäre froh, euch mitteilen zu können, was geschehen ist«, sagte der Monsignore betroffen. »Alles, was wir wissen, ist, daß sie im Ruheraum ein paar Sachen zurückgelassen hat.«

»Was ist mit Janet?«

Jetzt zuckte Monsignore Vernon leicht zusammen. »Auch hier wissen wir nicht genau, was los ist. Aber Janet hat einen Abschiedsbrief hinterlassen.«

Durch den Raum ging ein Geraschel, die Schwestern sahen einander und und murmelten sich etwas zu. Das war wenigstens etwas.

»Sie schrieb, daß sie nicht genau wüßte, warum sie es tat- was sie tat. Sie sagte, daß sie in letzter Zeit seltsame Empfindungen gehabt hätte, Empfindungen, die sie nicht verstand. Es war beinahe, als ob - ich zitiere sie jetzt - »jemand von außen mir den Willen aufzwingt, mich umzubringen.«

Die Nonnen schauten sich an. Das ergab alles keinen Sinn. Sie wandten ihre Aufmerksamkeit wieder dem Monsignore zu.

»Sie sagte weiter, daß sie sich immer hoffnungsloser fühlte und daß sie gezwungen wurde, sich umzubringen, obwohl sie es wirklich nicht wollte. Sie bat dafür um Vergebung.«

»Vergebung?« fragte Schwester Elisabeth eisig. »Von wem?«

Monsignore Vernons Blick traf sich mit dem der Nonne, und ein Ausdruck des Verstehens wechselte zwischen ihnen. Die Kirche ist ein Fels und darf nicht gebrochen werden. »Ich weiß es nicht«, sagte der Priester leise. »Vielleicht vergaß sie, daß sie nicht im Zustand der Gnade sterben würde.« Eine weitere Welle an Gemurmel surrte durch den Raum, als die Nonnen über den Zustand von Janets Seele nachsannen. Monsignore ließ sie einen Augenblick lang gewähren, dann erlangte er ihre Aufmerksamkeit mit einem Räuspern zurück.

»Natürlich wissen wir nicht, was hier geschehen ist. Ich gestehe, daß ich genauso erstaunt bin wie jede von euch. Und ich bin auch der Meinung, daß ich mich aus der Kirche begeben muß, um zu helfen.«

»Außerhalb der Kirche?« fragte Schwester Kathleen in einer Art, die ihre Meinung klarmachte: Außerhalb der Kirche ist keinerlei Hilfe möglich.

»Ich - wir befinden uns in einer heiklen Situation«, sagte der Priester sorgenvoll. »Mein Glauben ruht selbstverständlich in der Kirche, und die Kirche erlegt dem, der Selbstmord begeht, die volle Verantwortung auf. Und trotzdem sind wir mit einer besonderen Lage konfrontiert. Drei unserer Mädchen sind gestorben, und eine vierte hat versucht, sich umzubringen. Kann es möglich sein, daß jede von ihnen unabhängig voneinander zu demselben Entschluß kam?« Obwohl er die Frage rhetorisch gestellt hatte, fand Schwester Elisabeth eine Antwort.

»Sie waren Freunde«, sagte sie betont. »Enge Freunde. Schon von klein auf. Was eines der Mädchen auch tat, die anderen machten es auch. Darum haben wir uns immer bemüht, sie auseinanderzuhalten.«

»Ich weiß das sehr gut, Schwester Elisabeth«, sagte Monsignore Vernon. »Ich befürchte, daß dieses enge Verhältnis ein Teil des Problems ist. Dr. Shields...«

»Wer?« Es war wieder Schwester Penelope.

»Dr. Shields«, der Priester wiederholte den Namen. »Er ist Psychiater am Krankenhaus. Und er sagte mir, daß es ein Phänomen gibt, das man Selbstmordbazillus nennt, trotz der Lehre der Kirche.«

Plötzlich erstarrten die Nonnen und sahen sich an, während Monsignore Vernon ihnen den Ausdruck erklärte.

»Aber was kann man dagegen tun?« fragte Schwester Elisabeth fordernd.

»Keine Ahnung. Wenn es in einer Nervenheilanstalt vorkommt, ist die Lösung leicht. Man fixiert die Mädchen einfach so lange, bis die Hysterie, die das Syndrom verursacht, sich gelegt hat. Das ist in unserer Lage natürlich unmöglich. Es ist schlicht und einfach nicht machbar, die Mädchen an unserer Schule zu fixieren. Obwohl es Zeiten gegeben hat«, fügte er an, »in denen ich mir genau das gewünscht hätte.«

Ein anerkennendes Glucksen erfüllte den Raum, und die

Spannung schien sich ein wenig zu legen. Dann meldete sich Schwester Kathleen.

»Monsignore?«

»Ja, Schwester?«

»Sie haben nur die Mädchen erwähnt. Was ist mit den Jungen?«

»Nach Dr. Shields Aussage betrifft diese Art Hysterie nur heranwachsende Mädchen. Unsere Jungen sind ziemlich in Sicherheit.«

»Aber was wollen wir unternehmen?« fragte eine der Schwestern.

Monsignore Vernon zuckte die Schultern. »Augenblicklich können wir gar nichts machen. Aber«, warnte er, »wir müssen die Ruhe bewahren. Wir müssen so weitermachen wie immer. Morgen wird wieder Unterricht stattfinden, und die Eltern der Kinder, die nicht kommen, werden angesprochen und dringend darum ersucht, ihre Kinder zur Schule zu schicken.«

»Sind Sie sicher, daß das klug ist?« Das war Schwester Marie, und sie ergriff zum erstenmal an diesem Morgen das Wort.

»Es ist das einzige, was wir tun können«, sagte Monsignore Vernon. »Wenn die Kinder hier sind, können wir sie im Auge behalten. Wenn nicht...« Die Stimme des Monsignore Vernon verstummte an dieser Stelle, so als ob die anzusprechenden Konsequenzen zu schrecklich wären, als daß man sie in den Mund nähme. »Wir müssen sie im Auge behalten«, wiederholte er. »Wir müssen die Mädchen im Auge behalten.« Er hielt kurz inne, fügte dann aber forsch an: »Wenn euch etwas Außergewöhnliches auffällt, wünsche ich, daß ihr es mir umgehend berichtet.«

Die Schwestern schluckten das und fragten sich, was man für ›außergewöhnlich‹ halten sollte. Letzten Endes hatte alles den Anschein bekommen, ›außergewöhnlich‹ zu sein.

»Monsignore«, fragte Schwester Marie plötzlich, »warum ist

Peter Balsam nicht hier?«

»Ich habe ihn darum gebeten, heute zu Hause zu bleiben, ebenso morgen. Die ganze Geschichte ist für ihn eine große Belastung gewesen, und ich hielt es für das beste, ihm ein bißchen Ruhe zu gönnen.«

Es war, als ob ein Blitz in den Raum eingeschlagen hätte. Die Schwestern unterhielten sich plötzlich aufgeregt, ab und zu sahen sie den Monsignore an, um sich dann wieder etwas zuzuflüstern, Nur Schwester Marie blieb aus dem Gesumme ausgeschlossen. Sie saß beinahe isoliert in dem Tumult, ihren Blick hatte sie starr auf den Monsignore gerichtet. Sie hatte noch immer diesen leicht glasigen, unergründlichen Ausdruck. Und so rasch sie angehoben hatten, so rasch ebten die Gespräche der Nonnen auch wieder ab. Schwester Elisabeth war aufgestanden. Offensichtlich war sie zur Sprecherin bestimmt.

»Monsignore«, sagte sie, »wir haben da einige Fragen, die Mr. Balsam betreffen. Ich weiß nicht, wo ich anfangen soll«, fing sie an, aber es war offensichtlich, daß sie sehr wohl wußte, wo sie anfangen sollte. »Ich fürchte, Ihnen sagen zu müssen, daß wir alle an eine Verbindung zwischen Mr. Balsam und dem, was unseren Mädchen zustößt, glauben. Besonders im Lichte dessen, was Penny in ihrem Abschiedsbrief geschrieben hat. Von wegen, daß ihr jemand Gedanken in ihren Kopf steckt. Wer sonst könnte das sein, wenn nicht Mr. Balsam? Wir hatten doch nie Probleme wie diese, bevor er herkam. Und bevor er kam, waren diese vier Mädchen niemals in einer Klasse zusammen. Aber jetzt ist er da, und die vier Mädchen waren alle in seiner Klasse, und uns ist sonnenklar, was für eine Art Unterricht er gibt...« Sie unterbrach, als Andeutung, daß der Schluß auf der Hand lag: Der Psychologieunterricht war in irgendeiner Hinsicht für den Tod der Mädchen verantwortlich. ». ..und der einfachste Weg, mit alldem Schluß zu machen, scheint uns... dieser Unsinn mit Balsam und seinem

Psychologieunterricht muß sofort eingestellt werden.«

Sie setzte sich wieder, und ihre Miene bedeutete aller Welt, daß dem aus ihrer Sicht nichts mehr hinzuzufügen sei. Sie und die übrigen Schwestern hatten Balsam in den Mittelpunkt des Grauens um sie herum gestellt, jetzt war Monsignore Vernon an der Reihe, den Sünder aus ihrer Mitte zu vertreiben.

»Ich kann eure Sorgen verstehen«, sagte er rücksichtsvoll, dabei versuchte er, die Stimmung der Schwestern so genau wie möglich zu beobachten. Er würde ganz locker bleiben müssen. »Ja, ich teile sogar einige davon. Es erscheint wirklich seltsam, daß das alles Mädchen aus seiner Klasse widerfährt, besonders einer Psychologieklassse. Aber wir dürfen nicht vorschnell urteilen - keine eiligen Entschlüsse treffen, die mehr auf dem Gefühl als auf Tatsachen beruhen. Sicher, mir ist klar, daß es euch seltsam vorkommt, jemanden wie Balsam und mit seinem Hintergrund darum zu bitten, heranwachsende Mädchen im Fach Psychologie zu unterrichten...«

»Sein Hintergrund?« Schwester Elisabeth war wieder auf den Beinen. »Was ist mit seinem Hintergrund?«

»Nun, wenn ich es mir recht überlege, ist es schon recht sonderbar, daß Peter Balsam in den Selbstmord so vieler Mädchen verwickelt sein sollte. In Anbetracht seiner Geschichte, meine ich.«

»Was ist das für eine Geschichte?« forderte Schwester Elisabeth. »Und was ist mit seinem Hintergrund? Monsignore, wovon sprechen Sie?«

Der Priester starrte sie an. »Wollt ihr damit sagen, ihr habt das nicht gewußt?« fragte er, als ob er wirklich durcheinander wäre. »Aber ich dachte, das hätte ich euch vor langer Zeit bereits erzählt?«

»Was haben Sie uns erzählt?« Monsignore Vernon sah deutlich den Schwung der Kutte von Schwester Elisabeth aufgrund ihres ungeduldigen Klopfens mit dem Fuß unter ihren schweren Röcken.



»Das tut mir leid«, sagte er reuig. »Ich dachte, ihr wäret alle mit Balsams Hintergrund vertraut. Aber ich kann nicht verstehen, warum ihr das nicht seid.« Als ob er überlegte, ob er weiterreden konnte, sah er ihnen in die Gesichter, in eines nach dem anderen. Er traf seinen Entschluß: »Weil ihr das aber nicht wißt, halte ich es für äußerst unangebracht, wenn ich ausgerechnet jetzt über ihn sprechen würde. Äußerst unangebracht.« Er drehte sich um und verließ gleich darauf den Raum. Die Nonnen, sich selbst überlassen, strömten zusammen und versuchten herauszufinden, wovon der Priester gesprochen hatte.

Alle, außer Schwester Marie. Schwester Marie blieb sitzen, ihr Blick ruhte auf der Tür, durch die der Monsignore gegangen war.

Peter Balsam hatte fast den ganzen Tag alleine in seiner Wohnung verbracht. Am Vormittag war er in die Stadt gegangen, nur weil ihm die Decke auf den Kopf zu fallen drohte. In der Stadt war es noch schlimmer. Dort erschlug ihn Neilsville.

Jetzt gaffte man ihm unverhüllt nach. Man schwieg nicht mehr, wenn er vorbeiging. Jetzt hoben sie ihre Stimmen noch an, damit er sie ganz sicher hören mußte. Das meiste des Geredes bezog sich auf Janet Conally:

»Warum hat man sie aus dem Krankenhaus entlassen?«

»Sie dachten, sie wäre gesund. *Er* sagte, sie sei gesund!« (Ein nicht sonderlich verhohlener Blick galt Peter Balsam.)

»Er hat sie besucht, wißt ihr.«

»Und das hat man erlaubt? Mir nicht!«

»Der Herr weiß, was er ihr erzählt hat, aber dem Abschiedsbrief nach...«

Das wenige Geschwätz, das nicht über Janet Conally ging, bezog sich auf ihn.

»Kommt aus Philadelphia...«

»Hat sich zum Priesteramt beworben, aber man warf ihn

raus...«

»Wißt ihr, daß er sich mit Margo Henderson trifft?«

»Aber sie ist *geschieden*...«

»Seit er nach Neilsville kam...«

So waren die meisten Stimmen. Wo er auch hinging, hatte Peter Balsam das Gefühl, daß ihn das niederrang. »Seit er nach Neilsville kam...« Dieser Satz wurde nie zu Ende gesprochen, er blieb immer offen, damit ihn der Zuhörer vollenden konnte. Mittags war er wieder in seiner Wohnung zurück, verschloß die Tür und ließ die Jalousien herunter. Er fühlte sich wie ein eingesperrtes Tier. Und er war sicher, daß er sie draußen spüren konnte; Kleinstadtmenschen, die an seinem Haus vorbeigingen und zu der verschlossenen Wohnung blickten, sich fragten, was er drinnen machte, was er in der Finsternis plante.

Er war nicht angeklagt worden. Er hatte keinen Prozeß bekommen.

Er war nicht verurteilt und für schuldig befunden worden.

Peter Balsam wollte Neilsville verlassen, seine Sachen packen und fliehen. Es wäre leicht. Er könnte einfach noch einmal durch die Stadt gehen, zum Bahnhof. Um sechs Uhr gab es einen Zug. Auf einmal war er soweit, daß er seine Koffer von der Schrankdecke holte und sie offen aufs Bett legte.

Aber er konnte es nicht tun. Diesmal nicht. Er war schon vorher weggelaufen. Vor der Priesterschaft, dann vor seiner Ehe. Außerdem galt es diesmal, an mehr zu denken als nur an sich selbst. Da waren noch die Kinder. Wenn er ginge, würde es nicht aufhören, nie und nimmer, niemand würde wissen, wie man es beenden könnte.

Niemand würde es überhaupt begreifen. Und wie sollten sie das auch? Es war einfach zu *bizarr*.

Zu *bizarr*. Das Wort setzte sich in seinem Kopf fest. Es *war* zu *bizarr*. Da mußte noch mehr dahinterstecken. Etwas, was er übersehen hatte. In der Mitte des Nachmittags machte er sich

wieder über seine Bücher her.

Zuerst die Geschichte der Heiligen. Er sah alles noch einmal durch, so wenig es auch war.

Er las noch einmal kurz den Abschnitt über Piero da Verona durch, den fanatischen Dominikanerpriester, der in den Jahren der Inquisition in Italien gewütet hatte, Ketzer und Sünder im Namen des wahren Glaubens und der Mutter Kirche verfolgt hatte.

Dann stieß er auf jenen Mann, dessen Namen so eine Ähnlichkeit mit dem seinen hatte - Piero da Balsama, der Ketzer, der am Ende zu weit getrieben wurde und eines Nachts in einem Hinterhalt auf Verona lauerte und mit einem Stein Veronas Schädel einschlug.

Doch dieser Mord hatte nichts erreicht. Die mittelalterliche Kirche hatte ihren ermordeten Inquisitor in den Stand eines Heiligen versetzt, ihn St. Peter Martyr genannt und sein Märtyrertum dazu benutzt, die Inquisition fortzusetzen. Und offensichtlich hatte es auch ganz gut geklappt, denn der Mörder, der arme Piero da Balsama, bereute und schloß sich einem Orden an. Schließlich folgte er seinem Inquisitor in den Heiligenstand nach. Aus Piero da Balsama wurde St. Acerinus.

Sollte sich wirklich alles noch einmal wiederholen? fragte sich Balsam. War sein alter Freund Pete Vernon wirklich zu der Überzeugung gelangt, daß sie beide die Reinkarnation der alten Heiligen seien?

In Gedanken ging er ihre Geschichte noch einmal durch. Sicher, neben der Übereinstimmung in den Namen gab es noch weitere Parallelen. Seit seiner Ernennung zum Monsignore hatte sich Pete Vernon mit Fanatismus der Aufgabe gewidmet, der Kirche den Stempel der dominikanischen Inquisitoren aufzudrücken.

Und Peter Balsam hatte mit Sicherheit einige tiefe Zweifel an seinem Glauben aufkommen lassen, die ihn vor langer Zeit zum Ketzer gebrandmarkt hätten. Aber diese Zeiten waren

längst vorbei. In der modernen Kirche waren Fragen wie seine durchaus üblich. Balsam war bekannt, daß viele katholische Theologen viel radikalere Ideen geäußert hatten, als er das je tat. Aber nicht in Neilsville. Mit einem Schaudern, das seinen Körper zu Eis erstarren ließ, dachte Balsam an die massive, schwarzgekleidete Gestalt des Monsignore, wie er in der Turnhalle stand und auf ihn zeigte. Ihm fiel die Glut in seinem Blick wieder ein und das Wort, das er gebraucht hatte: *Ketzer*.

Ihm fielen die vielen Momente ein, in denen er versucht hatte, den Priester zu stellen, und die vielen Momente, in denen ihn der hypnotische Zorn im Gesicht des Priesters zurückschrecken ließ.

Hypnotisch.

Es war wie ein Licht, das man anknipste und die Dunkelheit vertrieb. Das Wort ging in Balsams Geist um, und Bilder fingen an, sich darin zu drehen.

Das Flackern des Kerzenlichtes.

Der stete Rhythmus der Gesänge.

Die Gedächtnislücken, wenn die Zeit verkürzt wurde und die Stunden zu Minuten komprimiert wurden.

Die Dinge, von denen Janet ihm erzählt hatte. »Man hat mich gezwungen, Dinge zu tun, die ich gar nicht tun wollte. Es ist, als ob jemand die Kontrolle über mich hätte und mich zu Taten veranlaßt.«

Es mußte eine Form der Hypnose sein, aber eine Form, die über das Normale hinausging.

Fiebernd ging Balsam seine Bücher durch. Nicht die Texte, sondern die alten Bände, die er seit Jahren schon sammelte, die Wrackteile und das Treibgut der Parapsychologie, der psychischen Phänomene und der Spekulationen. Er griff mal hier, mal da ein Stück heraus. Es war wie das Zusammenfügen von Teilen verschiedener Mosaiken, um daraus ein neues zu bilden. Als er damit fertig war, ergab sich ein gewisser Zusammenhang. Monsignore Vernon hatte einen Weg

gefunden, um den Verstand zu kontrollieren.

In seinem Fanatismus hatte er sich zu einer Methode verstiegen, die kombinierte Konzentration verschiedener Charaktere zu benutzen, um damit anderen seinen Willen aufzuzwingen. Und es funktionierte. Die Mädchen starben.

Aber warum? Peter Balsam verbrachte den restlichen Nachmittag damit, über dieses Problem zu grübeln, es immer wieder zu durchdenken, im Versuch, die Motivation des Priesters zu ergründen.

Er wußte, daß es mit den Mädchen zu tun hatte. Aber bis jetzt waren nur diese vier Mädchen zu Opfern geworden, oder sollten andere ihnen folgen?

Und dann war da noch das Problem seiner eigenen Rolle. Er versuchte herauszufinden, wie er sich in dieses Schema einfügte.

Er war sicher, daß er reinpaßte. Zu oft hatte der Monsignore bekräftigt, daß er für die Gemeinschaft des St. Peter Martyr lebenswichtig war, obwohl er ihre fanatischen Ansichten keinesfalls teilte. Es war etwas anderes. Es mußte etwas anderes sein.

Plötzlich fiel der Groschen. Es war etwas aus seiner Vergangenheit, aber sehr weit in seiner Vergangenheit, als er zum erstenmal in das Kloster kam. Mit einem der Jungen war etwas, worüber keiner der anderen zu sprechen wagte. Konnte es mit Pete Vernon zu tun gehabt haben? Seine Gedanken wurden durch das Telefon gestört.

Margos Stimme holte ihn aus seiner Trance, und er sah auf die Uhr. Der Tag war vorbei.

»Möchtest du, daß ich etwas zum Abendessen mitbringe?«

»Ja, und ich möchte, daß du über Nacht bleibst.«

Schweigen. Margo glaubte, etwas Neues an Peters Stimme entdeckt zu haben, eine Sicherheit, die sie nie zuvor gehört hatte.

»Bist du in Ordnung?« fragte sie.

»Mir geht es gut«, antwortete Peter. »Endlich habe ich alles zusammen, Margo. Ich weiß, was hier gespielt wird.«

»Bist du sicher?«

»Ich denke schon. Das einzige, was ich nicht weiß, ist, warum es passiert, aber ich werde auch das noch herausbekommen. Und dann werde ich der ganzen Affäre ein Ende bereiten.«

Die Zuversicht in seiner Stimme machte ihr die Entscheidung leicht. Zum erstenmal klang Balsam so, wie sie es von ihm erhofft hatte.

»Ich bringe ein paar Steaks mit. Und meine Zahnbürste.«

Während Peter Balsam und Margo Henderson an diesem Abend zusammen aßen, sich liebten und eine glückliche Zeit miteinander verbrachten, fand sich Marilyn Crane in größter Unruhe wieder. Sie versuchte es mit Lesen, dann mit Fernsehen. Dann ging sie nach oben in ihr Zimmer und versuchte zu lernen. Sie konnte sich nicht konzentrieren.

In ihrem Geist hörte sie etwas. Sie hörte seltsame Gesänge und Stimmen, die nach ihr riefen. Sie stellte sich vor, daß die Stimmen Engel wären und daß sie wollten, daß sie zu ihnen komme.

Sie wußte, daß sie das nicht konnte. Wenn die Engel sie haben wollten, mußten sie kommen und sie holen. Sie wünschte sich nichts sehnlicher als das. Sie lauschte, wie die Engel sie riefen.

Sie wollte antworten, wollte ihren Ruf befolgen.

Aber es war sündig, und Marilyn wollte sich nicht versündigen. Die Mutter der Erlösten haßte die Sünde.

Marilyn zwang sich, nicht auf die Stimmen zu hören.

Aus dem Kamin auf dem Dach des Pfarrhauses kräuselte sich ganz sacht der Rauch in den Himmel hinauf.

Niemand in Neilsville achtete darauf. Alle waren zu Hause, machten sich Sorgen um ihre Kinder und ließen sie nicht aus den Augen.

Über der Stadt lag eine tiefe Schläfrigkeit, die sich um den Kirchhügel konzentrierte, wo die Gebäude der Kirche, der Schule und des Klosters einen festungsartigen Charakter angenommen hatten. Die Menschen bewegten sich langsam durch die Geschehnisse des Tages, als ob sie durch die Vortäuschung der Normalität dieselbe erreichen könnten.

Alle sahen einander an. In jeder Klasse kam der Unterricht abrupt zu einem Ende, wenn die Lehrer sich die Gesichter der Schüler besahen, um vielleicht ein Zeichen zu sehen, wer von ihnen der nächste sei.

Auch die Schüler beobachteten einander und tratschten während der Zwischenstunden. Aber eine Art Vorahnung herrschte unter ihnen, eine Aufgeregtheit, als ob sie Zuschauer in einem makabren Zirkus wären. Mit der Zuversicht der Jugend war sich jeder einzelne von ihnen sicher, daß die Gewalt, was immer sie auch darstellen mochte, unvermeidlich einen anderen treffen würde. Wen?

Die Übereinstimmung blieb unausgesprochen.

Während sie durch den Tag ging, konnte Marilyn es spüren. Seit sie denken konnte, hatte sie gemerkt, daß die Leute sie beobachteten, über sie redeten, sie im stillen nachäfften. Jetzt hatte sie das sichere Gefühl, daß man sich darauf geeinigt hatte, daß sie nun an der Reihe wäre, und sie fühlte sich mehr denn je von ihnen beobachtet.

Egal, wo sie hinging, sie konnte die neugierigen Blicke auf sich deutlich spüren, die sie wie ein exotisches Insekt prüften. Und es waren nicht nur ihre Klassenkameraden, sondern auch die Schwestern. Sie hörte das Rascheln ihrer Kutten, die Nonnen hatten angefangen, sie zu bewachen. Wann immer sie sich umdrehte, stand eine von ihnen in der Nähe: eine schwarze

Gestalt, die hinter einer Ecke verschwand oder vorgab, mit etwas anderem beschäftigt zu sein oder sich nahe zu einer weiteren schwarzen Gestalt herunterbeugte und etwas in ein unsichtbares Ohr flüsterte.

Die Tage vergingen, und die Unruhe wurde größer. Sie wußten, daß ihr Gefühlsleben immer chaotischer und ihre Gedanken immer wirrer wurden. Sie wußten es und warteten. Sie begann, mehr Zeit in der Kirche zu verbringen. Sie aß nicht mehr zu Mittag, sondern zog es vor, diese Stunde im Heiligtum zu verbringen, sich in der Madonna zu verlieren, und die heitere Figur leise um Hilfe anzuflehen.

Sie war selten alleine in der Kirche; zwischen den Bänken saßen immer noch zwei oder drei andere Personen, die in ihre eigene Andacht versunken waren. Oftmals waren es Familienangehörige der Mädchen, die bereits gestorben waren, die Trost für den erlittenen Verlust suchten und um Verständnis beteten.

Peter Balsam war aus eigenem Entschluß schon am Tag nach seiner eintägigen Abwesenheit wieder an die Schule zurückgekehrt. Aber er hatte sich verändert, und jedem war die Veränderung aufgefallen. Man beobachtete ihn so genau, wie man Marilyn Crane beobachtete, und ihm war klar, warum. So wie man glaubte, das nächste Opfer wäre Marilyn Crane, so glaubte man auch, daß er dafür verantwortlich sei. Leona Anderson hatte ihre Arbeit getan.

Wo er auch hinging, die Blicke, das feindliche Starren der Menschen in Neilsville erschreckte ihn. Auch die Nonnen hatten sich verändert, sie waren ihm gegenüber härter geworden. Er hatte versucht, herauszufinden, woran das lag, aber keine der Nonnen wollte es ihm sagen. Sie glotzten ihn einfach nur an, als ob sie damit sagen wollten, »du weißt es besser als wir«.

Außer Schwester Marie. Sie kam zu ihm, an dem Tag, als sie wieder in St. Francis Xavier zurück war. Sie bot ihm Hilfe an.



»Hilfe?« fragte er verdutzt. »Hilfe wobei?«

»Bevor ich ging, wollten Sie, daß ich etwas für Sie übersetze. Wenigstens sollte ich es versuchen.«

Peter erinnerte sich. Das Tonband. »Es tut mir leid«, sagte er. »Zu spät.« Darauf: »Schwester Marie, warum sind Sie fortgegangen?«

Sie zog ihre Brauen ein wenig zusammen. »Ich weiß es wirklich nicht«, sagte sie. »Einfach einer von Monsignores komischen Scherzen, denke ich.«

»Monsignore?«

»Er gab mir die Weisung, mich zurückzuziehen.« Das ansteckende Grinsen von Schwester Marie erhellte ihr Gesicht. »Ich glaube, er mag mich nicht. Ich fürchte, ich nehme manches nicht ernst genug, nach seinen Maßstäben. Immer wenn ich über die Stränge schlage - mit meinen Worten, nicht seinen -, schickt er mich für ein paar Tage in die Einsamkeit. Glauben Sie mir, wenn Sie je über drei Tage lang schweigen mußten, kehren Sie mit wesentlich ernsteren Ansichten über alles zurück.«

Peter Balsam versuchte sich genau daran zu erinnern, was ihm der Monsignore wegen der Abwesenheit von Schwester Marie gesagt hatte. Nein, zwischen dem, was der Priester ihm gesagt hatte, und dem, was ihm die Nonne jetzt erklärt hatte, war kein Widerspruch.

»Es tut mir leid, daß ich gerade in dem Augenblick gehen mußte«, hörte er die Nonne sagen. »War es so wichtig, was ich da übersetzen sollte?«

Peter schüttelte kurz den Kopf und bemühte sich zu lächeln. »Ich glaube nicht«, sagte er. »Erst dachte ich ja, aber jetzt bin ich nicht mehr davon überzeugt. Außerdem ist es sowieso zu spät.«

»Peter«, sagte Schwester Marie langsam, als ob ihr die Entscheidung zu sprechen sehr schwergefallen wäre. »Was ich da übersetzen sollte - hatte es etwas mit - mit den Ereignissen

zu tun? Mit den Mädchen?«

»Das dachte ich, aber ich bin mir jetzt nicht mehr sicher.«

»Haben Sie eine Ahnung, was hier vorgeht?« fragte Schwester Marie unverblümt.

»Ich denke schon«, sagte Peter unsicher, er überlegte, ob er sie in sein Vertrauen ziehen sollte.

Schwester Marie biß auf ihrer Oberlippe herum. Als sie ihn wieder ansah, war nicht die leiseste Spur der gewohnten Heiterkeit mehr in ihren Augen.

»Viele Leute hier glauben...«, verlegen unterbrach sie sich.

»Daß ich dafür verantwortlich bin, was den Mädchen zugestoßen ist?«

Sie nickte.

»Was glauben Sie denn?« sagte Peter leise.

Sie starrte ihn an, und Peter sah, daß ihre Augen mit Tränen gefüllt waren.

»Ich - ich weiß nicht, was ich glauben soll«, platzte es schließlich aus ihr heraus. Dann drehte sie sich um und rannte davon.

Seitdem hatte Schwester Marie nicht mehr mit ihm geredet, und Peter hatte sich auch nicht darum bemüht.

Von Tag zu Tag wurde er erschöpfter. Nur während der Nächte, in denen Margo bei ihm blieb, ließ er den Schlaf zu, und es hatte erst zwei solcher Nächte gegeben. Wenn sie nicht bei ihm blieb, blieb er auf, hielt sich mit Kaffee wach, weil er sich fürchtete, alleine zu schlafen. An seinem Blick konnte man die Erschöpfung gut sehen, und ihm war klar, daß das in Neilsville nicht unbemerkt bleiben würde.

Er wußte, daß Leona Anderson zum Monsignore gegangen war, um seine sofortige Entlassung zu verlangen; er wußte, daß der Priester dem nicht stattgegeben hatte, aber er wußte nicht, warum. Die Kälte zwischen den beiden Männern war nun bis zu dem Punkt gestiegen, daß sie kaum noch miteinander sprachen. Und die offensichtliche Spannung zwischen ihnen

gab nur noch neuen Gesprächsstoff für das Getuschel in der Stadt ab.

Gelegentlich fragte sich Balsam, warum er noch blieb, aber an jedem Tag redete er sich ein, daß er an diesem Tag eine Möglichkeit finden würde, alleine im Pfarrhaus zu sein, um dort im Arbeitszimmer nach dem letzten Stück in seinem Puzzle zu suchen. Wenn es ein solches Stück gab, dachte er, dann würde er es in dem Arbeitszimmer finden, denn es war das Arbeitszimmer, in dem das Grauen stattfand. Denn wenn er erst einmal wüßte, warum das Grauen inszeniert wurde, wüßte er auch, wie man es verhindern konnte.

Sein einziger Trost war Margo Henderson. Allmählich verbrachten sie jeden Abend zusammen, jeden Abend legte Peter von neuem seine Theorie für Margo dar, und Margo hörte geduldig zu.

Aber nichts geschah. Neilsville blieb ruhig. Die Tage nahmen wieder ihre gewöhnliche Stumpfheit an, was Margo als Erlösung betrachtete. Die Stadt war immer noch ruhelos, immer noch redeten die Leute, aber die Spannung legte sich.

Nur Peter erzählte ihr Abend für Abend von neuem, daß es sich nur um einen Aufschub handelte, daß der Schrecken wieder beginnen würde.

»Aber warum bist du davon so überzeugt?« fragte sie ihn eines

Nachts. »Ich meine, warum geschieht es nicht, wenn etwas geschehen soll?«

»Ich weiß es nicht«, sagte Peter verbissen. »Aber ich weiß, daß es noch nicht vorbei ist. Ich werde es nicht beenden können, bevor ich das Motiv nicht kenne.«

Margo besah sich seine fahle Haut und seinen abgehärmten Blick. Es hatte von ihm Besitz ergriffen. Ihre gemeinsamen Abende waren kein Spaß mehr; er war zu sehr in ein Problem verstrickt, das für Margo schon lange nicht mehr existierte. »Selbst wenn du es herauskriegst, was macht dich denn so

sicher, daß du etwas dagegen tun kannst?« Sie versuchte, ihre Stimmlage zu halten, aber ihre wachsenden Zweifel an Peter kamen durch.

»Du glaubst mir nicht, oder?« fragte Peter.

Margo sah keinen Grund, es abzustreiten. Ihre Zweifel waren in den letzten Tagen gewachsen.

»Ich weiß nicht«, schloß sie einen Kompromiß. »Peter, ich *will* dir glauben. Aber es klingt alles so...« Sie suchte nach dem richtigen Wort. »... so weit hergeholt. Peter, es klingt einfach nicht rational.«

»Das habe ich nie behauptet«, entgegnete Peter.

»Allerdings nicht«, beklagte sich Margo, »vielleicht hättest du dir Mühe geben sollen, damit die ganze Geschichte etwas glaubwürdiger klingt, das hätte vieles leichter gemacht. Aber im Gegenteil, du bestehst einfach darauf, daß ich dir glaube. Weißt du, zwischen dir und dem Monsignore besteht eigentlich gar kein Unterschied.«

Das saß, und Peter fuhr zusammen. »Es tut mir leid, daß du so denkst«, sagte er steif.

»Mir auch«, sagte Margo kühl. »Aber so empfinde ich nun einmal, daran kann ich auch nichts ändern.«

Peter stand von seinem Stuhl auf und ging in die Küche, um sich einen Drink zu machen. Während er die Eiskwürfel lockerte und den Schnaps abmaß, reflektierte er über die Zerbrechlichkeit der Grundzüge des Glaubens. Sein Glaube an die Kirche war zerbrochen, und er wandte sich sich selbst zu. Jetzt waren auch die sorgsam gepflegten Grundzüge zwischen ihm und Margo zerrissen. An wen könnte er sich nun wenden?

Er ging ins Wohnzimmer zurück.

Margo war gegangen.

Balsam war alleine.

Es geschah an einem Dienstag, als Peter Balsam Marilyn Crane belauschte. Er saß in Zimmer 16 hinter seinem Schreibtisch und versuchte, die Lateinarbeiten zu benoten. In

der kleinen Kammer neben Zimmer 16 arbeiteten Marilyn Crane und Jeff Bremmer an den Ratten. Peter wurde in der Entfernung ihrer Unterhaltung bei der Arbeit gewahr, aber erst als Marilyn über die Ratten zu sprechen begann, gab Balsam es auf, sich auf seine Arbeit zu konzentrieren, und hörte den beiden Jugendlichen im Nebenzimmer zu.

»Sie sind nicht mehr gut«, sagte Marilyn plötzlich.

Jeff Bremmer sah sie an und bemerkte zunächst, daß er angewiesen worden sei, mit Marilyn an diesem Experiment zu arbeiten, und daß sie ausgerechnet jetzt darauf bestand zu reden, anstatt einfach weiterzumachen.

»Was soll das denn heißen?«

Marilyn übergang den beabsichtigten Vorwurf.

»Schau sie dir an. Sie versuchen es gar nicht mehr. Egal, was du machst, sie streifen einfach im Labyrinth herum, um irgendwie durchzukommen. Vor wenigen Tagen noch konnte man sie alle auseinanderhalten. Nun nicht mehr. Jetzt sind sie alle gleich. Als ob ihre Persönlichkeit weg wäre.«

»Sie haben nie eine Persönlichkeit gehabt«, sagte Jeff, dessen Verwirrung größer wurde. »Es sind doch nur Ratten, verdammt noch mal!«

Marilyn warf ihm einen Blick zu. »So sollst du nicht sprechen.«

»Wie?«

»Du sollst nicht fluchen.«

»O Jesus«, sagte Jeff absichtlich.

Diesmal hörte Marilyn ihn nicht; sie hatte ihre Aufmerksamkeit wieder den Ratten zugewandt.

»Warum machen sie das?« grübelte sie. »Warum setzten sie sich einfach in eine Ecke und warten, bis es vorbei ist? Alles, was sie dafür bekommen, wenn sie den Weg durch das Labyrinth finden, ist ein Stück Futter, und das bekommen sie sowieso.«

»Das wissen sie nicht«, sagte Jeff, der Angst hatte, wieder

arbeiten zu müssen. »Denn alles, was sie wissen, ist, daß sie verhungern, wenn sie sich hinsetzen und gar nichts machen.«

Marilyn schien ihn nicht zu hören. »Manchmal geht es mir so wie ihnen«, sagte sie. Ihre Stimme klang verträumt, und Jeff wußte nicht mehr, ob sie mit ihm oder eher mit sich selber sprach. »Manchmal habe ich das Gefühl, mein Leben ist ein Labyrinth, und jedesmal, wenn ich herausfinde, was man von mir erwartet, ändert jemand die Regeln, und ich muß wieder ganz von vorne anfangen.«

Nebenan, in Zimmer 16, legte Peter Balsam die Prüfungsarbeit beiseite, die er gerade in Arbeit hatte, und konzentrierte sich ganz auf Marilyn.

»Warum kümmere ich mich überhaupt darum«, sagte sie. »Warum schmeiße ich den ganzen Kram nicht einfach hin? Ich meine, was kann mir schon passieren? Ich bin wie diese Ratten.« Ihre Stimme wurde verbittert. »Sie machen weiter, und ich mache weiter, und sie fangen an, sich zu ähneln, und ich fange an, so wie die übrigen von ihnen zu werden. Für sie muß es das gleiche gewesen sein. Es muß ihnen gegangen sein wie mir. Als ob jemand anderer ihr Leben führte. Aber sie haben alle aufgegeben und tun, was man von ihnen erwartet. Außer Judy. Aber sie macht nie, was man von ihr erwartet.«

Jeff Bremmer hatte zu arbeiten aufgehört und gaffte Marilyn an. Sie schien seine Gegenwart nicht mehr zu bemerken, auch nicht mehr, wo sie sich befand. Obwohl sie weiterhin in das Labyrinth schaute, hatte ihr Blick etwas Endloses, und Jeff war sich nicht sicher, ob sie wenigstens die Ratten noch sah. Ihre Stimme dröhnte weiter durch die plötzliche Stille, die sich über die beiden Räume gesenkt hatte.

»Auch Janet hat versucht, dagegen anzugehen; sie war nicht ganz so stark wie Judy. Aber sie war stärker als ich. Wenn sie sich nicht gegen ihn durchsetzen konnte, wie kann ich es dann? Und warum sollte ich? Es wäre wesentlich leichter, ihm einfach nachzugeben und das Ganze zu beenden.«

Jeff nahm das Stichwort auf. ›Ihm?‹ Sie hatte ›ihm‹ gesagt. Er faßte Marilyn am Arm.

»Wem?« sagte er. »Wem nachgeben?«

Marilyn gab erst keine Antwort, dann aber richtete sie ihren Blick auf Jeff, und ihr Körper erstarrte. Sie hatte gar nicht gemerkt, daß sie laut redete. Sie hatte nur gedacht. Nur gedacht. Aber Jeff hatte sie gehört.

Sie änderte ihre Blickrichtung und sah durch die offene Tür in Zimmer 16. Auch Mr. Balsam starrte sie an. Alles, was sie gedacht - nein, gesagt - hatte, sie hatten es gehört. Jetzt würden sie sie für verrückt halten. Sie mußte heraus. Raus aus dem Zimmer. Raus aus der Schule.

Sie befreite ihren Arm aus Jeffs Griff und stolperte auf die Tür zu.

Im Vorbeigehen an Zimmer 16 begannen ihre Tränen zu fließen, und sie kämpfte verzweifelt gegen das Schluchzen an, das ihr im Hals steckte. Sie fing an zu laufen, raus aus dem Zimmer, den Gang entlang.

Raus.

Sie mußte einfach raus. Bis der quälende Weinkrampf ihrer Kehle entronnen war, war sie schon zur Hälfte den Hügel hinuntergerannt. Nicht einmal der Rauch vom Dach des Pfarrhauses war ihr aufgefallen. Sie achtete nur auf ihr Schluchzen und den Lärm in ihrem Kopf. Diese Klänge, diese üblen, nötigenden Geräusche.

Bis Peter reagieren konnte, war sie schon weg. Er lief zur Zimmertür, aber sie war um die Ecke verschwunden; er konnte nur noch das Trampeln ihrer Füße hören. Langsam ging er in Zimmer 16 zurück. Dort wartete Jeff Bremmer auf ihn.

»Was hat sie damit gemeint?« fragte Jeff. »Es klang wie...«

»Egal, wie es geklungen hat«, schnappte Balsam. Sofort bereute er seinen Tonfall; er hatte nicht gedacht, während er sprach. Er versuchte, den Schmerz, der sich in Jeffs Gesicht niedergeschlagen hatte, zu lindern.

»Tut mir leid«, sagte er. »Ich habe mir Sorgen wegen Marilyn gemacht.«

»Es wird schlimmer mit ihr«, bemerkte Jeff.

»Schlimmer? Was meinst du damit, schlimmer?«

Jeff zappelte nervös herum. Vielleicht hätte er das nicht sagen sollen. »Sie war ja schon immer ein bißchen, Sie wissen schon, schrullig. Aber in letzter Zeit ist es wirklich schlimm geworden. Ich meine, die meisten von uns glauben...«, er hielt inne, er wollte keinen Mitschüler vor einem Erwachsenen ausrichten, auch wenn der Mitschüler Marilyn Crane hieß.

»Glauben was?« fragte Peter. Dann: »Egal, ich weiß, was sie glauben.«

Jeff Bremmer sah seinen Lehrer fragend an, ihm fiel wieder das Wort ein, das Janet benutzt hatte. »Ihm.« Und als sie merkte, daß Balsam sie ansah, war sie weggelaufen.

»Sie«, sagte Jeff plötzlich. »Sie hat über Sie gesprochen, oder?«

»Über mich?« sagte Balsam erstaunt.

»Als sie davon sprach, nachzugeben. Sie sagte etwas wie ›ihm‹ nachzugeben. Sie sprach doch über Sie, oder nicht?«

»Nein«, sagte Peter entschieden, »sie sprach nicht über mich.«

Aber irgendwas an seinem Blick, an seinem Gesichtsausdruck, ließ Jeff das bezweifeln. Als er das Zimmer verließ, war Jeff Bremmer überzeugt, daß, was auch immer geschehen war mit all den Mädchen - was nun auch mit Marilyn Crane geschah -, es allein Balsams Schuld war.

Peter Balsam saß einige Minuten lang alleine im Zimmer und überlegte, was er tun sollte. Egal, was er tat, er mußte es alleine tun. Es gab niemanden mehr, an den er sich hätte wenden können.

Er hatte sich entschieden. Er wollte Marilyns Mutter anrufen. Er wollte sie warnen, ihr sagen, daß sie auf Marilyn aufpassen, mit ihr reden sollte.



Peter packte seine Sachen zusammen, schloß die noch nicht korrigierten Fragebögen in seinem Schreibtisch ein und ging aus dem Zimmer. Er war so damit beschäftigt, sich zu überlegen, was er Mrs. Crane sagen wollte, daß er am Pfarrhaus vorbeiging, ohne überhaupt hinzusehen.

Bis etwa neun Uhr nahm bei den Cranes niemand das Telefon ab, und je später es wurde, desto unruhiger wurde Peter. Vielleicht kam er schon zu spät. Vielleicht war Marilyn schon etwas zugestoßen. Aber als endlich jemand ans Telefon ging, klang die Stimme, die an sein Ohr tönte, völlig normal.  
»Ja?«

»Mrs. Crane?«

»Ja. Wer spricht denn bitte?«

»Wir kennen uns noch nicht, Mrs. Crane. Ich bin einer der Lehrer von Marilyn.«

Geraldine Crane wollte spontan auflegen. Wie konnte er es wagen, sie anzurufen? Wußte er nicht, was jeder über ihn sagte?

»Mrs. Crane, sind Sie noch dran?«

»Was wollen Sie?« fragte Geraldine frostig.

»Ich rufe wegen Marilyn an. Ist sie zu Hause?«

»Natürlich ist sie da, wo sollte sie sonst sein?«

»Mrs. Crane, ich mache mir große Sorgen wegen Marilyn. Ich glaube, sie schwebt in Gefahr, und ich weiß nicht, was ich tun soll.«

»Gefahr?« Geraldine Crane hielt den Hörer weg von ihrem Ohr und starrte ihn an. Wovon sprach dieser Mann?

»Heute nachmittag arbeitete sie im Labor, und ich, nun, ich weiß nicht, wie ich es genau ausdrücken soll...«

»Ich würde vorschlagen, Sie drücken es so aus, wie es sich zugetragen hat, was immer es gewesen sein mag.«

»Nun, sie führte eine Art Selbstgespräch.«

»Marilyn? Seien Sie nicht albern.« Mit jeder Minute empfand Geraldine den Mann lästiger.

»Tut mir leid, vielleicht habe ich mich unglücklich ausgedrückt.« Er erzählte ihr, was er belauscht hatte und was danach passiert war, als Marilyn merkte, daß sie zu laut gesprochen hatte.

»Ich versuchte noch, ihr nachzugehen«, endete Peter, »aber bis ich auf den Gang trat, war sie schon weg.«

»Ich kann Sie beruhigen, sie ist jetzt ganz in Ordnung«, sagte Mrs. Crane eisig. »Sie kam am Nachmittag nach Hause, und wir sind zum Abendessen ausgegangen. Im Moment ist sie oben und macht ihre Hausaufgaben.«

»Mrs. Crane, es mag wie eine etwas seltsame Bitte klingen, aber ich denke, Sie sollten etwas Zeit mit Marilyn verbringen. Mit ihr reden. Versuchen Sie aus ihr herauszubringen, was sie bedrückt.«

Geraldine Crane verlor ihre Geduld. »Mr. Balsam, offensichtlich wissen Sie nicht, mit wem Sie sprechen. Zufällig bin ich ihre Mutter. Ich rede jeden Tag mit Marilyn. Sie verbringen vielleicht täglich eine Stunde mit ihr, und jetzt schlagen Sie mir vor, wie ich mich meiner Tochter gegenüber verhalten soll. Ich weiß, daß Sie von sich behaupten, ein Psychologe zu sein, aber ich muß Ihnen mitteilen, daß ich an so was keinen Glauben habe. Habe ich nie gehabt, und nach allem, was in Neilsville seit Ihrer Ankunft passiert ist, habe ich ihn noch weniger. Was mich betrifft, so halte ich es für jeden von uns für das beste, wenn Sie erheblich weniger Zeit dafür aufbringen würden, sich in die Angelegenheiten ihrer Schüler zu mischen, sondern sich ausschließlich um Ihren Unterricht kümmern würden.«

»Mrs. Crane...«

»Mr. Balsam, ich fände es nett, wenn Sie mich nicht unterbrechen würden. Marilyn ist nicht wie die anderen Kinder in Neilsville. Schon als sie noch ein Baby war, war sie ein wenig anders. Ich weiß nicht, weshalb, aber so war es immer. Sie sehen also«, fuhr sie mit Sarkasmus fort, »Ihre

wunderbaren Wahrnehmungen sind keine Neuigkeiten für mich. Ich bin mir bewußt, daß Marilyn in letzter Zeit ein wenig durcheinander war, aber warum sollte sie das nicht sein? Mein Gott, Mr. Balsam, sie hat drei ihrer besten Freundinnen verloren. Ich weiß nicht, ob Sie sich dessen bewußt sind, aber Marilyn war mit diesen Mädchen sehr eng befreundet. Sie besuchte Judy Nelson im Krankenhaus, und Karen Morton lud Marilyn auf ihre Party ein. Natürlich ist sie da durcheinander. Sie ist ein ganz normaler Teenager, Mr. Balsam. Und ich möchte glauben, daß Sie das verstehen.« Ohne auf Antwort zu warten, warf Geraldine den Hörer fest auf die Gabel.

Peter Balsam starrte auf den toten Hörer in seiner Hand. Er fragte sich, was er tun sollte. Aber da schien es nichts zu geben. Er setzte Kaffeewasser auf und nahm eine der Pillen, die ihm beim Wachbleiben halfen. Es würde eine lange Nacht werden.

Vor Wut kochend, saß Geraldine Crane eine Weile da, nachdem sie Balsam abgehängt hatte und sich dazu gratulierte, wie toll sie mit diesem unverschämten Lehrer umgesprungen war. Als ihr Zorn sich legte, fiel ihr wieder ein, was er gesagt hatte. Könnte er recht haben? Gab es da etwas, was Marilyn quälte?

Marilyn lag auf dem Bett, ein Buch aufgeschlagen vor sich. Als ihre Mutter ins Zimmer kam, sah sie auf, klappte das Buch aber nicht zu.

»Marilyn?« Geraldine war zögernd, als ob sie nicht so recht wüßte, wie sie sich ihrer Tochter nähern sollte.

»Ich lerne, Mutter.« In Marylins Stimme war Leblosigkeit.

»Ich dachte mir gerade, daß du dich vielleicht ein Weilchen unterhalten möchtest.«

»Nein. Ich rede sowieso zuviel. Kannst du mich nicht einfach alleine lassen?« Marilyn widmete wieder ihre *ganze* Aufmerksamkeit dem Buch.

Hilflos stand Geraldine an der Tür, sie fragte sich, was sie

machen sollte. Sie ging den Weg des geringsten Widerstandes und wollte das Zimmer verlassen.

»Marilyn, wenn du dich aussprechen möchtest, ich bin für dich da.«

»Ich weiß, Mutter.« Aber dies war eine Absage, und Geraldine wußte das. Sie ließ ihre Tochter alleine und ging nach unten.

Marilyn stand auf und machte die Tür zum Zimmer zu. Warum konnte man sie nicht alleine lassen? Alle? Das war Mr. Balsam am Telefon gewesen, sie war sich dessen sicher. Wenn er es nicht war, wer sonst hätte angerufen und ihre Mutter veranlaßt, mit ihr zu reden. Sie konnte nicht mit ihnen reden. Über was sollten sie sprechen? Über die seltsamen Sachen, die sie sich antun wollte? Sie würden nichts verstehen. Sie verstand es ja selbst nicht einmal, wie sollten die anderen es da können?

Vielleicht wollten sie, daß sie durcheinander war. Vielleicht war das alles Mr. Balsams Werk, oder wenigstens teilweise, was immer es war. Aber er? Das war doch nicht möglich? Oder?

Sie wollte beten. Sie wollte um Führung beten, und die Heilige Jungfrau würde ihr sagen, was sie zu tun hätte.

Sie begann zu beten. Sie betete die ganze Nacht lang. Und während der ganzen Nacht heulten in ihrem Inneren die Stimmen, riefen nach ihr, sangen für sie.

Die Nacht war lang, aber für sie war sie beinahe nicht lang genug.

## 29

Peter Balsam beobachtete den Sonnenaufgang, beobachtete, wie der schwarze Horizont zuerst perlgrau wurde, dann blaßrosa, als die ersten Strahlen über die Hügel gekrochen

kamen. Die lange Nacht war vorbei.

Er hatte stundenlang dagesessen und seine schwachen Energien auf den Widerstand gegen die seltsamen Gedanken in ihm konzentriert. Stunde um Stunde hörte er die Gesänge durch seinen Kopf hallen, wie unsichtbare Finger nach ihm fassend, an ihm zerrend, ihn auffordernd, seine Wohnung zu verlassen und zu gehen - wohin?

Er wußte es nur zu genau. Ganz sicher heischte die Gemeinschaft des St. Peter Martyr nach ihm und versuchte, ihn ins Pfarrhaus zu bewegen und all das Böse ein weiteres Mal über ihn zu bringen. Mehrere Male während der Nacht hatte das Telefon geklingelt, das schrille Klingeln durchbrach seine intensive Konzentration und sandte Wellen der Angst durch ihn hindurch. Er wollte nicht abheben, wollte den Sessel, in dem er klebte, nicht verlassen. Jedesmal, wenn es klingelte, schien es lauter als das letztemal und länger. Der letzte Anruf war kurz vor der Dämmerung gewesen, das Klingeln hatte sich endlos hingezogen, der stete Rhythmus der Glocke brach auf ihn herein, trampelte auf seinen Nerven herum, schüttelte ihn. Jetzt, wo die Sonne sich über Neilsville erhob, schleppte sich Peter Balsam in sein kleines Badezimmer. Er schaute sich im Spiegel an und fragte sich, ob das Bild, das er sah, wirklich er selber war oder ob jemand anders von dort reflektiert wurde.

Aus Schlafmangel hatten seine Augen rote Ränder, und in den Augenwinkeln begannen sich Krähenfüße gegen seine blasse Haut: abzuzeichnen. Sein ganzes Gesicht schien unter der Müdigkeit, die er spürte, zusammenzusacken. Er fragte sich, wie lange er das noch aushallen würde.

Heute, entschied er. Heute mußte er irgendeine Möglichkeit finden, ins Pfarrhaus eindringen zu können, um das Arbeitszimmer zu durchsuchen. Was immer er dort zu finden hoffte, es mußte da sein. Wenn nicht, hatte er keine Hoffnung mehr.

Im Kampf gegen die Müdigkeit begann er sich anzuziehen.

In ihm entstand eine irrationale Idee, und er langte in das oberste Schrankfach und zog aus seinen Tiefen eine große Schachtel hervor. Er legte sie auf das Bett und öffnete sie. Darin lag seine Mönchsrobe, Relikte einer sicheren Vergangenheit. Er legte die ungewohnten Kleidungsstücke an. Eines nach dem anderen.

Er wußte, daß die Erschöpfung ihn überkam, wußte, daß er das nicht tun sollte. Er versuchte, sich zu überreden, die Verkleidung auszuziehen und seine gewöhnlichen Sachen anzuziehen. Aber sein Verstand wollte nicht gehorchen, und wieder hörte er die Gesänge, wie sie nach seiner Seele trachteten. Nur, jetzt hatte er keine Reserven mehr. Sein Kampf war aus. Stumpfsinnig gehorchte sein Körper den ungesprochenen Kommandos, die in seinen Verstand fluteten.

In einer schwarzen Robe, mit einem Kruzifix, das um seinen Hüften baumelte, verließ Peter Balsam seine Wohnung und ging in Richtung Main Street.

Auch Marilyn hatte die ganze lange Nacht hindurch gegen die Stimmen angekämpft; ihren Rosenkranz fest in ihrer Hand umklammert, zählte sie eine Dekade nach der anderen ab und betete für ihre Seele. Während die Sonne den Himmel erklimmte, legte Marilyn den Rosenkranz beiseite und sah ihre Finger an. Sie waren in der Nacht rot geworden und angeschwollen. Blasen zeigten an, wo sie die Perlen gedrückt hatte, als ob sie allein durch Druck Stärke finden könnte. Ihre Beine schmerzten, und zuerst konnte sie sich kaum rühren. Sie saß an der Bettkante, beugte zuerst ein Knie, dann das andere. Sie versuchte, das Chaos, das immer noch in ihrem Geist tobte, zu vertreiben und konzentrierte sich statt dessen auf die Geräusche, die ihre Familie während des Morgenrituals machte.

Sie hörte, wie ihre Mutter sie rief, und zwang sich, vom Bett aufzustehen, durch die Tür ihres Zimmers zu gehen und dann die Treppen hinunter. Ihre Mutter starrte sie in der Küche an.

»Du bist nicht angezogen«, rügte die Stimme. Noch eine anklagende Stimme. Ein weiteres Fragment der Mißbilligung, das sich noch zur Verwirrung gesellt.

»Ich bleibe heute zu Hause«, ihre Stimme war flach, ausgelaugt von den langen Stunden des geflüsterten Gebets.

»Sei nicht kindisch.« Geraldine sah ihre Tochter scharf an.  
»Bist du krank?«

»Nein. Nur müde.«

»Nun, tut mir leid. Du hättest nicht bis tief in die Nacht lernen sollen. Aber das ist deine Schuld, und nur deine. Du gehst mir in die Schule.«

Die Worte drangen in Marilyns Verstand, während sie sich langsam die Treppen hochmühte. »Deine Schuld. Deine Schuld. Deine Schuld.« Alles war ihre Schuld. Alles, was danebenging, war ihre Schuld. Das Chaos in ihrem Kopf wurde schlimmer, und Marilyn hörte zu denken auf.

Sie zog sich langsam an, beinahe im Traum, und als sie fertig war, schaute sie in den Spiegel hinein.

Ich bin hübsch, dachte sie. Ich bin wirklich sehr hübsch.

Sie ging nach unten und präsentierte sich ihrer Mutter. Kritisch beäugte Geraldine ihre Tochter.

»Weiß?« fragte sie. »Für die Schule? Das ist ein Sonntagskleid.«

»Aber ich will es heute tragen.«

Warum eigentlich nicht, fragte sich Geraldine. Sie sieht so müde aus, und wenn sie sich darin wohler fühlt, warum nicht. Sie gab ihrer Tochter einen Kuß auf die Wange, und Marilyn ging aus dem Haus. Sie ging langsam, beinahe ohne ihre Umgebung wahrzunehmen. Plötzlich fühlte sie sich in Frieden, und die Stimmen in ihrem Kopf riefen jetzt nicht mehr kreischend nach ihr. Jetzt sangen sie ihr etwas vor, besänftigten sie ihr Gemüt.

Sie kam an die Main Street, aber anstatt sich auf den Weg zu dem langgestreckten Hügel zu machen, bog sie nach der

anderen Seite ab und ging nach Neilsville hinein, ihr weißes Kleid wogte um sie herum, und die Sonne badete ihr Gesicht.

Weit entfernt, wie am Ende eines Tunnels, sah sie einen Umriß, der auf sie zuging. Sie konzentrierte sich auf diesen Brennpunkt und stellte ihren Brennpunkt so genau ein, daß sie außerdem nichts mehr wahrnahm: nur noch die langsam näher kommende Gestalt.

Marilyn klammerte mit einer Hand ihre Tasche vor den Unterleib und begann mit der anderen schon wieder die Dekaden des Rosenkranzes zu zählen.

Peter Balsam schleppte sich langsam die Main Street entlang, er merkte kaum, daß ihm die Leute nachstarrten. Er wußte, daß er in seiner Robe ein komisches Spektakel abgeben mußte. Außerdem war er unrasiert, und seine Augen waren rot und angeschwollen. Er wollte zurückgehen, nach Hause, und sich wieder einschließen. Aber es war zu spät. Jetzt hatten ihn die Gesänge fest im Griff, und er konnte nur weitergehen, mit stetem Schritt, vorsichtig einen Fuß vor den anderen setzend.

Dann sah er in weiter Ferne eine Person auf sich zukommen. Er merkte, wie er seinen Schritt beschleunigte, und er fragte sich, warum. Die weiße Gestalt vor ihm winkte, aber dann merkte er, daß nicht sie winkte, sondern er selbst. Er stützte sich einen Moment lang ab, er brauchte eine Pause, um sein Gleichgewicht wiederzuerlangen. Die Figur in Weiß schien auch stehenzubleiben.

Peter strengte seine Augen an, er wollte wissen, wer das war. Dann wußte er es.

Es war Marilyn Crane.

Sie sollte eigentlich den gleichen Weg gehen wie er, den Hügel hinauf. Statt dessen kam sie ihm entgegen.

Da stimmte doch etwas nicht. Er *zwang* seinen erschöpften Verstand, wieder zu funktionieren. Marilyn kam ihm entgegen, und irgend etwas stimmte nicht. Jetzt versuchte er, bewußt zu laufen; seine Füße verweigerten den Gehorsam. Aber er mußte



zu ihr.

Er erhob seinen von der schwarzen Robe umhüllten Arm und winkte.

Marilyn sah, wie die dunkle Gestalt näher kam. Und dann sah sie den erhobenen Arm. Er winkte ihr zu. Er winkte ihr zu, so wie die Stimmen in ihrem Kopf ihr zugewunken hatten.

Mit einem Mal wußte sie, wer die Gestalt war.

Ganz in schwarzen Kleidern kam der Tod, um sie zu holen.

Sie wollte rennen, sich dem Gespenst in die Arme werfen und von ihm davontragen lassen.

Aber vorher mußte sie etwas anderes tun. Sie mußte noch eine Handlung begehen, eine symbolische Geste war nötig, damit die Gestalt wußte, daß sie bereit war, ihn zu akzeptieren.

Ihre rechte Hand warf den Rosenkranz davon, und das Kruzifix schlug klappernd auf den Gehsteig. Marilyn kniete sich hin, langte in ihre Tasche, den Blick fest auf die Gestalt vor ihr gerichtet. Ihre Finger umschlossen das kleine Päckchen. Die Rasierklingen, die sie schon seit langem bei sich hatte. Sie fühlte sie.

Peter blieb schlagartig stehen, als er merkte, daß Marilyn nicht mehr auf ihn zukam. Er sah, wie das Kruzifix und der Rosenkranz auf den Bürgersteig fielen, und seine Hände faßten an die Hüften, seine Finger umklammerten seinen eigenen Rosenkranz.

Jetzt kniete sie und hatte ihre Tasche neben dem Rosenkranz hingelegt. Und dann begann es rot aus ihren Handgelenken zu fließen. Peter wußte sofort, was los war. Er begann zu rennen.

Marilyn sah zu, wie ihr das Blut aus dem linken Handgelenk spritzte, und wechselte die Rasierklinge rasch in die andere Hand. Unbeholfen hackte sie auf ihren Arterien der rechten ein. Plötzlich setzte die Klinge ihre Wunde; Haut und Fleisch wichen auseinander. Für Bruchteile einer Sekunde starrte sie auf die pulsende Arterie, dann trieb sie die Rasierklinge tiefer hinein. Eine samtrote Fontäne ergoß sich, spritzte gegen das

Weiß ihres Kleides und tröpfelte langsam auf das Pflaster neben ihr.

Sie schaute auf, weg von dem Blut. Sie hatte recht gehabt. Jetzt kam der Tod zu ihr, rannte ihr entgegen, und sie mußte losgehen, um ihm zu begegnen. Sie fing an zu rennen, ihre Arme streckte sie dem herannahenden Tod entgegen, das Blut schoß aus ihren Handgelenken.

Aus der First Street fuhr der Lastwagen auf die Main Street zu. Ausnahmsweise war die Ampel - Neilsvilles einzige - grün. Der Fahrer trat aufs Gas, und der Motor heulte auf. Er wollte die Ampel noch passieren.

Es geschah alles so schnell, daß der Fahrer keine Zeit zu reagieren fand.

Von links rannte eine Figur vor den Lastwagen, ein Schatten, rot und blendend weiß. Er stieg auf die Bremse, aber noch bevor der Lastwagen langsamer wurde, hörte er den dumpfen Aufprall und den Schrei.

Er brachte den Lastwagen zum Stehen und sprang aus dem Führerhaus. Er warf sich auf das Pflaster.

Ihr Kopf war unter dem linken Vorderrad eingeklemmt, das Genick gebrochen. Marilyn Crane lag in einem samtroten Haufen. Nur das Blut, das immer noch aus ihren Handgelenken gepumpt wurde, zeigte an, daß sie noch am Leben war. Peter Balsam hatte es kommen sehen. Er sah, wie Marilyn über die Straße auf ihn zulief, nur auf ihn gerichtet, und deshalb sah sie nicht, daß die Ampel rot war und der Lastwagen ankam. Falls sie ihn sah, bevor er sie erfaßte, so *zeigte* sie keine Reaktion. Sie versuchte nicht, auszuweichen, sie versuchte nicht, stehenzubleiben.

Einmal schrie sie auf, aber das war ein Reflex.

Er wußte nicht, ob er stand oder die Szene im Laufen mitbekam. Aber plötzlich war er neben ihr, kniend. Das schwere Tuch seiner Robe saugte sich mit ihrem Blut voll.

Mit rasendem Verstand stimmte Balsam ein Gebet für den

verletzten und sterbenden Körper von Marilyn Crane an.

Aus seiner Vergangenheit, aus seiner Erinnerung heraus, verabreichte Peter Marilyn die Letzte Ölung.

Langsam strömte die Menge zusammen, bis schließlich eine ziemlich große Menschengruppe Peter umstellte, während er für die Seele von Marilyn betete. Die Menge war geschockt, aber endlich löste sich einer von ihnen und suchte nach einem Telefon.

Wenige Augenblicke danach heulte die Ambulanz durch Neilsville.

Im Pfarrhaus starrte Monsignore Vernon in die letzten glühenden Kohlen des erlöschenden Feuers. Eine tiefe Selbstbefriedigung erfüllte ihn, und er stand auf. Er ging ans Fenster und öffnete den Vorhang, um die Sonne hereinzulassen. Gleichzeitig mit dem Sonnenschein ertönte das Heulen der Sirene.

Der Priester lächelte leicht. Endlich war die lange Nacht vorbei.

Er begann, sich für den kommenden Tag vorzubereiten.

## 30

Die Geschichte fegte durch Neilsville, noch bevor die Ambulanz Marilyn Crane und Peter Balsam ins Krankenhaus eingeliefert hatte.

Neilsville hörte auf zu funktionieren. Zum ersten Male fühlte sich jeder persönlich betroffen, als er von der Geschichte hörte. Bis zu diesem Tag hatten alle nur über die Mädchen, die gestorben waren, geredet oder geflüstert. Aber an diesem Tage hatten sie es mit angesehen, hatten vom Bürgersteig oder aus ihren Fenstern beobachtet, wie das Böse unter ihnen sich auf die Straße ergoß. Bis zum Mittag hatte jeder in der Stadt die Geschichte gehört, sie erzählt und von neuem gehört. Für jeden

von ihnen schien es, als hätten sie es selbst gesehen; bis zum Mittag glaubten alle, es gesehen zu haben.

An diesem Tag fiel die Schule aus, noch ehe sie begonnen hatte. Die Schwestern zogen sich in ihre private Kapelle zurück, um den Tag im Gebet zu verbringen. Die Kinder gingen nach Hause, aber auf ihrem Heimweg redeten sie, und bis sie schließlich zu Hause ankamen, waren sie sich sicher, Marilyn Crane sterben gesehen zu haben.

Sie war bereits tot, als der Krankenwagen in der Klinik ankam, aber immer noch bemühte man sich, wie es für Krankenhäuser typisch ist, so zu tun, als ob sie noch lebte. Beinahe eine Stunde arbeitete man an ihr herum, und die ganze Zeit über saß Peter Balsam stumpf da und schaute vor sich hin. Er wußte, daß sie nicht Marilyn behandelten, sondern eigentlich mehr sich selber, indem sie durch ihre Aktivität die Wahrheit verdrängten. Die Wahrheit darüber, was geschehen war und was sich noch ereignen sollte.

Forsch ging Margo Henderson ins Nothilfezimmer, aber als sie sah, weshalb man sie gerufen hatte, blieb sie auf der Stelle stehen. Sie starrte das Gespenst, das vor ihr stand, an. Sie traute ihren Augen nicht. Aber dann brach die Berufsroutine von vielen Jahren Krankenhaus durch, und sie nahm sich zusammen. Sie näherte sich Peter Balsam.

»Peter?« Er gab keine Antwort, und sie merkte, daß er unter Schock stand. Sie wiederholte seinen Namen: »Peter?«

»Ich muß es zu Ende bringen«, murmelte er. »Ich muß es zu Ende bringen!« Er wiederholte diesen Satz mehrere Male, während Margo ihn durch die Gänge führte.

Dr. Shields hatte ihm eine Beruhigungsspritze verpaßt, und langsam erwachte er daraus. Zuerst blickte er Margo an, dann den Arzt. »Sie ist tot«, sagte er.

»Was ist geschehen?« fragte Dr. Shields freundlich. »Können Sie darüber sprechen?«

»Da gibt es nicht viel zu reden«, sagte Peter heiser. »Ich muß

es beenden, das ist alles.«

»Peter, da ist nichts, was du tun kannst«, sagte Margo. Mit einem Mal hatte sie ein Bild vor Augen, das Bild jenes attraktiven jungen Mannes, den sie erst vor kurzem im Zug kennengelernt hatte. Konnte dieses hagere Wesen, dem eine blutige Robe wie ein Lumpen von den gebeugten Schultern hing, noch derselbe Mann sein?

Nein, sagte sie sich, auf keinen Fall. Sie biß sich auf die Lippen, um ihre Tränen zurückzuhalten, dann rannte sie aus dem Zimmer. Peter sah, wie sie ging, und ihm war klar, daß sie dieses Mal für immer ging. Es machte nichts aus. Das einzige, was zählte, war, daß er das Grauen beenden mußte. Er versuchte, sich auf den Arzt zu konzentrieren.

»Ich muß schlafen«, sagte er. »Können Sie mir etwas geben, damit ich schlafe? Wenn ich schlafe, wird es mir schon wieder besser gehen.«

Dr. Shields nickte. »Ich möchte Sie im Krankenhaus behalten.«

»Wird man mich beobachten?« fragte Peter.

»Sie beobachten?«

»Während ich schlafe. Wird man mich beobachten, während ich schlafe?«

Dr. Shields nickte.

»Wenn man mich beobachten wird«, sagte Peter unklar, »ich kann nicht alleine schlafen, verstehen Sie?«

Dr. Shields nickte verständnisvoll, obwohl er nicht die leiseste Vorstellung hatte, wovon der junge Mann sprach.

»Ich werde es veranlassen«, versprach er.

Dreißig Minuten später lag Peter Balsam tief schlafend im Neilville Memorial Krankenhaus. An seinem Bett saß eine Krankenschwester. Etwa eine Stunde lang beobachtete sie ihn, überprüfte seine Atmung und seinen Pulsschlag. Dann fand sie, daß alles soweit gut stand mit ihm, und verließ das Zimmer auf Zehenspitzen, um ihren anderen Pflichten nachzukommen.

Der Klang der schlagenden Kirchenglocken ließ ihn erwachen, und er wußte, was das bedeutete.

In ganz Neilsville hielten die Kirchen Sondergottesdienste ab. Die Menschen hatten danach verlangt, sie brauchten etwas, das sie vom Grauen des Tages befreite, sie brauchten die Zuversicht, daß eines Tages alles wieder gut sein würde unter ihnen.

Peter lag in seinem Krankenhausbett und fand es sonderbar. Die Glocken läuteten für Marilyn, alle, mit Ausnahme derer von St. Francis Xavier. Die Glocken von St. Francis Xavier klangen wie gewöhnlich, sie riefen die Gläubigen zur Abendmesse. Für gewöhnlich würde an einem Wochentag der Besuch mager ausfallen. Aber nicht heute abend, da war er sicher. Heute abend würden sie alle kommen, schuldbewußt für die Seele von Marilyn Crane beten, in dem Bewußtsein, daß sie das eigentlich nicht tun sollten, daß Marilyn ihre Gebete nicht mehr verdiente, aber trotzdem beteten sie für sie.

Er sah auf die Uhr. Noch dreißig Minuten, dachte er, dann sind sie alle in der Kirche. Alle von uns, außer denen, die hier sind oder unter der Erde.

Alle von uns. Peter wiederholte die Worte im Geiste. Alle von uns.

Peter Balsam saß aufrecht im Bett, die letzten Spuren des Schlafes fielen von ihm ab, und sein Verstand erwachte auf einmal. Jetzt war es an der Zeit. Wenn es je einen günstigen Zeitpunkt gab, dann jetzt.

Er stand von seinem Bett auf und schleppte sich in das kleine Badezimmer, das aus Platzgründen zwischen seinem Zimmer und dem danebenliegenden untergebracht war. Er spritzte sich kaltes Wasser ins Gesicht und schaute in den Spiegel.

Seine Augen sahen besser aus, die Krähenfüße waren verschwunden. Er hatte eine Rasur nötig, aber es war ihm egal. Es sah ihn sowieso niemand.

Im Schrank fand er die blutbefleckte Robe. Obwohl ihn

davor ekelte, zog er sie an. Dann setzte er sich hin und wartete.

Er wartete, bis die Glocken verstummten und Ruhe sich über Neilsville legte. Dann verließ er sein Zimmer. Ohne mit jemandem zu sprechen, ging Peter Balsam aus dem Krankenhaus.

Niemand versuchte ihn aufzuhalten. Vielleicht wegen der eigenartigen Figur, die er abgab, barfuß, die blutbefleckte Robe am Boden nachschleifend, sein Kruzifix fest in der Hand haltend. Die Pfleger sahen die Schwestern an, die Schwestern sahen den diensthabenden Arzt an, aber keiner sagte etwas. Dr. Shields hatte ihn eingewiesen, hatte aber nichts davon gesagt, ihn dazubehalten. »Achten Sie darauf, daß er schläft.« Das hatte der Arzt verordnet, und das hatten sie auch getan. Peter Balsam hatte geschlafen, und jetzt ging er nach Hause.

Aber er ging nicht nach Hause. Er ging langsam den Hügel hinauf und lauschte dabei den Klängen der Chöre, die ihre Stimmen in ganz Neilsville zu Gott erhoben. Niemand war zu sehen, aber er konnte sie spüren, wie sie still in den Kirchen beteten.

Er erklimmte die Stufen zum Pfarrhaus und trat in die Eingangstür. Er nahm die silberne Glocke in die Hand und läutete, er läutete noch einmal. Das Klingeln hallte durch das spärlich erleuchtete Haus, und Peter wußte, daß er alleine war. Schnell lief er durch den Flur zur Tür des Arbeitszimmers.

Dort blieb er stehen. Mit einem Male bekam er es mit der Angst. Er mußte sich in Erinnerung rufen, daß das Zimmer hinter der Tür leer war, daß keine eigenartigen Rituale zelebriert wurden und daß an diesem Abend niemand versuchen würde, ihn in dieses Zimmer zu locken. Heute kam er aus freien Stücken.

Er öffnete die Tür und trat in den kleinen Raum ein. Er fand den Lichtschalter, und der Raum wurde von einem gelblichen Glanz erfüllt. Der ganze Raum schien sich zu verändern, als die Düsternis weggeschwemmt wurde.

Im Schreibtisch fing er zu suchen an, rasch öffnete und schloß er die Schubladen. Er wußte nicht genau, wonach er suchte. Er würde es erkennen, wenn er es sah.

Im Schreibtisch war nichts. Er ging zu einem kleinen Aktenschrank, der in eine der Wände eingelassen war. Er öffnete die oberste Schublade und begann, die Akten durchzugehen. Nichts.

In der zweiten Schublade ebenfalls nichts.

In der dritten fand er, wonach er suchte.

Es war ein großer, versiegelter Umschlag, der hinter den letzten Ordner geklemmt war. Peter zog den Umschlag aus seinem Versteck hervor und riß ihn auf. Ein Sammelalbum. Ein Sammelalbum und ein Schnellhefter. Er schlug den Schnellhefter auf.

Obenauf lag ein einzelnes Blatt Papier; darauf war eine Namensliste geschrieben. Fünf Namen waren durchgestrichen.

JUDY NELSON KAREN MORTON PENNY ANDERSON  
JANET CONALLY MARILYN CRANE

Am Ende der Liste tauchte der Name von Judy Nelson noch einmal auf, diesmal nicht durchgestrichen.

Peter Balsam hatte gefunden, was er suchte.

Er steckte den Schnellhefter in den Umschlag zurück und schloß die Schublade des Aktenschrankes. Bevor er das Arbeitszimmer verließ, knipste er das Licht aus. Dann trat er mit dem Umschlag aus dem Pfarrhaus in die beginnende Abenddämmerung.

Zum ersten Mal seit vielen Tagen wurde Peter in der Dämmerung nicht bange. In dieser Nacht wollte er sein Mosaik beenden. Diese Nacht sollte den Terror für ihn und für Neilsville beenden. Als er den Hügel hinunterlief, schlugen wieder die Glocken von St. Francis Xavier. Die Messe war vorbei.

Zurück in seiner Wohnung, fing Balsam an, das Sammelalbum durchzusehen. Rasch blätterte er die Seiten um.



Sie waren mehr oder weniger gleichen Inhalts: beklebt mit vergilbten Zeitungsausschnitten, jeder Ausschnitt mit einer Schlagzeile in Riesenlettern

*Mädchen schlachtet Eltern, Selbstmord*

*Die Moderne Lizzy Borden wird ihren Prozeß nicht erleben*

*Kind sieht zu, wie Eltern sterben*

Es waren annähernd fünfzig Ausschnitte in dem Sammelalbum, kurze, einspaltige Artikel und mehrseitige Titelgeschichten. Alle handelten sie vom selben Verbrechen, alle stammten aus derselben Zeit. Peter Balsam überflog sie schnell. Er mußte drei oder vier Jahre alt gewesen sein, als das Verbrechen stattfand.

Er schlug wieder die erste Seite des Sammelalbums auf und begann, die Artikel sorgfältig durchzulesen.

Die meisten gaben lediglich die nackten Tatsachen wieder:

Ein Mann und seine Frau waren in ihrem Bett ermordet aufgefunden worden. Im selben Zimmer hatte man die Tochter entdeckt, an einem Lampenhaken erhängt. Als man den Raum sorgfältig absuchte, fand man den kleinen Sohn des Paares im Schlafzimmerschrank versteckt, er stand unter Schock.

Die Illustrierten hatten die Geschichte auf vielen Seiten aufgeblasen, und aus diesen Artikeln bezog Peter Balsam Einzelheiten des bizarren Verbrechens.

Das Paar war beim Liebesakt ermordet worden. Ihre Tochter war zu ihnen hereingekommen und hatte sie mit einem Fleischbeil erschlagen. Die Art der Waffe wies auf Vorsatz hin. Das Motiv war unklar. Es gab einige Spekulationen darüber, daß das Mädchen nicht mit ihrem eigenen Schicksal fertig wurde - eine Autopsie hatte ergeben, daß sie schwanger war.

Was die Illustrierten jedoch am meisten herausstellten, war der Junge - der kleine Junge, von dem man glaubte, daß er aus dem Schrank alles mit angesehen hatte, von dem Augenblick an, als seine Eltern ins Schlafzimmer kamen, um sich zu lieben - ohne daß sie von seiner Anwesenheit wußten -, bis zu dem

Augenblick, als seine Schwester das Fleischbeil ins Zimmer brachte, ihre Eltern erschlug und sich dann selbst am Lampenhaken erhängte.

Als man ihn fand, stand er unter Schock, und man brachte ihn ins Krankenhaus. Dort stellte man fest, daß das Kind keine lebenden Angehörigen mehr hatte. Schließlich brachte man ihn anonym in ein Kloster.

Das Kloster blieb ungenannt, aber Balsam wußte Bescheid, welches es war. Was er gerade gelesen hatte, war die Geschichte, die man sich zuflüsterte, als er ein Kind war. Keines der Kinder im Kloster hatte die Tatsachen gekannt. Jetzt kannte Peter sie alle.

Er suchte die Zeitungen durch.

Der Name. Wo war der Name der Familie?

Der Name wurde nicht genannt. Nirgends. In jeder Geschichte waren die Namen aller an dem Verbrechen Beteiligten sorgfältig ausgelöscht worden, als ob der, der das Sammelalbum zusammengestellt hatte, zwar wollte, daß man die Geschichte erfuhr, aber Identitäten geheimhalten wollte. Auch die Zeitungen an sich waren nicht zu identifizieren. Zu sorgfältig waren die Artikel aus den Seiten herausgeschnitten worden.

Nur in einem Abschnitt gab es einen Hinweis. In einer Geschichte war das übersehen worden. Der Name des Kindes war Peter.

Mit einem Mal war alles klar. Er war nie über den Schock weggekommen. Die ganze Zeit über, während er aufgewachsen war, hatte es in ihm gegärt, die ganze Zeit über, während der er sich auf seine Priesterschaft vorbereitet hatte. Und dann, vor nicht allzu langer Zeit, hatte der Schock ihn eingeholt.

Er hatte begonnen, heranwachsende Mädchen zu hassen. Hatte er denn keinen Grund dazu? Hatte nicht eine von ihnen ihm die Eltern weggenommen? Ihm sein Heim weggenommen? Ihn mit nichts zurückgelassen? Wenn eine zu

so etwas fähig war, warum nicht alle? Sein Haß war größer geworden und hatte sich in Besessenheit verwandelt.

Und Peter Vernon - heute Monsignore Vernon - hatte seine Besessenheit eingesetzt. Er hatte sich diese Kräfte zunutze gemacht und angefangen zurückzuschlagen, seine verletzte Seele wollte sich für den Verlust der Eltern an den Kindern rächen.

Balsam blätterte das Album weiter durch. Nun konnte er, zum ersten Male, eine gewisse Sympathie für den Priester empfinden.

Er fragte sich, was er mit der Mappe tun sollte. Sollte er es der Polizei geben? Aber was würden sie tun? Gut, der Monsignore bewahrte ein Sammelalbum über ein Verbrechen, das mehr als dreißig Jahre zurücklag, auf. Na und? Wenn es in ihrer Familie passiert wäre, hätte sie nicht auch ein Sammelalbum? Diese Mädchen haben sich umgebracht, mein Herr, und die Tatsache, daß die ältere Schwester des Priesters vor dreißig Jahren das gleiche tat, ist nur eine dieser Übereinstimmungen.

Der Bischof. Er könnte es dem Bischof bringen. Auch wenn der Bischof nicht glaubte, daß Monsignore etwas mit den Selbstmorden zu tun hatte, würde das Album wenigstens beweisen können, daß während der Kindheit des Monsignore etwas schiefgelaufen war und daß man den Priester wenigstens sorgfältig im Auge behalten sollte. Der Bischof könnte anordnen, daß sich der Monsignore einer Beobachtung unterzog. Dann könnten die Psychiater den Fall übernehmen. Alles würde herauskommen.

Plötzlich ging die Tür auf.

Der Monsignore stand im Türrahmen, um seine Mundwinkel spielte ein kleines Lächeln; ein Lächeln, das von dem in seinen Augen lodernnden Feuer Lügen gestraft wurde.

»Ich wollte dich im Krankenhaus besuchen«, sagte er, »aber du warst schon weg.«

»Ja«, sagte Peter verdutzt, in seinem Kopf drehte sich alles.

»Darf ich reinkommen?« Die glühenden Blicke drangen in Peter ein, und ohne die Antwort abzuwarten, trat der Priester ein und machte die Tür hinter sich zu. »Du hast mein Sammelalbum gefunden«, sagte er leise. Sein Blick peilte durch den Raum und legte sich schließlich auf die geöffnete Mappe auf dem Tisch.

»Das warst du damals, über den wir immer geredet haben, stimmt's? Als wir noch klein waren?«

»Ja, ich war es«, sagte der Priester. »Aber bis vor fünf Jahren wußte ich das nicht.«

»Vor fünf Jahren?«

»Irgend jemand schickte mir das Sammelalbum. Ich weiß nicht wer, und ich weiß auch nicht warum. Aber es hat mir viel erklärt. Es ließ mich erkennen, was ich zu tun hatte.«

»Zu tun?« Peter Balsam spürte, wie sein Herz schneller schlug.

»Ich mußte sie bestrafen. Alle.«

»Du meinst die Mädchen?«

»Sie sind böse«, sagte der Priester. »Sie sind böse, mit ihrem Verstand und mit ihrem Körper. Der Herr will, daß ich sie bestrafe.«

»Ich dachte, es sei St. Peter Martyr«, sagte Balsam leise.

»Natürlich, das mußtest du auch. Ich wollte, daß du das glaubst. Ich wollte auch, daß die Mitglieder der Gemeinschaft das glaubten. So ist es wesentlich einfacher.«

»Ich verstehe«, sagte Peter. »Die Gemeinschaft hatte nie etwas mit Religion zu tun, oder?«

»Was ist Religion? Es hat mit meiner Religion zu tun und mit der von St. Peter Martyr. Aber nicht mit der Religion der Kirche. Die Kirche hat keine Religion mehr. Sie ist schwach geworden. Sie toleriert zuviel.«

»Und du nicht.«

»Das habe ich nicht nötig«, sagte der Priester. Die Glut in

seinem Blick flackerte heftig auf, und plötzlich bekam Peter Balsam Angst. Aber er mußte es wissen.

»Und ich«, sagte er, »warum brauchtest du mich?«

Jetzt lächelte Monsignore Vernon.

»Du glaubst, ich bin verrückt, nicht wahr?« fragte er.

»Bist du's?«

»Wenn ich es wäre, dann hätte ich nicht so gehandelt.«

Wieder brach die Angst auf Balsam herein. »So gehandelt? Was meinst du damit?«

»Alles andere hast du herausbekommen«, sagte der Priester einfach, »aber nicht deine Rolle dabei, oder?«

»Ich soll St. Acerinus darstellen«, sagte Peter. »Ich soll dich töten und anschließend bereuen. Aber das werde ich nicht tun.«

»Nein«, erwiderte der Monsignore. »Du hast alles andere hervorragend gemacht, aber ich erwarte nicht von dir, daß du mich tötest. Das war nie Teil meines Planes. So ist es beim ersten Mal gewesen. Dieses Mal nimmt St. Peter seine Rache.«

»Ich glaube, ich verstehe nicht«, sagte Balsam. Glaubte der Priester tatsächlich, die Reinkarnation von St. Peter zu sein? Dann überwältigte ihn die Wahrheit. Natürlich glaubte er das. Er mußte das, sonst wäre die Schuld für ihn zu groß gewesen. Wenn er nicht Peter Vernon war, sondern St. Peter Martyr, dann war alles anders. Er bestrafte Sünder und Ketzer, führte die Arbeit des Herrn durch und schützte die Mutter Kirche. Er war nicht länger einfach Peter Vernon, der wie ein Verrückter den Tod seiner Eltern rächte.

»Ich werde dich töten«, sagte Monsignore Vernon mitten in die Stille hinein.

Balsam starrte ihn an. »Das kannst du nicht«, protestierte er.

»Kann ich nicht?« Der Blick des Priesters war kühl. »Was wird passieren, wenn ich es tue? Man wird es für Selbstmord halten.« Während er dies sagte, spielte er mit einem Brieföffner, den er von Balsams Schreibtisch genommen hatte, zwischen seinen Händen herum. »Was wird man finden, wenn

man dich findet? Einen jungen Mann, Psychologen, Lehrer, der eine blutbefleckte Mönchsrobe trägt.«

Der Brieföffner blitzte auf. Als die Lichtblitze in seine Augen trafen, mußte Balsam blinzeln.

»Und wer ist dieser junge Mann? Sein Name ist Peter. Aufgewachsen in einem Kloster, wegen einer Tragödie in seiner Kindheit.« Mit der Spitze des Brieföffners deutete der Priester auf das Sammelalbum. »Und er hat fast überall versagt.«

Der Brieföffner blitzte wieder auf. Peter Balsam sah es, aber er war außerstande, seinen Blick von der Klinge zu wenden.

»Seine Schüler starben der Reihe nach«, fuhr der Monsignore mit unerbittlicher Stimme fort. »Aber hat er versucht, ihnen zu helfen? Nein. Statt dessen hat er sich damit beschäftigt, widersinniges Geschwätz über eine religiöse Arbeitsgruppe zu verbreiten. Und er hat sich sonderbar verhalten.«

Der Lichtstrahl schien direkt von der Klinge in Balsams Gehirn zu treffen.

Er merkte, wie die Schläfrigkeit ihn übermannte, er spürte, wie seine Glieder schwer wurden, und er wußte, daß dies die ersten Anzeichen einer Hypnose waren.

Er versuchte, dagegen anzukämpfen, versuchte, sich mit letzter Kraft wachzuhalten, von dem gleißenden Licht wegzusehen und die Stimme des Priesters abzublocken. Aber er konnte seinen Blick nicht von der Klinge trennen; die Stimme war unbarmherzig.

»Natürlich wird man das Album finden, und man wird über das Schicksal des kleinen Jungen lesen - des kleinen Peter -, der aufwuchs und ein Psychologe wurde und dessen Schüler damit begonnen hatten, sich umzubringen. Man wird sich ein genaues Bild machen, Peter. Deinen Tod wird man für einen Selbstmord halten. Deine Arbeit ist getan, Peter. Die meine fängt erst an.«

Peter sah, wie der Priester auf ihn zukam. Den Brieföffner hielt er beinahe achtlos in der rechten Hand. Noch immer blendete ihn das Licht in den Augen. Er befahl seinem Körper, etwas zu tun, sich zu bewegen, zu reagieren, aber es war unmöglich. Sein Gehirn schrie in seiner Müdigkeit geradezu heraus, aber sein Körper wollte nicht antworten.

»Möchtest du dir beim Sterben zusehen, Peter? Es wird nicht weh tun, das verspreche ich. Du wirst keine Schmerzen haben, Peter. Überhaupt keine Schmerzen. Die Klinge wird ganz leicht in dich hineingleiten, und dann ist es zu Ende.«

Die Spitze des Brieföffners saß ihm jetzt auf der Brust, drückte sich in die Falten seiner Robe. Und immer noch sah er zu, fasziniert wurde sein Blick auf die Klinge gelenkt.

Ist das das Ende, fragte er sich und starrte auf die polierte Klinge. Ist das das Gefühl, daß Karen und Penny und Janet und Marilyn hatten? Haben sie gesehen, wie das glänzende Metall ihnen den Tod brachte? Er versuchte, aus der schrecklichen Erstarrung zu erwachen, die von ihm Besitz ergriffen hatte.

Es war bereits zu spät.

Er fühlte einen leichten Druck, aber Monsignore Vernon hatte recht gehabt. Er hatte tatsächlich keine Schmerzen. Was er die letzten Tage empfunden hatte, das waren Schmerzen gewesen. Das hier war eine Erlösung.

Er gab sich hin und betete still um Vergebung.

Peter Balsam sah, wie die Klinge in seine Brust drang, aber er spürte nichts. Nur eine Art Vorahnung, und eine innere Fröhlichkeit. Das Grauen war für ihn endlich vorbei.

Zehn Minuten später verließ Monsignore Vernon Peter Balsams Wohnung. Zu Fuß ging er ins Pfarrhaus zurück. Er ging durch die Seitenstraßen. Niemand sah ihn, wie er andächtig durch Neilsville ging. Nicht, daß es etwas ausgemacht hätte, wenn man ihn gesehen hätte; die große, Autorität ausstrahlende Gestalt des Monsignore war ein vertrauter Anblick in Neilsville. Man glaubte an ihn. Man

suchte Halt bei ihm.

## 31

Eine Woche später begrub man Peter Balsam in einem Grab, das nicht gekennzeichnet wurde. Sie versuchten, seine Frau zu erreichen, aber sie war verschwunden. Man wußte auch nicht, ob sie seinen Sarg überhaupt wollte, falls man sie fand. Nicht, wenn sie erfuhr, was man ihr zu sagen hatte.

Wie es für Kleinstädte typisch ist, wußte jeder in Neilsville, wo das Grab lag. Und man besucht es; die Katholiken heimlich, die anderen offen. Man bedeckte es mit Dreck, als ob man die Erinnerung an ihn dadurch auslöschen könnte, daß man sein Grab entweihte. Täglich wurde der Schmutz beseitigt, doch über Nacht war er wieder da.

Es dauerte fast ein Jahr, schließlich vergaß oder begrub man seine Erinnerungen in den hintersten Winkeln des Gedächtnisses. Peters Grab lag sauber, unbesucht und unbeachtet da. Eine Zeitlang.

Für Judy Nelson war dieses Jahr das schwierigste in ihrem Leben. Sie hatte immer das Gefühl gehabt, außerhalb der Gemeinschaft zu stehen, aber während dieses Jahres war es noch schlimmer geworden. Ihre Freunde waren weg, und sie konnte sich keine neuen schaffen. Es war, als ob sie eine ansteckende Krankheit hätte; als ob das, was ihr widerfahren war und dann ihre Freunde erwischt hatte, noch immer in Neilsville steckte und jederzeit wieder zuschlagen könnte.

Judy wurde von der Erinnerung an Marilyn Crane heimgesucht. In der letzten Nacht, als sie eigentlich längst schlafen sollte, erinnerte sie sich. Sie hatte nicht gewollt, daß die Streiche so weit gingen. Sie hatte Marilyn nur ein bißchen geneckt. Sie wollte nicht, daß Marilyn starb. Aber Marilyn war gestorben, und Judy wußte, daß es bei Marilyn anders gewesen



war, egal, wie es mit den anderen Mädchen passiert war. Sie, Judy, hatte Marilyn in den Tod getrieben. Ihr Verstand würde sie das niemals vergessen lassen.

Am ersten Jahrestag von Peter Balsams Tod war Judys Erinnerung an Marilyn Crane bedeutender als je zuvor. Sie erwachte aus einem Schlaf, in dem sie Geräusche gehört hatte. Marilyn sang ihr zu, rief sie. Sie ging aus dem Bett und begab sich zum Schrank. Vom obersten Fach holte sie eine Schachtel herunter, in der ihr Konfirmationskleid lag. Sie öffnete die Schachtel und schüttelte das Kleid heraus.

Sie zog es an.

Leise schlich sie aus dem Haus und ging durch die Straße von Neilsville. Sie betrat den Friedhof und ging an die Stelle, wo Marilyn begraben lag. Lange stand sie da, starrte auf das Grab hinab und betete. Als das erste Morgengrauen sich am östlichen Himmel abzeichnete, ging Judy an das Grab von Peter Balsam. Auch dort stand sie sehr lange und betete noch einmal. Beim Beten schwoll in ihren Ohren die Musik an - eine Art von Gesängen.

Sie suchte in dem Schutt um das Grab herum, bis sie eine Glasscherbe fand.

Mit dieser Scherbe begann sie, sich aufzuschlitzen.

Man fand sie später am selben Morgen. Sie lag mit dem Gesicht nach unten und weit ausgebreiteten Armen auf dem Grab von Peter Balsam, so als ob sie die verfaulenden Reste, die darunter lagen, umarmen wollte. Lachen von Blut sickerten in die Erde um ihre Handfläche, und ihr Rosenkranz war zerrissen und lag im Schlamm; etwa an der Stelle, wo der Grabstein hingehörte, lagen weit verstreut die Perlen im Schlamm.

Man exhumierte Peters Skelett und verbrannte es.

Aber es geschah immer und immer wieder.

Die Menschen in Neilsville wunderten sich und waren in Furcht.

Ihre Erwartung wuchs, und jedes Jahr um dieselbe Zeit beobachteten sie ihre Töchter und suchten nach irgendwelchen Anzeichen. Aber es gab nie ein Anzeichen, nie einen Hinweis. Doch in jedem Jahr, irgendwann im Herbst, wurde eines der Kinder zu Hause vermißt. Man fand es immer an der gleichen Stelle, mit ausgebreiteten Armen, als ob es das leere Grab umarmen wolle.

Und jedes Jahr um dieselbe Zeit traf sich im Pfarrhaus der Kirche von St. Francis Xavier die Gemeinschaft des St. Peter Martyr.

Sechs Priester, die sich im Schein des Feuers versammelten, um zu ihrem Namensheiligen zu beten.

In jeder dieser Nächte fingen die Flammen zu später Stunde in einem langsamen Rhythmus zu tanzen an, und eine Stimme sprach zu ihnen.

»Lobet den Herren, meine Diener. Erschlagt die Ketzer und bestraft die Sünder.«

Jedes Jahr wurde der Wille von St. Peter Martyr ausgeführt, und die Sünden der Gläubigen wurden bestraft.